This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

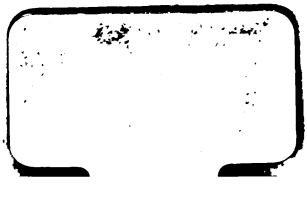
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Vet. Fr. II B. 1799
~~VM2. G1799~~

~~Vet. Fr. II B. 688~~
~~[illegible]~~



Des

Herrn von Montesquieu kleinere Werke.

Aus dem Französischen ganz neu übersetzt
und mit Anmerkungen versehen.

Erster Band.

Wien,
gedruckt und verlegt bey B. Ph. Bauer.

1799.

Abhandlung

über die

Staatsklugheit der Römer,

in Anſehung der Religion.

In der Verſammlung der Akademie zu Bordeaux den 18. Junius 1716 vorgeleſen.

Bey den alten Römern iſt die Religion weder aus Furcht, noch aus frommer Geſinnung, ſondern bloß aus Bedürfniß eingeführt worden. Die Nothwendigkeit, unter welcher ſich alle und jede menſchliche Geſellſchaften befinden, eine Religion zu haben, war allein die Stifterinn derſelben bey dieſer Nation. Die erſten Könige wandten eben ſo viel Sorgfalt an, eine öffentliche Verehrung der Gottheiten und gottesdienſtliche Gebräuche anzuordnen, als ſie ſich Mühe gaben, dem Staate Geſetze zu geben und Gebäude aufzuführen.

Die römiſchen Geſetzgeber und die Geſetzgeber andrer Völker unterſchieden ſich dadurch von einander, daß die erſtern die Religion für den Staat, und die letztern den Staat für die Religion ſchufen. Romulus, Tatius und Numa knüpften die Götter an die Politik; und man fand den Götterdienſt und die gottesdienſtlichen Gebräuche, die ſie einführten, ſo weiſe und nützlich, daß nach der Vertreibung der Könige das Joch der Religion das einzige war, welches dieſes Volk, in ſeiner Freyheitswuth, abzuwerfen ſich nicht getrauete.

Als die römischen Gesetzgeber die Religion einführten, so dachten sie weder an eine Verbesserung der Sitten, noch an einen moralischen Unterricht oder eine Einflößung sittlicher Grundsätze. Sie wollten nichts weniger, als Menschen, die sie noch gar nicht kannten (*), von dieser Seite einigen Zwang auflegen. Sie hatten anfänglich dabey nur eine einzige, nur die allgemeine Absicht, einem Volke, das sich vor nichts fürchtete, Furcht vor den Göttern einzuprägen, und sich dann dieser Furcht zu bedienen, dasselbe nach ihrem eigenen Willen und Belieben am Gängelbande zu leiten.

Numas Nachfolger unterstanden sich nicht, das zu ersetzen, was dieser Regent nicht geleistet hatte. Das Volk, das bereits vieles von seiner ersten Wildheit und Rohheit verloren hatte, war nun allerdings einer mehrern Zucht, war keiner Versittlichung fähig gewotden. Es würde nicht schwer gewesen seyn, zu den gottesdienstlichen Gebräuchen der Religion auch Grundsätze und Regeln der Sittenlehre hinzu zu fügen. Allein die Gesetzgeber der Römer waren zu gescheidt, als daß sie nicht hätten einsehen sollen, wie gefährlich eine Religions-Verbesserung dieser Art werden könnte. Dieß wäre ein Geständniß gewesen, daß die Religion bisher unvollkommen und mangelhaft gewesen sey; würde das Ansehen gehabt haben, als wenn man ihr ein Kindesalter und Stufenschritte an Jahren beygelegt hätte, und das würde ihr Ansehen, anstatt es zu vermehren und zu ver-

(*) Eine Variante hat: qui ne connoissoient pas encore les engagement d'une société, dans laquelle ils venoient d'entrer, die noch gar keine Kenntniß von den Pflichten einer Gesellschaft hatten, in welche sie erst vor kurzer Zeit getreten waren.

ſtärken, nur geſchwächt und vermindert haben. Die Weisheit der Römer wußte einen beſſern Weg einzuſchlagen; ſie führten neue Geſetze ein. Bey menſchlichen Anſtalten und Einrichtungen, ſchloſſen ſie, laſſen ſich Abänderungen treffen; aber göttliche Anſtalten müſſen unveränderlich ſeyn, wie es die Götter ſelbſt ſind.

Als ſonach dem Prätor Petilius von dem Senate zu Rom der Auftrag ertheilt war (*), die Schriften des Königs Numa, die man 400 Jahre nach dem Tode deſſelben in einem ſteinernen Kaſten gefunden hatte, zu unterſuchen, und nun dieſer Prätor in ſeinem darüber erſtatteten Berichte meldete, daß die in dieſen Schriften vorgeſchriebenen gottesdienſtlichen Gebräuche von den damahls gangbaren Gebräuchen ſehr weit unterſchieden wären; ſo beſchloß der Senat, die gedachten Schriften verbrennen zu laſſen, weil dieſelben in den Gemüthern der Einfältigen hätten Zweifel erregen und ſie zu der Einſicht bringen können, daß der damahls vorgeſchriebene Gottesdienſt derjenige nicht mehr ſey, der von den erſten Geſetzgebern war angeordnet und von der Nymphe Egeria dem Numa eingegeben worden.

Man trieb die Klugheit noch weiter. Man durfte die Sybilliniſchen Bücher ſelbſt nicht leſen und nachſchlagen, ohne von dem Senate Erlaubniß dazu zu haben; und dieſe Erlaubniß ertheilte der Senat nur bey gewiſſen außerordentlichen Gelegenheiten, wenn es nähmlich darauf ankam, die Gemüther des Volks zu beruhigen und ihm Muth und Troſt einzuſprechen. Alle Auslegungen und Erklärungen dieſer Bücher wa-

(*) Livius B. 40. Kap. 29.

ren verbothen, die Bücher selbst aber beständig verschlossen; und durch diese so weise Vorsicht nahm man den Schwärmern und Aufrührern die Waffen aus den Händen.

Auch die Wahrsager (so will ich die Aruspices und Augures nennen) konnten, ohne vorgängige ausdrückliche Erlaubniß der obrigkeitlichen Personen, keine Aussprüche über öffentliche Angelegenheiten thun. Ihre Kunst, ihre Wissenschaft war dem Willen des Senats schlechterdings untergeordnet; und auch dieß war in den Büchern der Pontificum, wovon uns Cicero einige Bruchstücke aufbehalten hat (*), vorgeschrieben und anbefohlen.

Polybius rechnet den Aberglauben zu den Vorzügen, die das römische Volk vor andern Nationen besaß. Was den Klügern lächerlich zu seyn scheint, das ist den Thoren Bedürfniß; und eben der Pöbel, der so leicht aufgebracht wird, so leicht in Wuth und Flammen geräth, hat es nöthig, durch eine unsichtbare Macht im Zaume gehalten zu werden.

Die Augures und Aruspices waren, eigentlich zu reden, grobe Sinnbilder, grobe Carricatur-Gemählde des Heidenthums; aber lächerlich wird man sie nicht finden, wenn man in Erwägung zieht, daß bey einer Religion, die ganz Volks-Religion war, wie das Römische Heidenthum, nichts übertrieben und widersinnig scheinen konnte. Die Leichtgläubigkeit des Volks

(*) De leg. lib. 2. Bella disceptanto; prodigia, portenta ad Etruscos, ad aruspices, si senatus jusserit, deferunto. Und an einem andern Orte: Sacerdotum duo genera sunto: unum, quod praesit ceremoniis et sacris; alterum, quod interpretetur fatidicorum et vatum effata incognita, quam senatus populusque adsciverit.

machte bey den Römern alles wieder gut. Je alberner etwas war, je mehr es der gesunden Vernunft widersprach, desto göttlicher schien es ihnen zu seyn. Die einfache Wahrheit hätte sie nicht lebhaft genug gerührt; sie mußten sinnliche Gegenstände der Bewunderung und des Staunens, mußten sichtbare Zeichen der Gottheit haben, und diese fanden sie nur in dem Wunderbaren und Lächerlichen.

Es war in der That etwas höchst Widersinniges und alle Vernunft Empörendes, daß das Wohl der Republik von der heiligen Freßlust einiger jungen Hühner, oder von der Beschaffenheit der Eingeweide eines Opferthieres abhängen sollte. Aber diejenigen, die diese gottesdienstlichen Gebräuche einführten, kannten gewiß die starke und schwache Seite derselben sehr wohl; und so geschah es denn aus sehr guten Gründen, daß sie sich an der gesunden Vernunft so gröblich versündigten. Wäre dieser Gottesdienst, wären diese heiligen Handlungen vernünftiger gewesen, so würden die Klügern und Verständigern sich eben so wohl dadurch haben täuschen lassen, als der gemeine Mann; und so würde man denn alle Vortheile, die man davon erwarten konnte, dabey verloren haben. Man bedurfte also gottesdienstlicher Ceremonien, wodurch man dem Aberglauben des letztern Nahrung geben, und zugleich der Staatsklugheit der erstern zu Statten komen konnte, und beydes fand sich bey den Divinationen, den Ausdeutungen und Vorhersagungen von dem Willen der Götter. Durch diese legte man die Rathschlüsse und Befehle des Himmels den vornehmsten Senatoren in den Mund, welche aufgeklärte und verständige Männer waren, und das Lächer-

liche der Divinationen eben so gut als den Nutzen derselben kannten.

Cicero sagt (*), daß Fabius, so lange er Augur gewesen, es zur Regel angenommen habe, daß alles, was der Republik zum Vortheile gereichte, unter guten Auspicien geschähe, hingegen alles, was der Republik nachtheilig war, wider den Ausspruch der Auspicien unternommen würde. Er glaubt, wie Marcell (**), daß, wenn gleich die Augurien durch die Leichtgläubigkeit des Volks ihr Daseyn erhalten hätten, man dennoch den Gebrauch derselben nachher zum Besten des Staats beybehalten habe; und er macht zwischen den Römern und zwischen den Ausländern diesen Unterschied, daß die letztern sich der Augurien bey allen und jeden Gelegenheiten, die erstern aber nur bey solchen Fällen, die auf die öffentliche Wohlfahrt eine Beziehung gehabt, bedient hätten. Cicero belehrt uns (***), daß ein Blitzstrahl, der von der linken Seite aus der Luft herab fuhr, eine gute Augurie, eine glückliche Vorherverkündigung gewesen sey, den einzigen Fall ausgenommen, wenn dieß bey öffentlichen Staatsversammlungen des Volks geschah, praeter quam ad comitia. Bey dieser Gelegenheit litten die Regeln der Kunst eine Ausnahme. Die obrigkeitlichen Personen deuteten alsdann die gute oder böse Prophezeyung der Auspicien nach Gutdünken und eigener Willkür, und so waren denn diese Auspicien ein Zügel, vermittelst dessen sie das Volk lenkten und

(*) Optimis auspiciis ea geri, quae pro reipublicae salute gererentur, quae contra rempublicam fierent, contra auspicia fieri. *De senectute cap. 4.*

(**) *De divinatione.*

(***) *De divinatione lib. 2.*

regierten, wie ſie wollten. Cicero ſetzt hinzu: Hoc inſtitutum reipublicae cauſa eſt, ut comitiorum, vel in jure legum, vel in judiciis populi, vel in creandis magiſtratibus, principes civitatis eſſent interpretes. Vorher hatte er geſagt: Jove tonante et fulgurante, comitia populi habere nefas eſſe. Dieß, ſagt er, hatte man eingeführt, um den obrigkeitlichen Perſonen einen Vorwand an die Hand zu geben, die Volksverſammlungen abzubrechen (*) Übrigens war es gleich viel, ob das geſchlachtete Opferthier etwas Gutes oder Böſes prophezeyete. Denn wenn man mit dem erſten, das man opferte, nicht zufrieden war, ſo opferte man ein zweytes, ein drittes, ein viertes, welche letztere man hoſtias ſuccedaneas nannte. Als Paulus Ämilius einſt opfern wollte, ſo ſah er ſich ſogar genöthigt, zwanzig Opferthiere nach der Reihe abzuſchlachten; erſt mit dem letzten, in welchem man Anzeigen fand, die den Sieg verſprachen, ließen die Götter ſich abfinden. Daher pflegte man zu ſagen, daß bey den Opfern die letztern allezeit beſſer als die erſtern, und das letzte das beſte wäre. Der unartige Cäſar aber hatte ſo viel Geduld nicht, als Paul Ämil. Nachdem er, ſagt Sueton (**), verſchiedene Opferthiere abgethan hatte, ohne unter denſelben ein für ihn günſtiges zu finden; ſo verließ er die Altäre mit Verachtung, und ging in den Senat.

Da die obrigkeitlichen Perſonen über den Ausſchlag der religiöſen Vorherverkündigungen Herren waren; ſo hatten ſie dadurch ein ſicheres Mittel in Hän-

*) Hoc reipublicae cauſa conſtitutum; comitiorum enim habendorum cauſas eſſe voluerunt. *De divinat l. c.*

(**) Pluribus hoſtiis caeſis, quam litare non poſſe, introiit curiam, ſpecta religione. In Jul. Caeſ. cap. 81.

den, das Volk von einem Kriege; der einen unglücklichen Ausgang nehmen konnte, abzulenken, und es hingegen zur Übernehmung eines jeden Krieges, der vortheilhaft zu seyn schien, zu bewegen. Die Wahrsager, die immer mit beyden Armeen im Felde gegenwärtig, und vielmehr Herolde von dem Willen des Generals als der Götter waren, flößten den Officieren und Soldaten Muth und Zuversicht ein. Hatte ja ein Mahl eine unglückliche Vorbedeutung dem Kriegsheere ein Schreken eingejagt, so konnte ein gescheidter Feldherr dem Sinne derselben leicht eine andere Wendung geben, und sie so auslegen, daß sie ihm günstig ward. So wußte sich Scipio durch seine Geistesgegenwart geschwinde zu helfen, als er, indem er aus seinem Schiffe an das Afrikanische Ufer sprang, strecklangs zu Boden stürzte. Er nahm nähmlich in der Geschwindigkeit beyde Hände voll Erde auf, hob sie in die Höhe und sagte: **Sieh da habe ich dich, Afrikanisches Land, in meiner Gewalt!** und machte also auf diese Weise einen Fall, der ihm dem Anscheine nach lauter Unglück prophezeyete, zu einer glücklichen Vorbedeutung.

Einst hatten die Sicilianer ihre Schiffe bestiegen, um einen Zug nach Afrika zu thun; sie wurden aber durch eine Sonnenfinsterniß so in Schrecken gesetzt, daß sie im Begriffe waren, ihr Vorhaben aufzugeben. Allein ihr General stellete ihnen vor, „daß diese Sonnenfinsterniß in der That ein böses Zeichen für sie seyn würde, wenn sie vor ihrer Einschiffung sich ereignet hätte; da sie aber erst nachher eingetroffen wäre; so könnte sie nur den Afrikanern Unglück drohen.“ Auf diese Weise verscheuchte er alle Bangigkeit aus ihren Gemüthern, und fand in einem Umstande, der Furcht

einprägte, ein Mittel, ihren Muth noch mehr zu beleben.

Cäsar ward durch die religiösen Wahrsager verschiedene Mahle gewarnet, nicht vor dem Winter nach Afrika zu segeln. Er kehrte sich aber an ihre Warnungen nicht, und kam eben dadurch seinen Feinden zuvor, die, wenn er nicht so eilfertig gewesen wäre, Zeit würden gehabt haben, ihre Truppen zusammen zu ziehen.

Crassus ließ bey einem Opfer sein Messer aus der Hand fallen, und man sah dieß als eine üble Vorbedeutung an. Er beruhigte aber das Volk, indem er sagte: **Nur guten Muth! mein Schwert ist mir noch nie aus der Hand gefallen.**

Lucull stand im Begriffe, dem Tigranes eine Schlacht zu liefern; man sagte ihm, daß es ein unglücklicher Tag wäre. **Desto besser**, antwortete er; **wir wollen ihn durch unsern Sieg zum glücklichen Tage machen.**

Tarquin der Stolze wollte der Göttinn Mania zu Ehren gewisse Schauspiele einführen, und fragte deßhalb das Delphische Orakel um Rath. Apoll ertheilte, wie gewöhnlich, eine dunkele Antwort, und sagte, daß man dabey Köpfe für Köpfe opfern müsse: capitibus pro capitibus imolandum. Dieser Fürst, dessen Grausamkeit seinen Aberglauben noch überstieg, ließ Kinderköpfe opfern, nachdem man die unschuldigen Unmündigen zu dem Ende abgeschlachtet hatte. Allein Junius Brutus änderte nachher dieß scheußliche Opfer; er ließ es mit Knoblauchs Köpfen und Mohnköpfen verrichten, und kam auf diese Weise dem

Befehle des Orakels wörtlich nach, oder wich ihm vielmehr auf eine spottende Art aus. (*)

Zuweilen zerhieb man auch den Knoten, wenn man ihn nicht aufzulösen wußte. So ließ Clodius Pulcher, als er ein Seetreffen liefern wollte, die heiligen jungen Hühner ins Meer werfen, damit sie, wie er sagte, desto mehr saufen möchten, weil sie nicht Lust zu fressen hätten. (**)

Zwar bestrafte man auch zuweilen einen General, wenn er sich nicht nach den Vorherverkündigungen gerichtet, nicht ihnen Folge geleistet hatte; aber auch dieß war ein neuer Beweis der Römischen Religions-Politik. Man wollte dadurch dem Volke zeigen, oder vielmehr ihm weiß machen, daß der unglückliche Erfolg einer Unternehmung, daß der Verlust der von dem Feinde eroberten Städte, daß die verlornen Schlachten keine Folge von der schlechten Verfassung des Staats oder von der Schwäche der Republik, sondern von der Religions-Verachtung und Ruchlosigkeit eines einzelnen Bürgers sey, gegen welchen die Götter erzürnt wären. Bey einem solchen Glauben fiel es nicht schwer, den Muth des Kriegsheers und das Vertrauen des Volks wieder herzustellen und aufs neue zu beleben. Man bedurfte dazu nichts weiter, als einige gottesdienstliche Gebräuche und einige Opferthiere. Wenn nun die Stadt von einem Unglücke bedrohet wurde, oder schon wirklich davon betroffen war; so unterließ man nie, die Ursache davon zu untersuchen, und diese war denn jedes Mahl der Zorn einer gewissen Gottheit, deren Verehrung man ver-

(*) *Macrob. Saturnal. lib.* 1.
(**) *Valer. Max. lib.* 1. *cap.* 4.

nachläſſiget hatte. Um ſich dieſes Zorns zu entledigen, war es hinlänglich, Opfer und feyerliche Prozeſſionen anzuſtellen, und die Stadt durch Anzündung vieler Fackeln und vieles Schwefels, durch Beſprengung mit Salzwaſſer wieder zu reinigen und aufs neue zu weihen. (*) Man führte das Opferthier zuförderſt rings an den Mauern der Stadt umher, ehe man es erwürgte; und dieß nannte man Sacrificium amburbium oder amburbiale. Man ging zuweilen ſo weit, daß man ſogar ganze Armeen und Flotten wieder weihete, worauf dann ein jeder wiederum Muth und Herz bekam.

Der Pontifex Maximus Scävola, und Varro, einer der größten Theologen des Römiſchen Heidenthums, ſagten, daß das Volk viel Wahres nicht wiſſen und viel falſches glauben müßte. Und der heilige Auguſtin ſagt (**): daß Varro durch dieſen Ausſpruch das ganze Geheimniß der Politiker und Staatsminiſter verrathen habe.

Eben dieſer Scävola theilte, nach Auguſtins Zeugniſſe (***) die Götter in drey Claſſen ein: einige hätten die Dichter gezimmert; andere verdankten ihren Urſprung den Philoſophen; und noch andere wä-

(*) Gebräuche die nachher der Katholicismus unter einigen Veränderungen angenommen hat. Man ſieht es dieſer ganzen Abhandlung an, daß ſie in mehrerm Betrachte auf die Mißbräuche des Papſtthums anſpielet, und man muß die Vorſicht des Verfaſſers, der dieß 1716 in Frankreich ſchrieb, recht ſehr bewundern. Überſetzer.

(**) Totum conſilium proditit ſapientum, per quod civitates et populi regerentur. *De civit. dei lib.* 4. cap. 31.

(***) Eben daſelbſt.

ren von den obrigkeitlichen Personen a magistratibus civitatis geschaffen und eingeführt.

Wer die Römische Geschichte lieset, und nur einiger Maßen einen aufmerksamen Blick damit verbindet, der wird von der Religions-Politik, wovon ich hier rede, fast bey jedem Schritte deutliche Spuren finden. So sieht man, daß Cicero, der in vertrauten Unterhaltungen mit seinem Freunde ohne Unterloß ein offenherziges Bekenntniß seines Unglaubens ablegt (*) in seinen öffentlich gehaltenen Reden mit außerordentlicher Hitze und Heftigkeit wider die Irreligiosität des Varros eifert. So siehet man einen Clodius, der die Geheimnisse der guten Göttinn (bona dea) mit so vieler Frechheit gemißhandelt hatte, und in zwanzig Senatus consultis oder Decreten des Senats als ein Mensch ohne alle Religion gebrandmarket war, vor eben dem Senate, der so gewaltig auf ihn losgedonnert hatte, eine lange Rede halten, worin er wider die Verächter der alten gottesdienstlichen Gebräuche und Religion aufs heftigste losziehet, und dem Senate für den Eifer, womit er dieselben in Schutz genommen, öffentlich Dank abstattet. Und eben so siehet man, daß ein Sallust, der sittenloseste Mensch unter allen seinen Mitbürgern, seinem Buche eine Vorrede voran schickt, die der Ernsthaftigkeit und Strenge eines Cato würdig gewesen wäre. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich diese Materie erschöpfen, und alle hierher gehörigen Beyspiele anführen wollte.

Wenn nun aber gleich die obrigkeitlichen Personen der Volks-Religion nicht beytraten; so muß man doch deßwegen nicht glauben, als wenn sie gar keine

(*) Adeone me delirare censes, ut ista credam?

Religion gehabt hätten. Cudworth hat sehr bündig gezeigt, daß die Vernünftigern und Aufgeklärtern unter den Heiden eine höchste Gottheit angebethet oder verehret haben, von welcher die Volksgottheiten nur Theilnehmer waren, ihr gleichsam nur an die Seite gesetzt und untergeordnet waren. Die Heiden, die in Ansehung der öffentlichen Götterverehrungen so wenig Bedenklichkeiten fanden, so gern fünf gerade seyn ließen, meinten, daß es gleich viel sey, ob man die Gottheit selbst verehre, oder ob man dasjenige anbethe, wodurch die Gottheit sich zeigt und offenbaret; ob man zum Beyspiele, in der Venus, die sich bloß leidend verhaltende Macht der Natur, oder ob man die höchste Gottheit anbethe, weil die Natur zur Erzeugung und Hervorbringung aller Dinge fähig ist; ob man zur Ehre der Sonne oder des höchsten Wesens gottesdienstliche Handlungen verrichte, weil die Sonne durch ihre Wärme die Pflanzen belebt und der Erde Fruchtbarkeit gewährt. In dieser Rücksicht sagt der Stoiker Balbus, beym Cicero (*) **daß Gott vermöge seiner Natur an allen und jeden Dingen hienieden Theil nehme; daß er die Ceres auf der Erde, der Neptun auf den Meeren, der Jupiter in der Luft sey.** Wir würden davon mehr wissen, wenn wir das Buch noch hätten, das Asklepiades unter dem Titel: „Harmonie aller Theologien," geschrieben hat.

(*) Deus pertinens per naturam cujusque rei, per terras Ceres, per maria Neptunus, alii per alia, poterunt intelligi; qui quales sint, quoque eos nomine consuetudo nuncupaverit, hos deos et venerari et colere debemus.

Da die Lehre von der Weltſeele faſt allgemein angenommen war, und man einen jeden einzelnen Theil des Weltalles als ein lebendiges Glied anſah, in welchem dieſe Weltſeele hauſe, lebe und webe; ſo ſcheint man auch die Anbethung aller dieſer Theile ohne Unterſchied als eine erlaubte Sache angeſehen, und geglaubt zu haben, daß die äußerliche Göttervereherung eben ſo willkürlich ſeyn müſſe, als es die Lehre ſelbſt war.

Und dieß war denn auch die merkwürdige Quelle, aus welcher der Geiſt der Duldung und der Sanftmuth gegen andere Religions-Verwandte, der in der heidniſchen Welt herrſchend war, ſeinen Urſprung hatte, und ſeine Nahrung her nahm. Man ließ es ſich nehmlich nicht einfallen, andere wegen ihrer beſondern Art und Weiſe der Gottesverehrung zu verfolgen, ſie deßwegen anzugreifen, und in übeln Ruf oder gar ums Leben zu bringen. Alle Religionen, alle Theologien, alle Götterlehren waren bey den Römern der damahligen Zeiten gleich gut. Ketzereyen und Verketzerungen, Religions-Sectengeiſt, Religions-Streitigkeiten und Religions-Kriege waren unter ihnen ganz unbekannte Dinge. Ging man nur in den Tempel, um anzubethen oder zu opfern; ſo war ein jeder Staatsbürger der hohe Prieſter, der Pontifex maximus in ſeiner Familie.

Die Römer waren weit duldſamer als die Griechen, als welche in dieſem Betracht überall alles verdorben, überall den Sectengeiſt verbreitet haben. Jedermann weiß das unglückliche Schickſal eines Sokrates.

Es iſt wahr, die Ägyptiſche Religion war von je her in Rom verbothen, und aus den Staaten deſſel-

ben verbannet. Dieß war sie aber nur deßwegen, weil sie intolerant war, weil sie die allein herrschende Religion seyn, allein über den Trümmern aller übrigen Religionen stehen und prangen wollte. Dieß war die wahre und eigentliche Ursache, warum der Geist der Sanftmuth und des Friedens, der in diesem Stücke bey den Römern herrschte, ihr einen unaufhörlichen Krieg ankündigte. Der Senat befahl nähmlich, die Tempel der Ägyptischen Gottheiten abzubrechen, und Valerius Maximus erzählt bey dieser Gelegenheit (*) daß Aemilius Probus den ersten Schlag an diesen Tempel gethan habe, um die Werkleute, die aus abergläubiger Furcht daran Hand zu legen sich gescheuet hatten, durch sein Beyspiel aufzumuntern.

Die Priester des Serapis und der Isis besassen jedoch noch mehr Eifer, diese gottesdienstlichen Gebräuche wieder herzustellen und aufrecht zu erhalten, als man zu Rom sich beeiferte, sie von dort zu vertreiben. Obgleich August, nach Dio Cassius Berichte (**), die Ägyptischen Religions-Ühungen in Rom strenge verbothen hatte; so sah sich doch Agrippa, der in seiner Abwesenheit die Stelle des höchsten Befehlshabers in der Stadt bekleidete, genöthiget, sie zum zweyten Mahle zu verbiethen. Man kann so wohl im Tacitus als im Sueton die häufigen Verordnungen nachsehen, die der Senat zu erlassen gezwungen war, um diesen Götterdienst aus Rom zu verbannen.

Hierbey muß man aber bemerken, daß die Römer die Juden mit den Ägyptern vermischten, so wie sie bekannter Maßen die Christen mit den Juden in

(*) *Lib.* 1. *Cap.* 3.
(**) *Lib.* 36.

eine Classe warfen. Diese letztern beyden Religionen wurden lange Zeit hindurch als zwey Zweige der Ägyptischen Religion angesehen, und nahmen daher an dem Hasse der Verachtung und Verfolgung der Römer, welchen die letztere ausgesetzt war, gleichen Antheil. Eben die Senatus-Consulta, die zu Rom die Ägyptischen Ceremonien untersagten, setzen immer die jüdischen Ceremonien neben dieselben, wie aus dem Tacitus (*), aus dem Sueton in Tibers und Claudius Lebensbeschreibung zu ersehen ist. Und noch deutlicher erkennet man, daß die Römischen Geschichtschreiber nie den Gottesdienst der Christen von den beyden übrigen unterschieden haben. Diesen Irrthum hatte man sogar zu Hadrians Zeiten noch nicht abgelegt, wie man aus einem Briefe siehet, den dieser Kaiser aus Ägypten an den Consul Servian schrieb, und worin er sagt (**): **Alle diejenigen, die in Ägypten den Serapis anbethen, sind Christen, und selbst diejenigen, die sich Bischöfe Christi nennen, sind Anhänger des Serapis. Man findet da-**

(*) *Hist. lib 2.*

(**) Illi, qui Serapin colunt, Christiani sunt; et devoti sunt Serapi, qui se Christi episcopos dicunt. Nemo illic Archi-synagogus Judaeorum, nemo Samarites, nemo Christianorum presbyter, non mathematicus, non aruspex, non aliptes, qui non Serapin colat. Ille ipse patriarcha *(Judaeorum scilicet)* quum Aegyptum venerit, ab aliis Serapin adorare, ab aliis cogitur Christum. Unus illis deus est Serapis; hunc Judaei, hunc Christiani, hunc omnes venerantur et gentes. *Flavius Vobiscus in vita Saturini in historiae Augustae scriptoribus, in fol.* 1620. *pag.* 245. und in 8vo 1661. *pag.* 959.

ſelbſt keinen Synagogen-Vorgeſetzten unter den Juden, keinen Samaritaner, keinen Presbyter unter den Chriſten, keinen Mathematiker (Zauberer), Opferwahrſager und Salbader, der nicht den Serapis anbethete. Selbſt der jüdiſche Patriarch, ſo bald er nach Ägypten kommt, iſt gezwungen, bald den Serapis, bald Chriſtum anzubethen. Alle dieſe Leute haben keinen andern Gott, als den Serapis; dieſen verehren Juden, Chriſten, und alle übrigen Völker. Kann man wohl verworrenere Begriffe von dieſen drey Religionen haben, und ſie auf eine gröbere Art unter einander werfen!

Bey den Ägyptern machten die Prieſter einen beſondern Stand, eine beſondere Menſchen-Claſſe aus, die auf Koſten des Staats unterhalten wurde. Aus dieſer Einrichtung entſtanden mancherley Unordnungen und unſägliches Unheil. Alle Reichthümer des Staats wurden von einer Geſellſchaft von Menſchen verſchlungen, die, weil ſie immerfort nahm und nie widergab, nach und nach Alles an ſich zog. Die auf ſolche Weiſe für nichts und wider nichts beſoldeten und wohl genährten Prieſter Ägyptens ſchmachteten vor langer Weile unter einer beſtändigen Muße, aus welcher ſie nur durch die Laſter, die daraus insgemein zu entſpringen pflegen, heraus geriſſen wurden. Sie waren nähmlich ſtreitſüchtige, unruhige, unternehmende Köpfe, und dieſe Eigenſchaften machten ſie zu äußerſt gefährlichen Menſchen. Kurz, eine abgeſonderte Menſchen-Claſſe, deren Vortheil und Nutzen von dem Wohle des Staats auf eine ſo feindſelige Art getrennt war, ſchien den Römern eine Mißgeburt zu ſeyn, und ſie war es in der That, weil diejenigen, welchen ſie

ihre Entſtehung verdankte, durch ſie den Samen der Zwietracht und der bürgerlichen Kriege unter die menſchliche Geſellſchaft ausgeſtreuet hatten. In Rom war es in dieſem Stücke ganz anders. Hier hatte man aus der Prieſterwürde eine bürgerliche Ehrenſtelle, ein weltliches Amt gemacht. Die Würde eines Augurs, die Würde des Pontifex Maximus waren obrigkeitliche Bedienungen. Diejenigen, die ſie bekleideten, waren Mitglieder des Senats, und hatten folglich mit den übrigen Mitgliedern dieſes Collegii einerley Intereſſe. Anſtatt alſo des Aberglaubens ſich zu bedienen, die Republik zu untergraben, oder ihr Druck und Zwang aufzulegen, gebrauchten ſie denſelben auf eine ihr nützliche Weiſe, um der Republik eine Hülfe und Stütze zu verſchaffen. **In unſerer Stadt, ſagt Cicero (*), haben die Könige und ſo auch die obrigkeitlichen Perſonen, die an die Stelle der Könige traten, jederzeit einen zwiefachen Charakter bekleidet, und immer den Staat unter dem Beyſtande der Religion regiert ꝛc.**

Die Duumviri hatten die Direction der Religions-Angelegenheiten (rebus ſacris praeerant). Die Quindecimvir hatten die Beſorgung und Aufſicht über die gottesdienſtlichen Verrichtungen, Gebräuche und Opfer, ſo wie auch die Verwahrung der Sibylliniſchen Bücher, welche vorhin den Decemviris und Duumviris gemeinſchaftlich anvertrauet war. Sie zogen dieſe Orakel zu Rathe, wenn der Senat es befohlen hatte, ſtatteten dann davon Bericht ab, und fügten

(*) Apud veteres, qui rerum potiebantur iidem auguria tenebant, ut teſtis eſt noſtra civitas, in qua et reges, augures, et poſtea privati eodem ſacerdotio praediti, rempublicam religionum auctoritate rexerunt. *De divinat. lib.* 1.

demſelben ihre gutachtliche Meinung bey. Auch gehörte es zu ihrem Amte, alles, was in den Sibylliniſchen Büchern vorgeſchrieben war, zur Ausführung zu bringen, und die Secular-Feſte zu feyern, ſo daß die Verfügung aller religiöſen Handlungen und Gebräuche durch ihre Hände ging.

Die Römiſchen Könige bekleideten eine Art von prieſterlicher Würde, und es konnten gewiſſe gottesdienſtliche Handlungen durch niemand anders, als durch ſie, verrichtet werden. Nach der Verjagung der Tarquinier befürchtete man, daß das Volk die Meinung ſchöpfen möchte, als wenn man die Religion verändert hätte, wenn man dieſe Handlungen durch einen Andern verrichten ließe. Man beſtellete daher eine obrigkeitliche Perſon, die Rex ſacrorum, auch wohl zum Spotte oder mit einem geringſchätzigen Begriff Rex ſacrificulus, der Opferkönig, genannt wurde, und bey den Opfern die Verrichtungen der ehemahligen Könige übernehmen mußte; auch die Frau dieſes Mannes hieß Regina ſacrorum. Dieß war die einzige Spur des Königthums, die die Römer beybehielten.

Die Römer hatten das Glück, daß ihr Geſetzgeber einer der weiſeſten Fürſten war, den die Geſchichte aufzuzeigen hat. Dieſer große Mann ſuchte während ſeiner ganzen Regierung überall Gerechtigkeit und Billigkeit zu befördern, und ſeine Mäßigung erſtreckte ſich eben ſo ſehr auf ſeine Nachbaren, als auf ſeine Unterthanen. Er errichtete daher die Fecialen, welche eine beſondre Art Prieſter waren, ohne deren Amt, ohne deren Dazwiſchenkunft und Zuziehung weder ein Krieg erkläret und angekündiget, noch ein Friede geſchloſſen werden konnte. Wir haben noch die Formeln von dem Eide, welchen dieſe Fecialen

ſchworen, wenn mit einem Volke Friede geſchloſſen werden ſollte. Bey dem Frieden, den Rom mit Alba ſchloß, ſagt ein Fecial, beym Livius, daß, wenn das Römiſche Volk zuerſt publico conſilio dolove (durch öffentlichen Beſchluß oder hinterliſtiger Weiſe) den Frieden bräche, er den Jupiter anrufe, demſelben einen eben ſo tödtlichen Schlag zu verſetzen, als er dem Schweine, das er mit ſeiner Hand hielt, verſetzen würde; da er denn daſſelbe ſogleich mit einem Kieſelſteine todt ſchlug.

Ehe man einen Krieg anfing, ſchickte man erſt einen Fecial an dasjenige Volk ab, welches der Republik Schaden oder Beleidigung zugefügt hatte, um darüber Beſchwerde zu führen und Genugthuung zu fordern. Man ſetzte einem ſolchen Volke eine gewiſſe Zeit feſt, in welcher daſſelbe die Sache in Überlegung ziehen, und Mittel ausfindig machen ſollte, das gute Vernehmen wieder herzuſtellen. Verſäumte man aber während dieſes Zeitraums das Mißverſtändniß gütlich beyzulegen; ſo ging der Fecial wieder zurück, und verließ das Gebieth dieſes ungerechten Volks, nachdem er die überirdiſchen und unterirdiſchen Götter zur Rache wider daſſelbe aufgefordert hatte; und nun verfügte der Senat, was er für gerecht und gut hielt. Auf dieſe Weiſe ward nie ein Krieg plötzlich und übereilt angefangen, ſondern jedes Mahl erſt nach langer und reiflicher Berathſchlagung unternommen.

Die Staatsklugheit, deren ſich die Römer in Hinſicht auf die Religion bedienten, zeigte ſich gleichfalls, und in einem noch ſtärkern Maße, bey ihren Siegen. Hätte man einem blinden Aberglauben Gehör gegeben, ſo würde man den Überwundenen die

Götter der Überwinder aufgedrungen, würde ihre Tempel niedergerissen, würde einen neuen Götterdienst bey ihnen eingeführt, und so ihnen eine noch weit härtere Knechtschaft aufgelegt haben, als ihre bürgerliche Unterjochung war. Aber man verfuhr dabey weit vernünftiger. Rom unterwarf sich selbst den fremden Gottheiten; es nahm sie in seinen eigenen Schoß, in seine eigenen Mauern auf; und vermittelst dieses Bandes, das für die Menschheit überall das stärkste ist, verknüpfte es die überwundenen Völker gleichsam unzertrennlich mit sich selbst, weil diese nunmehr die Stadt Rom nicht bloß als die Beherrscherinn der Welt, sondern auch als den geheiligten Sitz der Götter und Religion ansahen.

Um jedoch die himmlischen Wesen nicht zu sehr zu vervielfältigen, so wußten die Römer, nach dem Beyspiele der Griechen, die ausländischen Gottheiten auf eine geschickte Art mit den ihrigen zu vereinigen, und beyde gleichsam zusammen zu schmelzen. Fanden sie in den eroberten Ländern einen Gott, der mit einem unter den zu Rom verehrten Göttern eine Ähnlichkeit hatte; so adoptirten sie ihn, das ist, nahmen ihn als eine einheimische Gottheit auf, legten ihm den Nahmen der Römischen Gottheit bey, und ertheilten ihm gleichsam, wenn ich mich dieses Ausdrucks von Göttern bedienen darf, das römische Bürgerrecht. Fanden sie auch hier oder da einen berühmten Helden, der die Erde von einem schädlichen Unthiere befreyet, oder ein barbarisches feindseliges Volk gebändigt und unterjocht hatte; so gab man ihm sogleich den Nahmen Herkules. Wir sind bis an den Ocean hindurch gedrungen, sagt Tacitus, und haben daselbst den Ruf von den Säulen

des Herkules vorgefunden, es mag nun seyn daß Herkules selbst dahin gekommen ist, oder weil wir diesem Helden alle und jede große Thaten, die seines Ruhms würdig sind, beygelegt und zugeschrieben haben. (*)

Varro zählet solcher Lindwurmsbändiger, solcher Besieger menschlicher oder thierischer Ungeheuer, vier und zwanzig auf, die sämmtlich den Nahmen Herkules führen. Cicero zählt ihrer nur sechs, so wie zwey und zwanzig Musen, fünf Sonnen, vier Vulkane, fünf Merkure, vier Apolle, und drey Jupiter. (**) Eusebius geht noch weiter, und zählt beynahe eben so viele Jupiter, als Völker. (***)

Die Römer, die eigentlich keine andere Gottheit hatten, als den Genius oder Schutzgott der Republik, nahmen darauf keine Rücksicht, daß sie auf diese Weise eine gewaltige Unordnung und Verwirrung in der Mythologie anrichteten. Die Leichtgläubigkeit des Volks, die sich überall über das Lächerliche und Widersinnige hinaus setzt, macht alles wieder gut.

(*) Ipsum quinetiam Oceanum illa tentavimus; et superesse adhuc Herculis columnas fama vulgavit, sive adiit Hercules, sive quicquid ubique magnificum est, in claritatem ejus referre consensimus. *De morib. German. cap.* 34.

(**) *De natura deor. lib.* 3.

(***) *Praeparatio evangelica, lib.* 3.

Betrachtungen

über die

Urſachen des Vergnügens

an den

Werken der ſchönen Künſte

und der

Litteratur.

Einleitung.

Unſere Seele genießt in ihrem gegenwärtigen Zuſtande und Verhältniſſen dreyerley Arten von Vergnügungen. Einige derſelben ſchöpft ſie unmittelbar aus ihrem Daſeyn ſelbſt; andere entſpringen aus ihrer Vereinigung mit dem Körper; noch andre endlich gründen ſich auf den Hang, oder, wenn man lieber will, auf die Vorurtheile, welche ſie durch gewiſſe Einrichtungen, gewiſſe Gebräuche, gewiſſe Angewohnheiten erhalten hat.

Dieſe verſchiednen Vergnügungen unſrer Seele ſind es eigentlich, welche die Gegenſtände des Geſchmacks ausmachen, und die man unter dem Nahmen des Schönen, des Guten, des Angenehmen, des Naiven, des Feinen, des Zarten, des Anmuthsvollen, eines gewiſſen nahmenloſen Reitzes (le je ne ſais quoi), des Edlen, des Großen, des Erhabnen, des Majeſtätiſchen u. ſ. w. zu begreifen pflegt. Wenn wir, zum Beyſpiele, an einer Sache Vergnügen finden, welche uns Nutzen ſchafft, ſo ſagen wir, ſie ſey gut; wenn wir hingegen bey dem bloßen Anblicke derſelben, auch ohne

Rücksicht auf gegenwärtigen Vortheil, Vergnügen empfinden, so nennen wir sie schön.

Die Quellen des Schönen, des Angenehmen u. s. w. liegen also in uns selbst; und ihre Gründe aufsuchen heißt nichts anders, als den Ursachen des Wohlgefallens, des Vergnügens unsrer Seele nachspüren.

Werfen wir also einen forschenden Blick auf uns, betrachten wir unsre Seele in ihren Handlungen, in ihren Leidenschaften; belauschen wir sie in den Äusserungen ihres Vergnügens: Vielleicht, daß sie sich uns hier am wenigsten verhüllt zeigt. Die Poesie, die Mahlerey, die Bildhauerey, die Baukunst, die Musik, die Tanzkunst, die verschiedenen Arten der Spiele, mit einem Worte, die Werke der Natur so wohl, als die Werke der Kunst, sind die Quellen, aus welchen unsere Seele Vergnügen schöpft. Wir wollen also sehen, wie und unter welchen Umständen sie ihr dasselbe gewähren. Wir wollen einen prüfenden Blick auf die Natur unsrer Empfindungen werfen. Untersuchungen dieser Art müssen selbst für die Bildung unseres Geschmacks fruchtbar seyn, der genau betrachtet nichts anders ist, als die Fähigkeit, schnell und sicher den Grad des Vergnügens zu entdecken, welchen jeder Gegenstand dem Menschen eigentlich darzubiethen vermag.

Erſtes Kapitel.

Von den Vergnügungen unſerer Seele.

Unſere Seele genießt neben den Vergnügungen, welche ſie durch die Sinne erhält, noch andre, die ihr durchaus eigen, und von ſolcher Art ſind, daß ſie dieſelben auch ohne die erſteren empfinden würde. Hierher gehören diejenigen, welche ihr Befriedigung ihres Strebens nach Vorſtellungen, mit einem Worte, ihre Wißbegierde gewähren; das Gefühl ihres Daſeyns, im Gegenſatze mit dem Gefühle der Vernichtung, das Vergnügen, mehrere einzelne Dinge unter einen allgemeinen Begriff zuſammen zu faſſen; eine Menge von Gegenſtänden wahrzunehmen; Vorſtellungen zu vergleichen, zu verbinden, oder wieder zu trennen u. d. gl. Vergnügungen dieſer Art entſpringen unabhängig von den Sinnen, aus der Natur der Seele ſelbſt, weil ſie jedem denkenden Weſen überhaupt zukommen. Es wäre unbedeutend, hier zu unterſuchen, ob dieſe Vergnügungen unſre Seele kraft ihrer Vereinigung mit dem Körper genieße, oder ob ſie ihr auch abgeſondert von demſelben zu Theil werden. Es iſt uns zu unſerer gegenwärtigen Abſicht genug zu wiſſen, daß dieſelben offenbar von dem Weſen der Seele unzertrennlich ſind, und zugleich die eigentlichen Gegenſtände des Ge-

ſchmacks ausmachen. Wir werden alſo dieſe unmittelbare Arten des Vergnügens der Seele hier weiter nicht von denjenigen unterſcheiden, die ihr aus ihrer Vereinigung mit dem Körper zufließen, ſondern beyde unter dem Nahmen der natürlichen Vergnügungen zuſammen faſſen, und von ihnen nur die ſogenannten erworbenen Vergnügungen, welche die Seele ſich erſt durch gewiſſe Verknüpfungen mit den natürlichen Vergnügungen bildet, unterſcheiden. Aus gleichem Grunde uud in gleicher Hinſicht, werden wir den natürlichen Geſchmack von dem erworbenen unterſcheiden.

Es iſt keinesweges unnütz, die Quellen der Vergnügungen zu kennen, deren Maß und Verhältniß der Geſchmack zu beſtimmen hat. Eine genaue Kenntniß der urſprünglichen, ſo wie der erworbenen Vergnügungen, wird gewiß nicht wenig dazu beytragen, unſern Geſchmack, ſo wohl in ſeiner Anlage, als in ſeiner Ausbildung, zu verbeſſern. Man muß von dem urſprünglichen Zuſtande unſrer Natur ausgehen, und die Vergnügungen der Seele kennen, um im Stande zu ſeyn den Grad derſelben zu beſtimmen, ja ſelbſt bisweilen um dieſe Vergnügungen zu empfinden.

Auch wenn unſre Seele nicht mit dem Körper vereiniget wäre, ſo würde ſie dennoch nach Begriffen und Kenntniſſen geſtrebt haben. Aber wahrſcheinlich würde ſie alsdann nur Gegenſtände geliebt haben, welche ſie gekannt hätte; da wir hingegen in unſerm dermahligen Zuſtande nur das zu lieben ſcheinen, was wir nicht kennen.

Die Einrichtung unſrer Natur iſt durchaus willkürlich. Wir könnten eben ſo wohl ſo, als anders gebildet ſeyn. Aber wären wir anders gebildet worden, ſo würden wir auch anders denken und empfinden müſ-

sen. Ein Sinnen-Organ mehr oder weniger, und unsre Dichtkunst oder unsre Beredtsamkeit würde merklich anders beschaffen seyn müssen. Eben so würde auch schon eine verschiedne Einrichtung eben derselben Organe hinreichend gewesen seyn, uns eine ganz verschiedne Poesie zu schaffen. Wenn uns, zum Beyspiele, die Beschaffenheit unsrer sinnlichen Natur einer längern Aufmerksamkeit fähig gemacht hätte, so würden auf ein Mahl alle Vorschriften wegfallen, welche die Darstellung des Gegenstandes nach dem jetzt gewöhnlichen Maße unsrer Aufmerksamkeit einzurichten lehren. Eben dieses würde auch der Fall seyn in Ansehung aller derjenigen Regeln, welche sich auf das gegenwärtige Maß unsres Scharfsinnes beziehen, so bald uns ein höherer Grad von diesem letzteren zu Theil geworden wäre. Mit einem Worte, alle Gesetze, welche sich auf irgend eine bestimmte Einrichtung unsrer Natur gründen, würden offenbar verschieden seyn müssen, sobald unsre Natur nicht mehr auf diese, sondern auf eine andre Weise eingerichtet wäre.

Wäre der Sinn unsres Gesichts schwächer oder weniger bestimmt, so würden die einzelnen Theile in den Werken der Baukunst, weniger Zierathen, und dafür mehr Einförmigkeit erfordern, als gegenwärtig. Wäre hingegen unser Gesicht schärfer, und fähig mehrere Gegenstände auf ein Mahl zu fassen, so würde die Baukunst alsdann auch verhältnißmäßig mehrere Verzierungen anbringen müssen. Wären unsre Ohren so gebauet, wie die Ohren gewisser Thiere, so würden wir zuverläßig unsre musikalischen Instrumente umändern müssen. Ich weiß wohl, daß die Verhältnisse, in welchen die Dinge unter einander stehen, dieselben gebliehen wären; aber da sich ihr Verhält-

niß zu uns geändert hätte, ſo würden die Gegenſtände, welche, unter den jetzigen Umſtänden, dieſen oder jenen beſtimmten Eindruck auf uns machen, denſelben nicht mehr machen können, und da die Vollkommenheit der Künſte darin beſtehet, die Dinge ſo darzuſtellen, daß ſie der Seele das größte Vergnügen ſchaffen, ſo müßte nothwendig in dieſen Künſten eine beträchtliche Veränderung Statt finden, weil in unſerer Art, Vergnügen zu empfinden, der angenommenen Vorausſetzung zu Folge, eine ſo merkliche Veränderung vorgegangen wäre.

Man könnte vielleicht auf den erſten Blick glauben, um Geſchmack zu haben ſey es hinreichend, die verſchiednen Quellen unſrer Vergnügungen zu kennen; und wenn man dasjenige geleſen oder gehört habe, was die Äſthetik hierüber zu ſagen weiß, ſo beſitze man einen ausgebildeten Geſchmack, und könne nun dreiſt über die Werke der Kunſt und Litteratur entſcheiden. Allein der natürliche Geſchmack beſtehet keinesweges in einer bloß theoretiſchen Kenntniß, ſondern zeigt ſich in einer ſchnellen und glücklichen Anwendung von Regeln, deren man ſich oft nicht ein Mahl bewußt iſt. Es iſt keinesweges nöthig zu wiſſen, daß das Vergnügen, welches uns irgend ein Gegenſtand, den wir ſchön finden, darbiethet, von einer gewiſſen angenehmen Überraſchung herrührt; es iſt genug, daß er uns überraſche, und zwar weder mehr noch weniger, ſondern gerade in dem ſchicklichſten Grade.

Was wir alſo hier ſagen werden, und überhaupt alle Lehren, welche ſich zur Bildung des Geſchmacks geben laſſen, beziehen ſich unmittelbar bloß auf den erworbenen Geſchmack; obſchon ſie ſich mittelbar auch auf den natürlichen Geſchmack anwenden

laſſen; denn bekannter Maßen erhöhet, ſchwächet, verändert der erworbene Geſchmack den natürlichen, ſo wie hinwiederum, umgekehrt, auch dieſer jenen erhöht, ſchwächet, verändert.

Nach der allgemeinſten Erklärung wird alſo Geſchmack, ohne Rückſicht ob er gut oder ſchlecht iſt, dasjenige ſeyn, was uns mittelſt der Empfindung zu etwas hinziehet, oder an einem Gegenſtande Gefallen finden läßt. Dieß hindert jedoch nicht, eben dieſen Ausdruck auch von intellectuellen Gegenſtänden zu brauchen, deren Kenntniß der Seele ſo viel Vergnügen ſchafft, da eben dieſe Kenntniß die einzige Glückſeligkeit iſt, von welcher ſich geniſſe Philoſophen einen Begriff machen können. Die Seele erhält ihre Begriffe durch Nachdenken und Empfindungen; denn wenn man gleich Nachdenken und Empfindung einander entgegen zu ſetzen pflegt, ſo bleibt es darum nicht minder wahr, daß, wenn die Seele ſich eine Sache vorſtellt, ſie dieſelbe anſchaut. Nun aber gibt es nichts ſo intellectuelles, das ſich nicht der Seele auf eine oder die andre Weiſe anſchaulich machen ließe, und alſo eben dadurch ein Gegenſtand der Empfindung würde.

Zweytes Kapitel.

Vom Geiſte überhaupt.

Man kann den Geiſt als das Gattungswort anſehen, unter welchem das Genie, der geſunde Verſtand, die Beurtheilungskraft, Geſchmack und Talente, als beſondre Arten begriffen werden. Geiſt

haben, heißt wohl eingerichtete Organe haben, nämlich in Beziehung auf die Gegenstände, mit welchen sich der Geist beschäftigt. Sind diese Gegenstände von einer sehr eignen Beschaffenheit, so bekommt der Geist den Nahmen des Talents; beziehen sie sich mehr auf ein gewisses feines Vergnügen ausgebildeter Köpfe, so bekommt er den Nahmen des Geschmacks; sind eben diese Gegenstände oder Beschäftigungsarten bey irgend einem Volke besonders herrschend, so bekommt der Hang dazu gleichfalls den Nahmen des Geistes, wie dieses z. B. in Ansehung der Kriegskunst und des Feldbaues bey den Römern, der Jagd bey den Wilden u. s. w. der Fall ist.

Drittes Kapitel.

Von der Wißbegierde.

Denken, das heißt, sich mit Vorstellungen beschäftigen, ist die wesentliche Bestimmung unsrer Seele. Ein Wesen dieser Art muß also nothwendig Wißbegierde besitzen. Alle Dinge machen gleichsam eine Art von Kette aus, wo jedes Glied eben so wohl mit einem vorher gehenden verknüpft ist, als hinwiederum mit einem darauf folgenden zusammen hängt. Man kann daher nicht an der einen Vorstellung Vergnügen finden, ohne zugleich ein Bestreben nach einer andern zu empfinden, und umgekehrt, ohne ein Bestreben nach dieser letztern, würden wir kein Vergnügen an der vorher gehanden gefunden haben. Eben so wünschen wir, wenn uns jemand einen Theil eines Gemähldes zeigt, auch jenen Theil zu sehen, welchen

man uns verbirgt; und die Heftigkeit dieſes Wunſches ſteht genau im Verhältniſſe mit dem Vergnügen, den das bereits Geſehene in uns erreget hat. Das Vergnügen, welches uns ein Gegenſtand gewährt, iſt es alſo eigentlich, was uns zu einem andern, mit ihm verwandten hinzieht; und eben hierin liegt der Grund, warum die Seele immer nach neuen Ideen ſtrebt, und nie in einen vollkommenen Zuſtand der Ruhe gelangt. Man kann alſo darauf rechnen, daß man der Seele jederzeit Vergnügen machen wird, wenn man ihr viel Gegenſtände darbiethet, oder doch wenigſtens mehr, als ſie zu erblicken hoffen konnte.

Hieraus läßt ſich erklären, wie es komme, daß der Anblick eines regelmäßigen Gartens uns Vergnügen mache, und daß uns eine kunſtloſe ländliche Ausſicht nicht minder wohlgefalle. Eine und dieſelbe Urſache bringt beyde Wirkungen hervor. Da es uns Vergnügen macht, eine Menge von Gegenſtänden vor uns zu ſehen, ſo möchten wir gern unſern Blick ſo viel als möglich erweitern, an mehreren Orten zugleich ſeyn, mehrere Theile des Raums auf ein Mahl durchlaufen. Mit einem Worte, unſre Seele läßt ſich ungern Schranken ſetzen, und ſtrebt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, immer darauf hin, die Sphäre ihrer Wahrnehmungen immer mehr und mehr zu erweitern; daher muß es ihr ein ſehr lebhaftes Vergnügen gewähren; mit ihren Blicken frey umher zu ſchweben. Aber wie kann ſie dieſen Wunſch befriedigen? In den Städten, wo die Ausſicht allenthalben durch entgegen ſtehende Gebäude begrenzt wird? Oder auf dem Lande? Auch hier ſind tauſend Hinderniſſe im Wege; und drey oder vier Bäume oft der ganze Horizont, der ſich uns aufſchließt. Die Kunſt

kommt alſo unſrer Beſchränktheit zu Hülfe, und enthüllt einen Theil der Natur, die ſich dem Blicke gleichſam abſichtlich zu verbergen ſcheint. Wir lieben daher die Kunſt; und lieben ſie mehr als die Natur, d. h. als die Natur, welche unſern Augen entzogen iſt. Zeigt ſich uns aber irgendwo eine ländliche Gegend, wo unſer Blick, in unbeſchränkter Entfernung, Wieſen, Felder, Bäche, Hügel und tauſend andre gleichſam für ihn ausgelegte Schönheiten umher verbreitet ſieht, dann fühlen wir uns ganz anders entzückt, als bey dem Anblicke eines Gartens von Le Noſtre; weil die Natur immer neu, immer mannigfaltig iſt, indeß die Kunſt ſich in unzähligen Rückſichten gleich bleibt. Aus eben dieſer Urſache gefällt uns, in der Mahlerey, eine Landſchaft weit beſſer, als die Darſtellung des ſchönſten Gartens. Denn hier ahmet die Mahlerey die Natur da nach, wo ſie ſchön und mannigfaltig iſt, und dem Auge einen weiten Umkreis darbiethet, in welchem es mit Vergnügen umher blickt.

Was man einen großen Gedanken nennt, iſt gemeiniglich ein ſolcher, der zugleich eine Menge andrer Gedanken in ſich begreift, und uns dasjenige auf ein Mahl vorhält, was wir kaum auf mehreren Seiten zu finden hoffen konnten.

Florus faßt alle Fehler des Hannibal in folgende bedeutende Worte zuſammen: **Statt ſeinen Sieg zu nützen, fand er es bequemer, denſelben zu genießen.** „Cùm victoria poſſet uti, frui maluit.“

Er ſchildert uns den ganzen Macedoniſchen Krieg mit einem Mahle, wenn er ſagt: **Eingedrungen zu ſeyn, war hier Sieg.** „Introiſſe, victoria fuit.“

Er ſchildert das ganze Leben des Scipio mit einem Zuge, wenn er ihn uns in jüngeren Jahren mit

den Worten zeigt: **Dieß iſt der Scipio, welcher zum Untergange von Afrika heran wächſt.** „Hic erit Scipio, qui in exitium Africae creſcit.“ Man glaubt bey dieſen Worten ein Kind zu ſehen, welches zu einem Rieſen heran wächſt.

Eben dieſer Schriftſteller zeigt uns den großen Charakter des Hannibal, die Lage der damahligen Welt und die ganze Größe des römiſchen Volks, wenn er ſagt: **Hannibal, der aus Afrika flüchten mußte, ſuchte auf der ganzen weiten Welt einen Feind gegen die Römer aufzufinden.** „Qui profugus ex Africa, hoſtem populo Romano toto orbe quaerebat.“

Viertes Kapitel.

Vergnügungen an Ordnung.

Es iſt nicht genug, der Seele eine Menge von Gegenſtänden vorzuhalten; man muß ihr dieſelben auch in einer gewiſſen Ordnung zeigen. Nur auf dieſe Art erinnern wir uns nicht nur deſſen, was wir geſehen haben, ſondern wir fangen auch an, uns im voraus dasjenige in Gedanken vorzuſtellen, was wir noch ſehen werden: und unſre Seele wünſcht ſich gleichſam zu dem Umfange ihrer Kenntniſſe und ihres Scharfſinns Glück. Bey einem Werke hingegen, wo keine Ordnung herrſcht, fühlt der Geiſt nicht ohne Mißvergnügen die Kette, welche er ſich ſelbſt zu bilden verſucht, in jedem Augenblicke abgeriſſen und unterbrochen. Der Faden, welchem der Verfaſſer folgt, und derjenige, welchen der Leſer ergriffen hat, ver-

wirren ſich; die Seele behält nichts von dem Vergangenen, und ahndet nichts von dem Zukünftigen. Sie fühlt ſich, durch die Verworrenheit ihrer Ideen, und ein gewiſſes Leeres, welches bey aller ihrer Thätigkeit in ihr zurück bleibt, nicht wenig gedemüthiget. Sie ſtrengt ihre Kräfte an; und iſt doch nicht im Stande, irgend ein Vergnügen zu genießen. Aus eben dieſer Urſache iſt es nöthig, da, wo man nicht Verworrenheit zeigen, oder hervor bringen will, bey der Verwirrung ſelbſt eine gewiſſe Art von Ordnung zu beobachten. Daher gruppirt der Mahler ſeine Figuren, und bringt, wenn er Schlachten mahlt, dasjenige, was das Auge unterſcheiden ſoll, in den Vordergrund; die Verwirrung aber weiter zurück, und in den Hintergrund.

Fünftes Kapitel.

Uiber den Reiz der Mannigfaltigkeit.

Wenn Ordnung ein nothwendiges Erforderniß für die Darſtellung der Gegenſtände iſt, ſo iſt es die Mannigfaltigkeit nicht minder. Ohne dieſe letztere verſinkt die Seele nur zu leicht in eine Art von Langeweile. Denn Gegenſtände, welche ſich gleichen, ſcheinen ihr dieſelben; und wenn derjenige Theil des Gemähldes, den man uns aufdeckt, einem andern gleicht, den wir bereits geſehen haben, ſo würde dieſer Gegenſtand neu ſeyn, ohne es zu ſcheinen, oder uns doch wenigſtens kein lebhaftes Vergnügen gewähren. Und da die Schönheiten der Werke der Kunſt, gleich den Schönheiten der Natur bloß in dem angenehmen Eindrucke beſtehen, den ſie auf uns machen, ſo muß man

bey denselben darauf bedacht seyn, ihnen, und mithin dem Vergnügen, welches sie in uns erregen sollen, den möglichsten Grad von Mannigfaltigkeit zu verleihen. Man muß der Seele Gegenstände zeigen, welche sie noch nicht gesehen hat; und jede neue Empfindung muß von derjenigen verschieden seyn, welche man ihr nur eben vorgehalten hat.

Daher gefallen uns Geschichts-Erzählungen durch die Mannigfaltigkeit der Begebenheiten, Romane, durch die Mannigfaltigkeit der Abenteuer, dramatische Arbeiten, durch die Mannigfaltigkeit der Leidenschaften; so wie der Schriftsteller, welcher unterrichten will, der Einförmigkeit des Lehrtons, so viel es nur immer möglich ist, auszuweichen suchen muß.

Eine anhaltende Einförmigkeit ist in jedem Falle unerträglich. Einerley Anordnung auf einander folgender Perioden ist bey jeder Rede äußerst ermüdend; einerley Versmaß, einerley Harmonie, machen bey einem Gedichte, von einem gewissen Umfange unfehlbar Langeweile. Wenn das, was man von der berühmten Allee sagt, die von Moskau nach Petersburg gehen soll, seine Richtigkeit hat, so muß der Reisende, der sich zwischen die beyden Seiten dieser ewigen Baumreihe eingeschlossen sieht, aus Langeweile beynahe umkommen. Selbst derjenige, der lange Zeit auf den Alpen gereist ist, wird am Ende der schönsten Aussichten überdrießig werden, und in minder angenehme Gegenden herunter steigen. Die Seele liebt Mannigfaltigkeit; aber sie liebt dieselbe, wie ich gesagt habe, nur darum, weil es in ihrer Natur liegt, immer nach neuen Vorstellungen und Kenntnissen zu streben. Wenn sie also an der Mannigfaltigkeit Geschmack finden soll, so muß diese letztere so be-

schaffen seyn, daß sie die Seele an dem Genusse oder dem Anschauen der in ihr enthaltenen Vorstellungen nicht hindert, das heißt, der Gegenstand muß einfach genug seyn, um gefaßt, und mannigfaltig genug, um mit Vergnügen gefaßt werden zu können.

Es gibt Dinge, die sehr mannigfaltig scheinen, ohne es im Grunde zu seyn; und hinwiederum andere, welche sehr einförmig scheinen, und dennoch sehr mannigfaltig sind.

Die so genannte Gothische Baukunst scheint sehr mannigfaltig, allein ihre unter einander geworfenen Verzierungen ermüden durch ihre Kleinheit, daher wir keine dieser Verzierungen von der andern unterscheiden können, so wie ihre Menge Ursache ist, daß das Auge auf keiner einzelnen ruhen kann. Auf diese Art mißfällt diese Baukunst gerade durch diejenigen Rücksichten, durch welche man sie dem Auge angenehm zu machen wähnte.

Ein Gebäude im Gothischen Geschmacke ist eine Art von Räthsel für das Auge, welches dasselbe erblickt; und die Seele wird dadurch ungefähr auf gleiche Weise in Verlegenheit gesetzt, als wenn man ihr ein dunkles Gedicht darbiethet.

Die Griechische Baukunst hingegen zeigt sich allenthalben einförmig. Da sie indessen die nöthigen Abtheilungen, und zwar deren gerade so viele hat, als es bedarf, um die Seele dasjenige bestimmt erblicken zu lassen, was sie ohne Anstrengung zu fassen vermag, und ihr doch zugleich in diesem Anblicke hinreichenden Stoff zur Beschäftigung zu gewähren; so fehlt es dieser Art von Baukunst keinesweges an derjenigen Mannigfaltigkeit, welche die Betrachtung ihrer Werke so angenehm macht.

Gegenstände von einem gewissen Umfange müssen nothwendig auch große Theile haben. Menschen von einem ansehnlichen Wuchse haben große Arme, starke Baumstämme haben große Zweige, und große Berge bestehen aus andern Bergen, welche sich über und unter ihnen befinden. Die Natur der Dinge bringt dieses so mit sich.

Die Griechische Baukunst, welche wenige, aber große Abtheilungen zuläßt, befolgt also hierin die Natur großer Gegenstände, und wir fühlen daher auch gemeiniglich bey dem Anblicke ihrer Werke eine gewisse Erhabenheit, welche der herrschende Charakter derselben zu seyn scheint.

Auf gleiche Weise vertheilt die Mahlerey dasjenige, was sie in einem Gemählde darstellt, in Gruppen von drey oder vier Figuren. Sie ahmt auch hierin die Natur nach. Ein zahlreiches Heer theilt sich jederzeit wieder in gewisse einzelne Haufen; so wie die Kunst des Mahlers die Beleuchtung des Ganzen anordnet, und die Massen von Licht und Schatten mannigfaltig vertheilet.

Sechstes Kapitel.

Uiber den Reiz des Ebenmaßes und der Symmetrie.

Ich habe gesagt, daß die Seele an der Mannigfaltigkeit Vergnügen findet; und doch ist es nicht minder wahr, daß sie in den meisten Fällen nur durch eine gewisse Art von Ebenmaß befriediget wird. Dieß scheint einen Widerspruch in sich zu

faſſen; aber man ſehe, wie ungezwungen ſich dieſer Umſtand erklären läßt.

Eine der vorzüglichſten Urſachen des Vergnügens, welches unſre Seele bey dem Anblicke der Gegenſtände empfindet, iſt die Leichtigkeit, mit welcher ſie dieſelben auffaßt und überſieht, und die Urſache, warum die Seele Ebenmaß, und zuſammen ſtimmende Verhältniſſe liebt, iſt keine andere, als weil ihr dadurch Mühe erſpart, weil ſie unterſtützt, und gleichſam der Hälfte der Arbeit, durch jenes Mittel, überhoben wird.

Hieraus ergibt ſich ein allgemeiner Grundſatz: Allenthalben, wo Symmetrie unſerem Geiſte zuträglich iſt, und die Äußerungen deſſelben befördern kann, da macht ſie uns auch Vergnügen; in allen andern Fällen hingegen, wo die Symmetrie zu dieſer Abſicht nichts beyträgt, iſt ſie widrig, und zwar vorzüglich darum, weil ſie die Mannigfaltigkeit hindert. Nun aber müſſen die Gegenſtände, welche wir nach einander wahrnehmen, Mannigfaltigkeit beſitzen, weil die Seele keine Schwierigkeit findet, dieſelben zu faſſen. Diejenigen hingegen, welche wir auf ein Mahl und neben einander wahrnehmen, erfordern natürlicher Weiſe Symmetrie. Da wir denn alſo die Vorderſeite eines Gebäudes, einen Saal, einen Tempel, und andere dergleichen Werke auf einen Blick überſehen, ſo erfordern dieſelben nothwendig Symmetrie; um der Seele das Vergnügen zu erleichtern, den Gegenſtand durch ihre Hülfe auf ein Mahl zu umfaſſen.

Da der Gegenſtand, welcher auf ein Mahl erblickt werden ſoll, nicht verwickelt ſeyn darf, ſo ſetzt dieſes zugleich voraus, daß er einzig ſey, und daß alle

Theile deſſelben ſich genau auf den Hauptgegenſtand beziehen. Ein neuer Grund alſo unſeres Vergnügens an der Symmetrie iſt dieſer, daß ſie uns ein einſtimmiges Ganzes darſtellt.

Ein Ganzes muß ſeiner Natur nach vollendet ſeyn, und die Seele, wenn ſie es erblickt, wünſcht alſo auch, daß kein Theil deſſelben unvollendet erſcheine; alſo auch in dieſer Rückſicht empfiehlt ſich ihr die Symmetrie. Die Geſtalten der Dinge bedürfen gleichſam einer Art von Gleichgewicht. Ein Gebäude, an dem nur ein Flügel vollendet, oder der eine kürzer als der andere gebauet iſt, iſt eben ſo wenig vollendet, als ein Körper mit einem Arme, oder an welchem der eine Arm kürzer wäre, als der andere.

Siebentes Kapitel.

Von dem Contraſte.

Die Seele liebt die Symmetrie; aber ſie liebt auch das Abſtechende, Entgegengeſetzte, oder wie man es gewöhnlicher nennt, Contraſte. Dieß bedarf allerdings einiger Erläuterung.

Zum Beyſpiele: Wenn die Natur dem Mahler oder dem Bildhauer aufleget, in die Theile ſeiner Figuren Ebenmaß zu bringen; ſo fordert ſie dafür im Gegentheile von ihm, daß er in die Stellungen derſelben Contraſt lege. Ein Fuß, oder irgend ein anderes Glied, das mit dem andern durchaus gleiche Lage und Richtung hat, wird unerträglich. Die Urſache

hiervon iſt, weil eine ſolche Symmetrie macht, daß die Stellungen beynahe faſt immer dieſelben werden; wie man das an den Gothiſchen Figuren ſehen kann, die ſich in dieſer Rückſicht vollkommen gleichen. Auf dieſe Weiſe geht denn alle Mannigfaltigkeit in den Werken der Kunſt verloren. Noch mehr: die Natur hat uns nicht zu einer ſolchen Einförmigkeit der Stellungen gebildet. Sie gab uns Bewegung, und wollte alſo nicht, daß wir in unſern Handlungen und Äußerungen unbeweglichen Götzenbildern gleichen ſollten; und wenn uns ſchon ſteife und gezwungene Menſchen unerträglich ſind, wie ſehr wird dieſes nicht vollends bey Kunſtwerken der Fall ſeyn müſſen.

Es iſt alſo nothwendig, die Stellungen ſo viel als möglich zu contraſtiren; beſonders bey den Werken der Bildhauerey, welche aus Mangel des Colorits bloß durch die Gewalt der Contraſte, und durch ſchickliche Verhältniſſe der Stellungen, ihren Werken einen gewiſſen Grad von Lebhaftigkeit ertheilen kann.

Aber, ſo wie wir oben bemerkt haben, daß die Mannigfaltigkeit, welche man in der Gothiſchen Baukunſt anzubringen ſuchte, dieſelbe einförmig gemacht hat, eben ſo iſt es auch oft geſchehen, daß die Mannigfaltigkeit, welche man durch Hülfe der Contraſte zu erhalten glaubte, in Symmetrie und tadelhafte Einförmigkeit ausgeartet iſt.

Dieß iſt nicht bloß der Fall bey Werken der Mahlerey und Bildhauerkunſt, ſondern der Fehler in der Schreibart einiger Schriftſteller, welche bey jeder Redensart, den Anfang mit dem Ende durch unaufhörliche Gegenſätze contraſtiren laſſen, wie zum Beyſpiele der heilige Auguſtin, und andere Schriftſteller des Mittelalters; auch einige neuere nicht ausgeſchloſſen, un-

ter welche vorzüglich St. Evremont gehört. Dieſe einförmige, ſich immer ähnliche Wendungen des Ausdrucks, müſſen in der Länge merklich mißfallen. Ein ſolcher unaufhörlicher Contraſt wird zur Symmetrie, und eine ſo geſuchte Entgegenſtellung zur widrigſten Einförmigkeit. Der Geiſt findet darin ſo wenig Mannifaltigkeit, daß, ſo wie man den einen Theil des Ausdrucks vor ſich ſieht, man auf der Stelle auch den andern Theil errathen kann. Man findet entgegengeſetzte Worte, die ſich aber immer auf einerley Weiſe entgegen geſetzt ſind; man findet eine beſondre Wendung des Ausdrucks, aber ſie bleibt unaufhörlich dieſelbe.

Sehr viele Mahler ſind in den Fehler gefallen, überall und ohne alle Mäßigung nur immer Contraſte anzubringen, ſo daß man, bey dem erſten Anblicke irgend einer Figur, auch ſogleich die Stellung derjenigen erräth, welche ihr zur Seite ſteht. Eine ſolche wechſelloſe Verſchiedenheit wird natürlicher Weiſe in der Länge etwas ſehr Einförmiges. Überdieß zeigt uns die Natur, welche ihre Gegenſtände in ſcheinbarer Unordnung umher ſtreuet, keinesweges ein ſo geſuchtes Beſtreben nach beſtändigen Gegenſätzen; ſo wenig, als daß ſie alle Körper in Bewegung, am allerwenigſten aber, Alle in erzwungene Bewegung ſetzt. Die Natur iſt offenbar weit mannigfaltiger; ſie läßt gewiſſe Gegenſtände in Ruhe bleiben, und ertheilet den andern die mannigfaltigſten Arten von Bewegung.

Wenn der denkende Theil unſrer Seele die Mannigfaltigkeit liebt, ſo iſt eben dieſes bey dem empfindenden Theile derſelben nicht minder der Fall. Unſere Seele kann nicht allzu lange einerley Lage aushalten, weil ſie mit einem Körper verbunden iſt, der

dieſe Ausdauer ertragen kann: Wenn unſre Seele erweckt werden ſoll, ſo müſſen die Lebensgeiſter ſich in die Nerven ergießen. Es können alſo hierbey zweyerley Umſtände eintreten: eine Erſchlaffung der Nerven, und ein Mangel von Seiten der Lebensgeiſter, die entweder nicht mehr gewiſſen Stellen zufließen, oder ſich da, wo ſie bereits hingefloſſen waren, allmählich zerſtreuen.

Und ſo muß uns denn alles, beſonders aber ſehr lebhafte Vergnügungen, in der Länge ermüden. Man gibt dieſe letzteren jederzeit mit eben ſo viel Bereitwilligkeit auf, als man Anfangs Begierde fühlte ſie zu genießen. Die Fibern, deren Mitwirkung hierzu erfordert wird, bedürfen der Ruhe; wir müſſen andere aufbiethen, uns gleiche Dienſte zu leiſten, und auf dieſe Weiſe die Arbeit, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, gleicher vertheilen. Unſre Seele kann gewiſſer Empfindungen im einzelnen Falle überdrießig ſeyn; aber gar nicht empfinden, muß für ſie ein Zuſtand ſeyn, der ſie in eine Art von Vernichtung ſtürzen würde. Alles kömmt mithin darauf an, den Zuſtand derſelben gehörig abzuändern; denn nur dann wird ſie empfinden, ohne ſich ermüdet zu fühlen.

Achtes Kapitel.

Von dem Reize der Uiberraſchung.

Diejenige Stimmung unſrer Seele, vermöge welcher ſie ſich immer mit verſchiednen Gegenſtänden zu be-

schäftigen strebt, macht sie zugleich für den Reiz der Übertraschung empfänglich: eine Empfindung, welche der Seele so wohl durch die Neuheit des Anblicks, als auch durch die Schnelligkeit des Eindrucks gefällt, indem sie dadurch Vorstellungen erhält, welche sie entweder gar nicht, oder doch nicht auf diese Weise zu erhalten hoffen konnte.

Eine Sache kann uns überraschen, weil sie wunderbar, oder weil sie neu, oder endlich weil sie unerwartet ist. Zu den beyden ersteren Fällen gesellt sich der Hauptreiz findung auch eine gewisse Nebenempfindung zu, welche sich darauf gründet, daß die Sache neu oder unerwartet ist.

Hierin liegt, zum Beyspiele, die Ursache des Reizes, welchen die Glücksspiele für uns haben. Wir finden in ihnen eine beständige Folge unerwarteter Ereignisse. Selbst die Gesellschaftsspiele gefallen aus dem gleichen Grunde. Auch sie sind eine Reihe unvorhergesehener Ereignisse, welche durch die Verbindung der Geschicklichkeit und des Zufalls bestimmt werden. Und eben dieses ist auch der Fall bey dem Vergnügen, welches wir an dramatischen Vorstellungen finden. Die stufenweise Entwicklung derselben verbirgt uns die Ereignisse bis zu dem Augenblicke, da sie eintreten, und bereitet uns dadurch immer neuen Anlaß zum Erstaunen; und dieser Reiz wird oft noch dadurch erhöhet, daß sie uns jene Ereignisse so zeigen, wie wir dieselben gewisser Maßen hätten erwarten sollen.

Die meisten Werke des Geschmacks endlich werden größten Theils nur darum gelesen, weil sie uns angenehme Überraschungen verschaffen, und sich von der Einförmigkeit der gewöhnlichen gesellschaftlichen

Unterhaltungen unterſcheiden, die faſt immer langweilig ſind, und bey weiten keinen ſo lebhaften Eindruck machen.

Die Überraſchung kann entweder durch den Gegenſtand ſelbſt, oder durch die Art, wie wir ihn gewahr werden, hervor gebracht werden. In dem erſtern Falle ſehen wir einen Gegenſtand, größer oder kleiner, oder doch ſonſt von dem unterſchieden, was er in der Wirklichkeit iſt; in dem zweyten Falle ſehen wir den Gegenſtand ſelbſt, aber doch in Verbindung mit einer gewiſſen Nebenvorſtellung, die uns überraſchet. Von dieſer Art iſt, zum Beyſpiele, die Nebenvorſtellung der überwundenen Schwierigkeit, oder der Perſon, von der ſich eine Sache herſchreibt, oder der Zeit, in welcher ſie entſtand, oder der Mittel, durch welche ſie hervor gebracht wurde, oder jeder andern damit verknüpfte beſondre Umſtand.

Sueton ſchildert uns die Verbrechen des Nero mit einer Kaltblütigkeit, die uns in Erſtaunen ſetzt, und beynahe glauben läßt, der Schriftſteller habe die Abſcheulichkeit deſſen, was er uns berichtet, kaum ſelbſt gefühlt. Aber auf ein Mahl verändert er den Ton ſeiner Erzählung, und ſagt: **Die Welt, die ein ſolches Ungeheuer ganzer vierzehn Jahre lang ertragen hatte, entzog ſich ihm endlich.** Tale monſtrum per quatuordecim annos perpetuus terrarum orbis, tandem deſtruit. Dieſe Wendung überraſcht unſern Geiſt auf mehr als einerley Weiſe. Wir erſtaunen über die veränderte Schreibart des Verfaſſers, über die Entdeckung ſeiner eigentlichen Denkungsart, über die Stärke, mit welcher er in ſo wenig Worten eine der größten Revolutionen ſchildert, welche ſich je ereignet haben: und ſo findet denn alſo hier die See-

le eine groſſe Menge verſchiedener Empfindungen, welche insgeſammt darauf abzwecken, ſie in Bewegung zu ſetzen, und ihr ein Vergnügen zu bereiten.

Neuntes Kapitel.

Über die verſchiedenen Urſachen, durch welche unſere Empfindungen hervor gebracht werden können.

Ich darf hier nicht unbemerkt laſſen, daß gewiſſe Empfindungen gemeiniglich nicht bloß durch eine einzelne beſtimmte Urſache hervor gebracht werden. Es wird vielmehr, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, eine gewiſſe Miſchung (une certaine doſe) erfordert, wenn die Empfindung den gehörigen Grad von Stärke und Mannigfaltigkeit erhalten ſoll. Die Kunſt beſtehet darin, daß man mehrere Organe auf ein Mahl zu treffen weiß. Man unterſuche die verſchiednen Schriftſteller, und man wird vielleicht finden, daß die beſten, oder mit andern Worten diejenigen, welche am meiſten gefallen haben, ſolche ſind, welche der Seele zu einer und derſelben Zeit die meiſten Empfindungen zu verſchaffen wiſſen. Man betrachte nur einen Augenblick die Mannigfaltigkeit der Urſachen, deren Zuſammenkommen uns im einzelnen Falle Vergnügen gewährt. Ein kunſtmäßiger Garten gefällt uns beſſer, als ein wild mit Bäumen verwachſener Platz, 1) weil unſer Blick, ſtatt aufgehalten zu werden, frey umherſtreifen kann; 2) iſt jede Baumreihe eine Art von Einheit, und bildet ein groſſes Ganzes, ſtatt daß

dort jeder Baum ein eben ſo einzelner als unbeträchtlicher Gegenſtand iſt; 3) nehmen wir eine gewiſſe Anordnung wahr, welche von dem abweicht, was wir zu ſehen gewohnt ſind; 4) bringen wir die Mühe in Anſchlag, die wir hierbey aufgewandt finden; 5) bewundern wir die Sorgfalt, mit welcher man der Natur entgegen gearbeitet hat, die, wie man weiß, immer beſchäftiget iſt, durch Hervorbringung von Dingen, die man an dieſer Stelle nicht verlangt, die Abſichten der Kunſt zu vereiteln; und dieß iſt ſo wahr, daß der Anblick eines in dieſer Rückſicht vernachläſſigten Gartens uns in hohem Grade Mißvergnügen macht. Bisweilen gefällt uns die Schwierigkeit, bisweilen die Leichtigkeit einer Anlage. Wie wir in einem prächtigen Garten die Größe und den Aufwand des Beſitzers bewundern, ſo macht es uns dafür wieder in andern Fällen Vergnügen zu bemerken, daß man ſich darauf verſtanden hat, auch ohne großen Aufwand von Mühe und Koſten etwas Schönes hervor zu bringen.

Das Spiel gefällt, weil es unſern Geiz, oder mit andern Worten, die Hoffnung immer mehr zu bekommen, befriedigt. Es ſchmeichelt unſrer Eitelkeit durch die Einbildung des Vorzuges, welchen uns das Glück ertheilet, und der Aufmerkſamkeit, die wir uns dadurch von Seiten der andern zuziehen. Es befriedigt unſere Neugierde durch die Art von Schauſpiel, welches damit verbunden iſt, und endlich verſchafft es uns das mannigfaltige Vergnügen, der Überraſchung.

Der Tanz gefällt uns durch die Leichtigkeit, durch eine gewiſſe Anmuth der Bewegungen, durch die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Stellungen, durch ſeine Verbindung mit der Tonkunſt (denn man kann den

Tanzenden gewißer Maßen als ein begleitendes Instrument betrachten); aber die Hauptursache, warum uns der Tanz gefällt, ist eine gewisse Einrichtung unsrer Natur, welche macht, daß wir jede Art von Bewegung und Stellung im Gedanken auf gewisse andere Bewegungen und Stellungen zurück führen.

Zehntes Kapitel.

Über die zufällige Verknüpfung gewisser Vorstellungen.

Ein und derselbe Gegenstand kann uns, je nachdem wir ihn in dieser oder jener Rücksicht betrachten, zugleich gefallen und mißfallen. So machen uns, zum Beyspiele, die Italiänischen Castraten wenig Vergnügen, 1) weil es nichts außerordentliches ist, daß Personen unter diesen Umständen eine gute Stimme besitzen; — denn Leute dieser Art gleichen gewißer Maßen einem Instrumente, aus welchem der Werkmeister das überflüssige Holz ausgeschnitten hat, um das Ganze desto tonreicher zu machen — 2) weil die Wahrheit der Leidenschaften, welche wir von ihnen nachgeahmt sehen, sich gar sehr in Zweifel ziehen läßt; 3) weil sie weder zu dem Geschlechte gehören, das wir lieben, noch zu demjenigen, was wir schätzen. Von einer andern Seite hingegen können uns eben diese Menschen gefallen, weil sie das blühende Ansehen der Jugend sehr lange beybehalten, und noch mehr, weil sie eine biegsame Stimme besitzen, die ihnen besonders eigenthümlich ist. Der Eindruck, welchen also

ein Gegenſtand auf uns macht, iſt aus einer Menge von Empfindungen zuſammengeſetzt, die einander ſchwächen, und bisweilen einander geradezu entgegen arbeiten.

Sehr oft ſchafft ſich unſre Seele ſelbſt gewiſſe eigne Gründe des Vergnügens; und dieß gelingt ihr hauptſächlich durch die Verbindungen, in welche ſie die Dinge bringt. So wird uns, zum Beyſpiel, ein Gegenſtand, der uns gefallen hat, ein ander Mahl ſchon darum Vergnügen machen, weil er uns ehemahls gefallen hat, indem wir die ehemahlige Vorſtellung mit der gegenwärtigen verbinden. Eine Schauſpielerinn, die uns auf der Bühne gefallen hat; gefällt uns nun auch außer der Bühne; ihre Stimme, ihr Vortrag, die Erinnerung der Bewunderung, welche ſie einflößte, ja vielleicht auch der Gedanke an die Prinzeſſinn, deren Rolle ſie ſpielte, alles dieß ſchmilzt in unſrer Empfindung zuſammen, und trägt gemeinſchaftlich zu der Bildung und Entſtehung des Vergnügens bey, welches uns ihr Anblick verurſacht.

Wir hängen alle, mehr als mir glauben, an dergleichen Nebenbegriffen. Eine Perſon des andern Geſchlechts, die ſich ein Mahl einen gewiſſen glänzenden Nahmen erworben, kann leicht dieſen oder jenen ihrer kleinen Fehler, den ſie etwa an ſich hat, geltend machen, und es ſogar dahin bringen, daß man ihn als eine Art von eigner Anmuth betrachtet. Der größte Theil der Damen, denen wir huldigen, hat oft nichts weiter für ſich, als ein gewiſſes günſtiges Vorurtheil, das ſich auf ihre Geburt, oder auf ihr Vermögen, oder auf die Aufmerkſamkeit und Achtung bezieht, die wir ihnen von gewiſſen andern Perſonen erweiſen ſehen.

Eilftes Kapitel.

Beyſpiel einer ſolchen Ideen-Verknüpfung.

Wie man weiß, führten die erſten Menſchen urſprünglich eine Art von Hirtenleben. Wir verdanken vielleicht dieſem Umſtande die ganze lächelnde Anmuth der alten Dichter-Fabel. Er iſt die Quelle jener glücklichen Schilderungen, jener naiven Abenteuer, jener gefälligen Gottheiten, jener Gemählde eines Zuſtandes, der von dem unſrigen verſchieden genug iſt, um ihn uns wünſchenswürdig zu machen, und doch nicht ſo ſehr entfernt iſt, um die Wahrſcheinlichkeit zu beleidigen, jener Miſchung endlich von Leidenſchaften und von Ruhe, die für uns in einem ſo hohen Grade anziehend iſt. Der Nahme der Diana, des Pan, des Apollo, der Nymphen; die Vorſtellung von Hainen, Fluren, Bächen u. ſ. w., alles dieß erweckt in unſrer Seele die anmuthigſten Bilder. Hätten die erſten Menſchen, gleich uns, in den Städten gelebt, ſo hätten die Dichter uns nichts ſchildern können, als was wir täglich unter mancherley Beſorgniſſen vor uns ſehen, oder ſonſt nicht ohne Ekel und Mißvergnügen empfinden; Geitz, Ehrſucht und tauſend andre qualvolle Leidenſchaften würden überall hindurch blicken.

Die Dichter, welche das Landleben ſchildern, unterhalten uns von einem goldnen Zeitalter, deſſen Tage ſie zurück wünſchen; das heißt, ſie unterhalten uns mit Schilderungen von Zeiten, welche glücklicher und ruhiger waren, als die gegenwärtigen.

Zwölftes Kapitel.

Von der Feinheit der Empfindung.

Man ſchreibt demjenigen feines Gefühl zu, der mit jedem Gdanken oder jener Empfindung, eine Menge andrer verwandter Gedanken oder Empfindungen zu beleben weiß. Der rohe Menſch hingegen hat nur Ein Gefühl; ſeine Seele verſteht ſich keinesweges auf die Kunſt, von außen her erhaltne Eindrücke durch Trennungen oder Zuſammenſetzungen zu erhöhen; er nimmt alles ſo, wie es die Natur gibt, ohne Veränderung und ohne Zuſatz. Nicht ſo der fein Empfindende, der ſich den größten Theil ſeiner Vergnügungen ſelbſt ſchafft. Die Empfindungen der Liebenden ſind hiervon der beſte Beweis. Und ſo auch in andern Fällen. Polyxenes und Apicius brachten zu dem Genuſſe ihrer Mahlzeiten Gefühle mit, von welchen wir gemeinen Eſſer durchaus keinen Begriff haben. Und eben ſo haben auch diejenigen, welche ſich auf den Genuß von Geiſteswerken verſtehen, eine Menge eigner und ausgebildeter Empfindungen, von welchen andre Menſchen nichts wiſſen.

Dreyzehntes Kapitel.

Von einem gewiſſen unnennbaren Reitze.

Manche Perſonen oder Gegenſtände gefallen uns durch einen gewiſſen unſichtbaren Reitz, eine gewiſſe

natürliche Anmuth, die sich nicht näher beschreiben läßt, und die man eben darum ein gewisses ich weiß nicht was (le je ne sais quoi) genannt hat. Wo ich nicht irre, liegt der Grund von jenem unnennbaren Reitze hauptsächlich in der Überraschung. Wir werden gerührt, wenn wir finden, daß jemand uns mehr gefällt, als wir es Anfangs erwarten konnten; und wir fühlen uns auf eine angenehme Weise überrascht, daß es dieser Person gelungen ist, Mängel zu überwinden, welche höchstens noch unser Auge erblickt, aber das Herz durchaus nicht mehr glaubt. Vielleicht ist dieß die Ursache, warum so manches Frauenzimmer bey einer Bildung, die nichts weniger als schön ist, doch oft so viel Anmuth besitzet, indeß es dem größten Theile derer, die im eigentlichen Verstande des Wortes schön sind, durchaus an jenem Vorzuge fehlt. Eine Person, die sich durch Schönheit auszeichnet, thut gemeiniglich das Gegentheil von dem, was wir erwartet hatten, und bringt es endlich dahin, daß wir sie minder liebenswürdig finden. Sie überrascht uns Anfangs von der angenehmen Seite, in der Folge aber überrascht sie uns nun auch von der unangenehmen: aber der Eindruck von jener ist alt, da hingegen dieser mit aller Stärke der Neuheit auffällt. Aus eben dieser Ursache sind Frauenzimmer von vorzüglicher Schönheit nur selten diejenigen, welche einen tiefen Eindruck auf uns machen, sondern es bleibt dieses der eigenthümliche Vorzug derjenigen, welche sich durch Anmuth auszeichnen, oder, mit andern Worten, Reitze besitzen, die wir nicht erwarteten, und zu erwarten keine Ursache hatten. Prächtiger Putz empfiehlt sich ja nur selten durch Anmuth, durch welche das kunstlose Gewand einer Schäferinn oft so

reitzend iſt. Wir bewundern die Größe in dem Faltenwurfe eines Paul Veroneſe, aber Raphaels Einfalt und Corregio's Reinheit machen auf unſer Herz einen weit tiefern Eindruck. Der erſtere Künſtler verſpricht viel, und leiſtet was er verſpricht. Die letztern hingegen verſprechen wenig, und leiſten viel; und dieß vergnügt uns in einem noch höhern Grade.

Anmuth iſt weit öftrer der Antheil des Geiſtes, als des Geſichtes. Ein ſchönes Geſicht zeigt ſich uns auf ein Mahl, und ohne irgend etwas zu verbergen, in ſeiner eigentlichen Geſtalt; Geiſt hingegen zeigt ſich nur nach und nach, und wenn es ihm gut dünkt, und in dem Maße, als er es ſchicklich findet. Er kann ſich alſo verbergen, um mit deſto mehrerem Glanze zu erſcheinen, und eben dadurch jene Überraſchung hervorzubringen, die ſo weſentlich zu der Anmuth gehört.

Eben ſo zeigt ſich Anmuth weniger in den Geſichtszügen, als in unſern Bewegungen: denn die letztern entſtehen mit jedem Augenblicke, und können alſo auch in jedem Augenblicke Überraſchung erregen. Mit einem Worte, eine ſchöne Perſon kann nur auf Eine Art ſchön, aber auf tauſenderley Weiſe artig ſeyn.

Das Geſetz der beyden Geſchlechter hat unter geſitteten und wilden Nationen feſtgeſetzet, daß die Männer fordern, und die Weiber zugeſtehen ſollen. Daher kommt es, daß Anmuth hauptſächlich der Antheil der Weiber iſt. Berechtigt alles zu verſagen, haben ſie auch das Recht alles zu verſchleyern: das kleinſte Wort, die kleinſte Bewegung, alles was, ohne die erſte Pflicht zu verletzen, ſich bey ihnen zeigt, und ſich auf einen Augenblick in Freyheit ſetzt, wird zur Anmuth. Und eben durch dieſe ſo weiſe Einrichtung

der Natur gewinnt dasjenige, was ohne das Gesetz der Schamhaftigkeit ohne Werth seyn würde, seit jenem glücklichen Gesetze, auf welchem die Freude des Erdkreises beruht, unendlich an seinem veredelten Werthe.

Da Zwang und Erkünstelung uns nicht überraschen können, so wird auch Anmuth keinesweges bey gezwungenen oder erkünstelten Bewegungen Statt finden; wohl aber bey einer gewissen Freyheit und Leichtigkeit, die zwischen beyden das Mittel hält. Die Seele bemerkt, nicht ohne ein angenehmes Erstaunen, daß man beyde Klippen glücklich vermieden hat. Man sollte vielleicht glauben, der natürlichste Anstand müsse zugleich der leichteste seyn; aber es verhält sich gerade umgekehrt. Der Zwang, welchen uns die Erziehung auflegt, entfernet uns immer weiter und weiter von der Natur; daher die Rückkehr zu ihr uns immer ein merkliches Vergnügen machen muß.

Nichts gefällt uns bey einem Anzuge mehr, als jener Schein von Nachläßigkeit oder selbst von Unordnung, der uns jede Sorgfalt verbirgt, welche die Reinlichkeit nicht ausdrücklich erfordert, und also nur die Eitelkeit allein aufgelegt haben würde. Auch der Witz hat nur dann Anmuth, wenn dasjenige, was er sagt, gefunden und nicht gesucht scheint.

Einfälle, denen man die Anstrengung ansieht, welche sie gekostet haben, können allenfalls von dem Verstande ihres Urhebers zeugen, aber sie sind kein Beweis von dem, was man Anmuth des Geistes nennt. Diese zeigt sich nur bey demjenigen, der selbst kaum weiß, daß er sie besitze, und erscheint in Verbindung mit einer gewissen anmaßungslosen Einfalt, die uns

nichts dergleichen erwarten ließ, und eben dadurch doppelt überraſcht.

Anmuth iſt alſo etwas, das ſich nicht erwerben läßt; ſie erfordert durchaus eine gewiſſe natürliche Unbefangenheit, welche doch gewiß keinesweges Sache der Anſtrengung iſt.

Eine der ſchönſten Dichtungen im Homer iſt jener Gürtel, durch welchen die Göttinn der Liebe die Macht zu gefallen erhält. Nichts iſt ſchicklicher, jenen unwiderſtehlichen Zauber der Anmuth auszudrücken, der einem Weſen, gleichſam durch eine höhere Macht, verliehen zu ſeyn ſcheint, und von der Schönheit ſelbſt ſo merklich unterſchieden iſt. Auch konnte nur Venus dieſen Gürtel bekommen. Er ſchickte ſich keinesweges für die majeſtätiſche Schönheit der Juno: denn Majeſtät erfordert eine gewiſſe Feyerlichkeit des Anſtandes, einen gewiſſen Zwang, der ſich nicht mit jener anmuthsvollen Unbefangenheit verträgt. Und eben ſo wenig ſchickte ſich dieſer Gürtel für die ſtolze Schönheit der Minerva: denn Stolz iſt gerade der Anmuth entgegen geſetzt, und über dieß mit Recht dem Verdachte eines gezwungenen Weſens unterworfen.

Vierzehntes Kapitel.

Fortſchreitende Überraſchung.

Die großen Schönheiten der Kunſt entſtehen erſt dann, wenn die Überraſchung, welche ein gewiſſer Gegenſtand in uns erregt, Anfangs mittelmäßig iſt, ſich gleich bleibt, in der Folge zunimmt, und uns endlich bis zur Bewunderung leitet. Die Werke ei-

nes Raphael machen auf den ersten Blick keinen außerordentlichen Eindruck. Sie stellen die Natur so treffend dar, daß man Anfangs eben so wenig erstaunt, als ob man den Gegenstand selbst sähe, der uns denn weiter nicht in Erstaunen setzen würde. Irgend ein ungewöhnlicher Ausdruck hingegen, ein stärkeres Colorit, eine seltne Stellung in den Werken eines minder einsichtsvollen Mahlers, wird uns freylich auf den ersten Blick auffallen, weil der Anblick einer solchen Darstellung der Gegenstände uns ungewöhnlich ist. Man kann Raphaelen, in dieser Rücksicht, mit dem Virgil, und die Venetianische Schule, in Ansehung ihrer gezwungenen Stellungen, mit dem Lukan vergleichen. Virgil, welcher der Natur allenthalben getreu bleibt, rührt Anfangs weniger, um in der Folge desto tiefer zu bewegen; Lukan hingegen ergreift uns im Anfange mit einem starken Eindrucke, der aber in der Folge immer schwächer und schwächer wird.

Die berühmte Peterskirche erscheint auf den ersten Blick, wegen der außerordentlichen Genauigkeit ihrer Verhältnisse, keinesweges so groß als sie wirklich ist. Wir können Anfangs keinen rechten Gesichtspunct finden, ihre Größe zu messen. Wäre ihr Umfang weniger breit, so würden wir über ihre Länge erstaunen; wäre sie weniger lang, so würde uns ihre Breite auffallen. Aber dafür scheint, bey längerer Betrachtung, das Ganze sich gleichsam vor unsern Augen zu vergrößern, und unsere Bewunderung, unser Erstaunen steigt nun mit jedem Augenblicke höher. Man kann die Peterskirche in dieser Rücksicht mit den Pyrenäen vergleichen, wo das Auge, das sich Anfangs einbildete ihre Höhe zu ermessen, Berge auf

Berge aufgethürmt findet, und ſich nur immer weiter verlieret.

Es geſchieht oft, daß unſre Seele Vergnügen genießt, wenn ſie eine Empfindung erhält, die ſie ſich ſelbſt nicht ganz entwickeln kann, oder wenn ſich ihr ein Gegenſtand ganz von anderer Beſchaffenheit zeigt, als ihm, wie ſie weiß, eigentlich zukommt. Ein ſolcher Anblick erregt in ihr eine Art des Erſtaunens, aus dem ſie gar nicht wieder zurück kommen kann. Hier iſt ein Beyſpiel dieſer Art: der Dom der Peterskirche iſt von einer unüberſehlichen Größe. Man weiß, daß Michel-Angelo bey der Erblickung des Pantheon der alten Römer, des größten Tempels, ſagte: er wolle einen ähnlichen aufführen, und der noch über dieß in der Luft ſchweben ſolle. Er entwarf alſo, nach dieſem Muſter, den Dom der Peterskirche; gründete aber denſelben auf ſo maſſive Pfeiler, daß dieſer Dom, welcher gleich einem Berge über unſerm Haupte ſchwebt, dem Auge, das denſelben betrachtet, nichts weniger als ſchwerfällig erſcheint. Die Seele bleibt alſo ungewiß zwiſchen dem was ſie ſieht, und dem was ſie weiß; wir können uns des Erſtaunens nicht enthalten, indem wir eine Maſſe erblicken, die zu gleicher Zeit ſo ungeheuer, und doch ſo leicht iſt.

Funfzehntes Kapitel.

Von Schönheiten, welche aus einer gewiſſen Verlegenheit der Seele entſtehen.

Sehr oft entſpringt unſer Erſtaunen daher, daß unſere Seele dasjenige, was ſie erblickt, nicht mit dem zu vereinigen weiß, was ſie bereits geſehen hat. Es iſt in Italien ein großer See, der unter dem Nahmen des Lago Maggore bekannt iſt, ein Gewäſſer, deſſen Ufer ſich bloß durch die Wildheit ihres Anblicks auszeichne. In dieſem See befinden ſich, ungefähr ein Fünftel Meile von der Küſte, zwey Inſeln, deren Umfang nicht über eine Viertelmeile beträgt. Sie heißen die Borromäiſchen Inſeln, und ſind, nach meinem Urtheile, die reitzendſte Gegend, die man nur erblicken kann. Die Seele erſtaunt über den ganz unerwarteten Contraſt, und ſieht ſich mit Vergnügen in jene Schilderungen der Romanen-Welt verſetzt, wo, nach einer mühſamen Reiſe über rauhe Felſen und kahle Heiden, auf ein Mahl Gegenden ſich uns öffnen, welche die Hand wohlthätiger Feen mit jedem Reitze geſchmückt hat.

Jede Art von Contraſt fällt uns auf, weil Dinge, die ſich entgegen ſtehen, einander wechſelsweiſe erheben. So wird ein großer Menſch, durch einen kleinen, der ihm zur Seite ſtehet, noch größer erſcheinen, ſo wie der größere Urſache iſt, daß der andere uns noch kleiner vorkommt, als er wirklich iſt.

Dieſe Art von Erſtaunen iſt die Quelle des Vergnügens, das wir in den ſo genannten Schönheiten

des Gegenſatzes, der Antitheſe und andrer Figuren dieſer Art gewöhnlich finden. Wenn Florus ſagt: Sora und Algidum — wer ſollte es glauben — war uns einſt furchtbar; Satricum und Corniculum galten für Provinzen; wir ſchämen uns der Veruler und Boriller, und doch haben ſie uns Stoff zu Triumphen gegeben; Tibur endlich, jetzt unſre Vorſtadt, und Präneſte, dieſer angenehme Sommer-Aufenthalt unſrer Großen, waren einſt der Gegenſtand feyerlicher Gelübde, die man auf dem Capitole darbrachte, Dieſer Schriftſteller, ſage ich, zeigt uns hier zu gleicher Zeit die Größe von Rom, und die Kleinheit ſeiner ehemahligen Verfaſſung. Die Gegeneinanderſtellung dieſer beyden Umſtände muß nothwendig unſer Erſtaunen erhöhen.

Man bemerke bey dieſer Gelegenheit den großen Unterſchied, zwiſchen dem Gegenſatze der Ideen, und dem Gegenſatze des bloßen Ausdrucks. Der Gegenſatz des Ausdrucks iſt nichts weniger als verborgen, wohl aber der Gegenſatz der Ideen. Der erſtere hat immer nur einerley Gewand, der letztere kann das ſeinige in jedem Augenblicke verwechſeln: der eine iſt mannigfaltig, der andre hingegen immer derſelbe.

Eben der Schriftſteller, welchen ich vorhin angeführt habe, ſagt von den Samniten, ihre Städte wären dergeſtalt zerſtört worden, daß man gegenwärtig Mühe habe, den Stoff von vier und zwanzig Triumphen aufzufinden: „ut non facile appareat materia quatuor et viginti triumphorum.“ Dieſelben Worte, welche den Untergang dieſer Völkerſchaft berichten, zeigen uns zugleich die Größe ihres Muthes und ihrer Hartnäckigkeit.

Wenn wir uns zwingen wollen nicht zu lachen, so fühlen wir uns nur noch stärker dazu geneigt, offenbar wegen des Contrastes, den wir zwischen der Lage wahrnehmen, in welcher wir uns befinden, und derjenigen, in welcher wir uns befinden sollten. Auf gleiche Weise lachen wir, wenn wir in einem Gesichte irgend einen auffallenden Fehler entdecken, zum Beyspiele, eine zu große Nase: wir fühlen nähmlich, wie merklich dieser Fehler gegen die übrigen Gesichtszüge absticht. Der Gegensatz kann also eben so wohl Fehler als Schönheiten erhöhen. Wenn wir finden, daß Contraste ohne Ursache da sind, und nur dazu beytragen, gewisse Fehler zu erheben, und noch mehr ins Licht zu setzen, dann sind sie die wirksamsten Beförderungsmittel der Häßlichkeit, welche, wenn sie uns plötzlich auffällt, in unsrer Seele eine Art von Freude erwecket, die sich durch Lachen äußert. Betrachten wir hingegen die Häßlichkeit als ein Unglück der Person, an welcher wir sie bemerken, so kann sie Mitleiden bey uns erregen. Verbinden wir endlich damit den Gedanken von Schädlichkeit, oder vergleichen wir sie mit demjenigen, was uns angenehm rühret, und unser Verlangen erweckt, so wird ihr Anblick nothwendig eine Art von Abscheu in uns erregen.

Wann bey der Zusammenstellung von Ideen, die einander entgegen gesetzt sind, der Contrast entweder allzu leicht, oder allzu schwer zu entdecken ist, so mißfällt er. Der Gegensatz, welchen man uns zwischen denen einander auf diese Weise nahe gebrachten Ideen bemerken läßt, muß über dieß wirklich vorhanden, und nicht etwa bloß von dem Verfasser hinein getragen seyn; denn in diesem letztern Falle trifft unser Erstaunen bloß die Abgeschmacktheit des Verfassers.

Das Naive gehöret ohne Zweifel unter diejenigen Schönheiten, die uns vorzüglich gefallen; aber es iſt auch gerade derjenige Ausdruck, der ſich am ſchwerſten erreichen läßt. Die Urſache hiervon iſt, weil er zwiſchen dem Edlen und dem Niedrigen mitten inne ſtehet, und ſich oft dem letztern ſo ſehr nähert, daß es nicht anders als ſchwer ſeyn kann, an einer ſo feinen Grenzlinie hinzuſtreifen, ohne dieſelbe ja zu überſchreiten.

Die Tonkünſtler behaupten aus Erfahrung, daß jene Melodien, welche ſich am leichteſten ſingen laſſen, dem Compoſiteur gemeiniglich die meiſte Mühe koſten; ein ſicherer Beweis, daß unſre Vergnügungen, und die Kunſt, welche uns dieſelben gewähret, gewiſſe beſtimmte Grenzen haben. Wenn man Corneille's prachtvolle und Racine's leicht hinfließende Verſe gegen einander hält, ſo ſollte man nicht glauben, daß Corneille mit Leichtigkeit, und Racine hingegen nicht ohne Mühe arbeitete.

Was wir niedrig nennen, iſt gleichſam das Erhabne des Pöbels, dem es natürlicher Weiſe wohl thut, etwas zu finden, das ſich auf ihn beziehet, und ſeiner Faſſung erreichbar iſt.

Die Ideen, welche ſich Männern von Geiſt und feiner Erziehung darbiethen, ſind entweder naiv, oder edel, oder erhaben.

Die Darſtellung iſt edel, wenn ſie uns eine Sache unter ſolchen Verhältniſſen und Nebenumſtänden zeigt, durch welche die Größe derſelben erhöhet wird. Dieß iſt beſonders der Fall bey Vergleichungen, bey welchen der Geiſt immer gewinnen, nie aber verlieren muß. Die Vergleichung muß alſo jederzeit dem Gegenſtande etwas hinzu ſetzen, und ihn uns entweder

größer, oder, wo es nicht auf Größe ankommt, von einer feineren und liebenswürdigen Seite zeigen. Beziehungen hingegen, welche in irgend einer Betrachtung in das Niedrige fallen, müssen der Seele auf keine Weise vorgehalten werden; denn sie selbst würde sich dieselben verborgen haben, wenn sie dergleichen entdeckt hätte.

In Fällen, wo es darauf ankommt, durch Feinheit zu gefallen, macht es der Seele mehr Vergnügen, Charaktere mit Charakteren, Handlungen mit Handlungen verglichen zu sehen, als Gegenstände mit Gegenständen. Es ist nichts weniger als schwer, im Allgemeinen einen Mann von Muth mit einem Löwen, eine schöne Frau mit einem Gestirne, einen Menschen, der schnell läuft, mit einem Hirsche zu vergleichen.

Michel-Angelo weiß jeden Gegenstand, welchen er behandelt, zu veredeln. Sein berühmter Bacchus ist etwas ganz anders, als eine fallende oder doch halb in der Luft schwebende Figur, unter welcher ihn uns die Niederländischen Mahler gewöhnlich zu zeigen pflegen. Der Künstler fand diese Stellung der Majestät eines Gottes unwürdig: er mahlte ihn uns daher vollkommen fest auf seinen Füßen, gab ihm aber dafür einen so glücklichen Ausdruck von Wein geweckter Fröhlichkeit, und ein so sprechendes Entzücken über den angefüllten Becher, daß man in seiner Art nichts schöneres sehen kann.

In der so genannten Passion, welche sich auf der Gallerie von Florenz befindet, hat eben dieser große Künstler die Maria unter dem Kreuze gemahlt, welche die Leiden ihres Sohnes ohne Schmerz, ohne Mitleiden, ohne Kummer, ohne Thränen ansiehet. Der Mah-

ler nimmt nähmlich an, daß Maria von dem großen Geheimniſſe unterrichtet ſey, und läßt ſie daher den Anblick dieſes Todes mit der höchſten Seelengröße ertragen.

Es gibt keine Arbeit von Michel-Angelo, welche ſich nicht durch irgend einen edlen Zug unterſchiede. Selbſt in ſeinen bloßen Entwürfen findet man etwas Großes, ſo wie bey Virgil ſelbſt in den Verſen, die er nicht ganz vollendet hat.

Guilio Romano hat, wie man weiß, in einem Zimmer zu Mantua den Jupiter im Kriege gegen die Rieſen gemahlt; er zeigt in dieſem Gemählde alle übrige Götter erſchrocken, nur die Juno ausgenommen, welche ihrem Gemahle zur Seite ſteht, und ihm mit muthiger Entſchloſſenheit einen Rieſen zeigt, auf welchen er den Blitz herab ſchleudern ſoll. Juno bekommt hierdurch einen Ausdruck von Größe, welcher den andern Göttern fehlt, die nur in dem Maße minder ängſtlich ſcheinen, als ſie näher bey dem Jupiter ſtehen. Ein Zug, der eben ſo fein als wahr iſt: denn auch in einer Schlacht verbreitet ſich Muth um denjenigen her, welcher gegen den Feind im Vortheile iſt.

Gelegenheits-Reden

und

Vorlesungen

in

der Akademie der Wissenschaften

zu

Bordeaux.

OXFORD - TAYLOR INST

Antritts-Rede

bey

seiner Aufnahme

in die

Akademie der Wissenschaften

zu Bordeaux.

Den 1. May 1716 gehalten.

Die Weisen des Alterthums nahmen ihre Schüler ohne alle Prüfung und Wahl in ihre Hörsäle auf. Sie glaubten, die Weisheit müsse, wie die Vernunft, allen und jeden Menschen gemein seyn, und um ein Philosoph zu seyn, sey es genug, wenn man an der Philosophie Geschmack finde.

Ich befinde mich in Ansehung Ihrer, meine Herren, in einem gleichen Falle. Ich habe weiter keine Verdienste, weßwegen ich mich Ihren Versammlungen nähern konnte, als einige Vorliebe für die Wissenschaften überhaupt, und einigen Geschmack an den schönen Wissenschaften insbesondere. Wäre es genug, um diese Erlaubniß zu erhalten, den Werth derselben gehörig zu schätzen, und gegen Sie Hoch-

achtung und Bewunderung zu empfinden, so könnte ich mich schmeicheln, dieser Ehre würdig zu seyn, und ich würde mich mit jenem Trojaner vergleichen, der den Schutz einer Göttinn bloß deßwegen verdiente, weil er sie schön fand.

Ja, meine Herren, ich sehe Ihre Akademie als eine Zierde, als einen Schmuck unserer Provinzen an: ich betrachte ihre Stiftung als eine von jenen glücklichen Geburten, welchen die höheren Wesen des Himmels als Schutzengel zur Seite stehen.

Zwar hatte man bis daher die Wissenschaften nicht vernachlässiget gesehen; aber sie standen in Verachtung und Geringschätzung, der Geschmack war völlig verdorben, die schönen Wissenschaften lagen in der Dunkelheit begraben, und die Musen waren in dem Vaterlande der Pauline und Ausone fremd geworden.

Wir irren uns, wenn wir glauben, daß wir bereits unsern Nachbarn durch die Lebhaftigkeit unsers Witzes bekannt gewesen wären: sie kannten ohne Zweifel nichts weiter von uns, als die Barbarey unserer Sprache.

Ja, meine Herren, es hat eine Zeit gegeben, in welcher man diejenigen, die sich den Wissenschaften widmeten, als Sonderlinge, als Geschöpfe ansah, die sich vor allen andern Menschen auszeichneten. Es hat eine Zeit gegeben, wo man es lächerlich fand und es Ziererey nannte, wenn man sich von den Vorurtheilen des großen Haufens losmachen wollte; wo jeder seine Verblendung als eine Krankheit ansah, die er hägen und pflegen müßte, und wovon er nicht anders als mit Lebensgefahr geheilet werden könnte.

In einer für die Gelehrten so nachtheiligen Zeit, in welcher man nicht ungeahndet, aufgeklärter als Andere seyn konnte, wenn es da jemand wagte, über die engen Grenzen, in welche die Kenntnisse der Menschen gewöhnlich eingeschlossen sind, hinaus zu gehen; so erhob sich sogleich eine zahllose Menge Insecten, und überzogen einen solchen Mann mit einer dicken Wolke, um ihn in den Schatten zu stellen. Selbst diejenigen, die ihn in der Stille schätzten, widersetzten sich ihm öffentlich, und konnten ihm die ihnen dadurch angethane Beleidigung, daß er ihnen nicht gleich blieb, nicht verzeihen.

Nur Ihnen, meine Herren, war es aufbehalten, diese Herrschaft, oder vielmehr diese Tyranney, der Unwissenheit, zu zerstören, und Sie haben Sie wirklich zerstört. Schon ist diese Provinz, in welcher wir wohnen, nicht mehr so unfruchtbar und dürftig, als sie es ehedem war. Der Lorber grünet hier bereits mit dem glücklichsten Erfolge. Schon überall bricht man Zweige von demselben ab; die Gelehrten aller Länder bitten Sie um einen Kranz:

Manibus date lilia plenis!

Ehre genug für Sie, daß diese Akademie Ihnen ihre Geburt und ihre Fortschritte verdankt. Ich betrachte dieselbe nicht so wohl als eine gelehrte Gesellschaft, die die Wissenschaften vervollkommnen soll; als vielmehr als ein großes Denkmahl, das Ihrem Ruhme errichtet worden ist. Es kommt mir vor, als wenn ich zu einem jeden unter Ihnen die Worte des lyrischen Dichters sagen höre:

Exegi monumentum aere perennius.

Zu dieſem großen Unternehmen hat uns vornähmlich der erlauchte Beſchützer aufgemuntert, deſſen erhabener Geiſt über uns wachet. Mit Bewunderung haben wir geſehen, daß er die Annehmlichkeiten des Hofes verlaſſen, und durch ſeine Gegenwart ſelbſt das Herz unſrer Provinzen erwärmet hat. Auf eine gleiche Weiſe ſtellet uns die Fabel jene wohlthätigen Götter vor, die von ihren himmliſchen Wohnungen auf die Erde herab kamen, um wilde Völker zu verſittlichen, und unter ihnen die Wiſſenſchaften und Künſte blühend zu machen.

Gern möchte ich Ihnen ſagen, meine Herren, was die Beſcheidenheit mir bisher zu geſtehen nicht erlaubt hat. Als ich Ihre Akademie bald nach ihrer Stiftung ſich ſo glücklich heben ſah, ſo empfand ich eine geheime Freude; und ſey es, daß eine ſchmeichelhafte Ahndung mir die Ehre vorher zu verkündigen ſchien, die mir heute widerfährt, oder auch, daß ein Gefühl der Eigenliebe mich dieſe Ehre nur hoffen ließ, ſo ſah ich jedes Mahl die Briefe, die ich von Ihrer Anſtalt erhielt, als Ehrentitel für meine Familie an.

Verbunden mit verſchiedenen unter Ihnen durch die Reitze der Freundſchaft, hoffte ich eines Tages in eine neue Verbindung mit denſelben treten zu können, und auch durch einen Briefwechſel mich ihnen anzuſchließen, weil ich ſchon durch das ſtärkſte Band, das unter Menſchen Statt findet, mit ihnen vereiniget war. Und wofern das, was Einer der ſcharfſinnigſten unter unſern Dichtern ſagt, nicht bloß ein Paradoxon iſt, daß man nähmlich Kopf haben müſſe, um ein ehrlicher Mann zu ſeyn; konnte ich dann nicht glauben, daß das Herz, das ſie ſich zu eigen

gemacht hatten, ihnen eine Gewährleistung für meinen Verstand seyn würde?

Der heutige Tag überzeugt mich, meine Herren, daß ich mir nicht zu viel geschmeichelt habe. Sey es, daß Sie mir Gerechtigkeit haben widerfahren lassen, oder daß ich meine Richter irre geleitet habe, so habe ich doch in beyden Fällen Ursache, mit mir zufrieden zu seyn. Das Publicum wird in Ansehung der Wahl, die Sie getroffen haben, ein Auge zuthun, wird bey mir allein auf die gelehrten Hände sehen, die den Kranz um meine Stirn flechten.

Rede

bey der

Wiedereröffnung der Akademie

zu

Bordeaux.

Den 15. November 1717 gehalten.

Diejenigen, die von unſern Verbindlichkeiten und Pflichten nicht gehörig unterrichtet ſind, ſehen unſere Übungen als unnütze Beſchäftigungen oder als eine Art von Zeitvertreib an, den wir uns nur vor langer Weile zu verſchaffen ſuchten, und machen ſich daher von unſern mühſamen Anſtrengungen und Arbeiten einen ſehr lächerlichen Begriff.

Sie glauben, daß wir aus der Philoſophie nur dasjenige auswählen, was dieſelbe angenehmes hat; daß wir die Dornen ſitzen ließen, und nur die Blumen abpflückten; daß wir nur unſern Verſtand ausbildeten, um deſto mehr den Vergnügen des Herzens zu Staaten zu kommen; daß wir uns zwar wohl heftiger und feuriger Leidenſchaften entledigten, die die Seele zu ſehr zu erſchüttern pflegen, aber uns dagegen einer andern Lieblingsneigung überließen, die uns dafür ſchadlos hielte, und wenn ſie gleich nicht ſinnlicher Art ſey, dennoch nicht weniger Wolluſt athmete.

Aber, in einer so glücklichen Lage befinden wir uns denn doch bey weiten nicht. Die Gegenstände, womit die Akademie sich beschäftiget, sind die abstractesten Wissenschaften. Sie umfasset alles, was sich in dem unermeßlichen Umfange der Naturlehre und der Sternkunde mit einander vereiniget. Sie bestrebt sich, die Natur der krummen Linien zu erklären, deren Kenntniß bis jetzt dem höchsten Wesen allein vorbehalten ist.. Sie sucht in das Labyrinth der Anatomie und in die Geheimnisse der Scheidekunst einzudringen. Sie verbessert die Irrthümer der Arzeneywissenschaft, dieser grausamen Parce, die so manchen Lebensfaden abschneidet, dieser Wissenschaft, die so weitläuftig und zugleich so sehr eingeschränkt ist. Man greift endlich in derselben die Wahrheit auf der stärksten Seite an, und sucht sie wiederum unter den dickesten Finsternissen hervor, unter welchen sie sich versteckt halten oder verborgen liegen kann.

Und belebte uns nicht ein rühmlicher Eifer für die Ehre und die Vervollkommnung der Wissenschaften, wer von uns, meine Herren, würde alsdann nicht den Titel eines Akademikers als einen höchst lästigen Titel, und die Wissenschaften selbst, auf welche wir uns legen, mehr als ein Mittel uns zu martern, als uns zu belehren, ansehen müssen? Arbeiten, die oft ganz und gar vergebens und unnütz sind; Lehrgebäude, die fast eben so geschwind wieder einstürzen, als sie aufgeführt wurden; der verzweiflungsvolle Gedanke, seine Hoffnungen getäuscht zu sehen; eine anhaltend mühselige Anstrengung einer Wahrheit nachzueilen, die vor uns fliehet; der angreifende Wetteifer, der über die Seelen der Philosophen eben so viele Gewalt hat, als kleinliche Eifersucht gemeine Seelen

beherrscht; langes Nachdenken, wobey die Seele ihre einzige Stütze in sich selbst finden, und sich ganz an den ihr vorschwebenden Gegenstand anketten muß; ganze Nächte, die unter beständigem Wachen verstrichen, und darauf folgende Tage, die uns ängstlichen Schweiß auspressen: dieß, meine Herren, ist, wie Sie wissen, die Laufbahn der Gelehrten. Man darf also auf keine Weise die Meinung hegen, als wenn der Platz, den wir bekleiden, eine ruhige Ehrenstelle sey. Durch unsere Arbeiten erwerben wir uns nichts weiter, als das Recht, immer mehr, immer fort zu arbeiten. Die Götter allein haben das Vorrecht, auf dem Parnasse auszuruhen; die Sterblichen sind auf demselben nie im Stillstande, nie in einer Lage der Ruhe, und wenn sie nicht denselben hinan klimmen, so steigen sie ihn doch immer mühsam hinab.

Es sagen uns einige unter den Alten, daß Herkules kein Weltbezwinger, sondern ein Weiser gewesen sey, der die Philosophie von Vorurtheilen, den eigentlichen Ungeheuern des Geistes, gesäubert und befreyet habe: seine Arbeiten, sagen sie, setzten die Nachwelt in Erstaunen, wenn sie dieselben mit den Arbeiten der unermüdetsten Helden in Vergleichung stellete.

Die Fabel scheint uns die Wahrheit unter dem Symbole des Proteus vorgestellt zu haben, der sich unter tausenderley Gestalten und tausenderley täuschenden Erscheinungen zu verbergen wußte. (*)

Man muß sie selbst aus der Dunkelheit und Finsterniß, womit sie sich bedeckt, hervor suchen: man

(*) Omnia transformat sese in miracula rerum, Ignemque, horribilemque feram, fluviumque liquentem.

muß ſie ertappen, muß ſie mit Händen greifen, muß ſie feſt halten (*).

Aber meine Herren, bey dieſem Aufſuchen, bey dieſem Erforſchen der Wahrheit, was für Schwierigkeiten finden ſich da! Denn wenn es nun um und um kommt, ſo iſt es uns nicht genug, eine Wahrheit ans Licht zu ziehen, ſondern ſie muß auch neu ſeyn. Man macht ſich nicht viel aus ſolchen Blumen, die bereits durch die Zeit ihre friſche Farbe und Lebhaftigkeit verloren haben. Uns würde ein Patroklus verächtlich werden, der ſich unter Achills Waffen verſtecken wollte. Wir würden uns entſetzen, dasjenige, was bereits ſo viele Andere vor uns geſagt haben, gleich einem leeren Echo, das man auf dem Felde hört, immer nach zu ſagen. Wir würden uns ſchämen, Andrer Bemerkungen der Akademie vorzutragen, und dadurch den Flüſſen gleich zu werden, die dem Meere ſo vieles Waſſer zuführen, das nicht aus ihrer Quelle kommt. Gleichwohl ſind neue Entdeckungen ſo ſehr ſelten geworden, und es hat beynahe das Anſehn, als wenn bey den Beobachtungen ſo wohl, als bey den Beobachtern ſelbſt, eine Art von Erſchöpfung Statt fände. Man könnte ſagen, daß die Natur jenen Jungfrauen gleiche, die ihren köſtlichen Schatz lange Zeit aufbewahren, und ſich dann eben dieſen Schatz, den ſie mit ſo vieler Sorgfalt verwahrt und ſo ſtandhaft vertheidiget haben, in einem Augenblicke entreiſſen laſſen. Nachdem ſie ſich ſo viele Jahre hindurch verborgen hatte, kam ſie in dem vorigen Jahrhunderte auf einmahl wiederum zum Vorſcheine; ein ſehr

(*) Sed quando ille magis formas ſe vertet in omnes, Tanto, nate, magis contende tenacia vincla.

günſtiger Augenblick für die damahligen Gelehrten, die nun ſahen, was niemand vor ihnen geſehen hatte. Man machte in dieſem Jahrhunderte ſo viele Entdeckungen, daß man es nicht nur als das blühendſte, ſondern auch als das erſte Zeitalter der Philoſophie anſehen kann, als welche in den vorigen Jahrhunderten nur noch in ihrer Kindheit war. In dieſem Zeitraume geſchah es, daß man die Lehrgebäude an's Licht ſtellete, die Grundſätze entwickelte, die Hülfsmittel entdeckte, die nunmehr eben ſo fruchtbar als allgemein geworden ſind. Jetzt thun wir gleichſam nichts weiter, als daß wir nach dem Muſter dieſer großen Philoſophen arbeiten, und in ihre Fußſtapfen treten. Es ſcheint, als wenn die Entdeckungen der gegenwärtigen Zeit nur eine Huldigung ſind, die wir ihnen leiſten, nur ein demüthiges Bekenntniß ſind, daß wir Alles von ihnen haben. Wir ſind beynahe dahin gebracht, mit Alexander darüber zu weinen, daß unſere Väter alles gethan, und unſerm Ruhme nichts übrig gelaſſen haben.

Gerade ſo machten es diejenigen, die in den vorigen Jahrhunderten eine neue Welt entdeckten: ſie bemächtigten ſich der Goldgruben und Reichthümer, die in derſelben ſeit ſo langen Zeiten verborgen gelegen hatten, und ließen ihren Nachfolgern nichts weiter übrig, als Wälder zu entdecken und wilde Nationen kennen zu lernen.

Inzwiſchen dürfen wir doch dabey den Muth nicht verlieren. Wer weiß, was uns noch aufbehalten iſt! Vielleicht gibt es noch tauſenderley Geheimniſſe, die aus der Dunkelheit hervor gezogen werden könnten. Wenn die Erdbeſchreiber an das Ziel ihrer Kenntniſſe gelangt ſind, ſo ſetzen ſie auf ihre Karten unermeßliche Meere und rauhe unbewohnte Länder; aber viel-

leicht gibt es in dieſen Meeren und Ländern noch gröſsere Reichthümer, oder doch Reichthümer andrer Art, als wir bereits beſitzen.

Inſonderheit muſs uns das Vorurtheil nicht abſchrecken, daſs eine Provinz nicht im Stande ſey, die Wiſſenſchaften zu vervollkommnen, und daſs Akademien nur in den Hauptſtädten blühend werden könnten. Wenigſtens iſt dieſs nicht der Begriff, den die Dichter uns davon gegeben haben, als welche die Muſen nur zu dem Ende in entlegene Gegenden und ſtille Wälder verſetzt zu haben ſcheinen, um uns begreiflich zu machen, daſs dieſe ruheliebenden Gottheiten ſich ſelten mit dem Geräuſche und Getümmel der Hauptſtadt eines groſsen Reichs zu vertragen pflegen.

Jene groſsen Männer, in deren Fuſsſtapfen zu treten man uns abhalten will, haben dieſe andere Augen, als wir (a)? Haben ſie eine andere Welt zu betrachten (b) Bewohnen ſie glücklichere Gegenden und Länder (c)? Haben ſie ein beſondres und nur ihnen eigenthümliches Licht, womit ſie ſie erleuchten (d)? Sollte das Meer, daſs dieſelben umflieſst, weniger Abgründe für ſie haben (e) Oder wäre die Natur nur für ſie eine zärtliche Mutter, und hingegen für uns nur eine ungünſtige Stiefmutter, ſo daſs ſie ſich unſern Unterſuchungen mehr entzöge, als den ihrigen? Zwar

(a) Centum luminibus cinctum caput.

(b) Terras alio ſub ſole jacentes.

(c) — Locos laetos, et amoena vireta
Fortunatorum nemorum, ſedesque beatas.

(d) Solemque ſuum, ſua ſidera, norunt.

(e) Num mare pacatum, num ventus amicior eſſet?

haben die Schwierigkeiten, die ſich uns entgegen ſtellen, uns oft ermüdet (f); aber ſelbſt dieſe Schwierigkeiten müſſen uns zur Aufmunterung dienen. Das Beyſpiel des Beſchützers, den wir als unſer Haupt, als unſern Gönner und Freund verehren, muß uns Muth einflößen; und bald werden wir noch ein größeres Muſter vor uns ſehn. Unſer junger Monarch begünſtiget die Muſen, und dieſe werden wiederum ſeinen Ruhm verbreiten.

(f) Saepe fugam Danai Troja cupiere relicta Moliri ——

Vorleſung
über die
Urſache des Echo.

Gehalten den 1. May 1718.

An Auguſt's Geburtstage wuchs ein Lorberbaum in ſeinem Pallaſte auf, mit deſſen Zweigen man diejenigen umkränzte, die die Ehre des Triumphs verdienet hatten.

Auch in dieſer Akademie, meine Herren, ſind Lorberſtauden aufgewachſen, und ſie bedient ſich derſelben, Kränze um die Scheitel der Gelehrten zu flechten, die über Gelehrte triumphirt haben. Es iſt kein Land ſo entfernt, kein Clima ſo rauh, deſſen Stimmen man nicht darüber einhohlete. Als Depoſitar des gelehrten Rufs, als Austheilerinn des Ruhms, findet ſie darin ein Vergnügen, den Philoſophen bey ihren mühſamen Arbeiten Troſt und Aufmunterung zu ſeyn, und ſie gleichſam an der Ungerechtigkeit ihres Zeitalters und der Eiferſucht kleiner Geiſter zu rächen.

Die Götter in der Fabel theilten ihre Gunſtbezeigungen den Sterblichen ohne Unterſchied aus. Gemeinen Seelen verliehen ſie ein langes Leben, Reich-

thum, sinnliche Vergnügen; Regen und Thau waren die Belohnungen der Erdensöhne. Aber größern und schönern Seelen ward Ruhm und Ehre, als das einzige ihrer würdige Geschenk, von ihnen vorbehalten.

Für diesen Ruhm haben denn auch von je her so viele schöne Geister gearbeitet; um Sieger, und zwar Sieger vermittelst der Seele, dieses himmlischen und göttlichen Theils unsers Wesens, zu werden.

Wie viel Schmeichelhaftes hat nicht ein solcher persönlicher Triumph! Die Erfahrung hat es gezeigt, daß große Männer, die einzig und allein durch die glücklichen Erfolge, die sie ihren Tugenden verdankten, gerührt werden konnten, alle und jede Glücksgüter mit Gleichgültigkeit und Geringschätzung angesehen haben; hat es gezeigt, daß Helden, ganz mit den Lorbern des Kriegsgottes umflochten, eifersüchtig auf Apollo's Kranz einem Dichter und Redner seinen Ruhm streitig gemacht haben.

Tantus amor laudum, tantae est victoria curae!

Als der große Cardinal, welchem eine berühmte Akademie ihre Stiftung verdankt, die königliche Macht befestigt, Frankreichs Feinde entwaffnet, und die Unterthanen des Königs zu ihrer Pflicht zurück gekehrt gesehen hatte; wer hätte da nicht geglaubt, daß dieser große Mann nun völlig ruhig und mit sich selbst zufrieden gewesen wäre? Aber er war es nicht. Gerade zu der Zeit, da er auf dem Gipfel seines Glückes stand, befand sich zu Paris in einem dunkeln Stübchen ein Nebenbuhler seines Ruhms. Er fand in Corneille einen neuen Rebellen, den er nicht unterjochen konnte. Dieß war für ihn ein hinlänglicher Bewegungsgrund, seine Überlegenheit über ein anderes Genie zu behaupten, und mehr brauchte es nicht, ihn dahin zu brin-

gen, daß er für eine groſſe Miniſter-Laufbahn, die noch die Bewunderung künftiger Jahrhunderte auf ſich ziehen wird, allen Geſchmack verlor.

Wie groß muß denn nicht das Vergnügen desjenigen ſeyn, der ſich heute als Überwinder aller ſeiner Mitbuhler von Ihren Händen gekrönet ſiehet!

Die dießmahlige Aufgabe war bey der Ausarbeitung ſchwerer, als ſie anfänglich zu ſeyn ſchien. Es iſt eine vergebliche Arbeit, wenn man ſich an die Erklärung des Echo, das iſt des Wiederhalls oder zurück kommenden Schalles, wagt, ohne von dem geraden oder ausgehenden Schalle eine richtige Kenntniß zu haben. Und eben ſo vergebens würde es ſeyn, wenn man hierbey die Alten um Rath fragen wollte, die bey ihren Hypotheſen eben ſo unglücklich, als die Dichter bey ihren Dichtungen ſind, als welche die Wirkung des Echo dem Unglücke einer wehklagenden Nymphe zuſchrieben, die von der erzürnten Juno in eine Stimme oder leeren Schall verwandelt war, weil ſie ihre Eiferſucht unnützer Weiſe aufgehalten, und durch ihre langweiligen Erzählungen (der Kunſtgriff aller Zeiten) ſie gehindert hatte, den Jupiter in den Armen ſeiner Maitreſſen zu überraſchen.

Alle Philoſophen ſtimmen darin überein, daß die Urſache des Echo der Zurückprällung der Töne oder derjenigen Luft zugeſchrieben werden müſſe, die, nachdem ſie durch den ſonoriſchen oder Schall erregenden Körper in Bewegung geſetzt worden, die Werkzeuge des Gehörs aufs neue berührt und erſchüttert. Wenn ſie aber gleich in dieſem Stücke mit einander übereinſtimmen, ſo muß man doch ſagen, daß dieſe Einigkeit nicht lange Beſtand hat, ſondern daß ſie, ſo bald ſie ſich auf die Erklärung der einzelnen Sätze einlaſſen,

alles in Verwirrung ſetzen, und ſo wenig bey dem, was ſie verſtehen, als bey dem, was ſie nicht verſtehen, mit einander eins ſind.

Frägt man ſie erſtlich, bey Unterſuchung der Natur des ausgehenden Schalles, wie und auf was Weiſe die Luft durch den Schall erregenden Körper fortgeſtoßen und in Bewegung geſetzt werde; ſo ſagen Einige, daß dieß durch eine wellenartige Bewegung geſchehe, und da pflegen ſie dann zur Erläuterung die Ähnlichkeit dieſer Wellen mit den Wellen oder wellenförmigen Kreiſen anzuführen, die auf dem Waſſer durch einen hinein geworfenen Stein hervor gebracht werden. Andere hingegen, welchen dieſe Vergleichung verdächtig ſcheint, werden ſogleich eine beſondere Partie ausmachen, und man wird ſie eher dahin bringen, daß ſie auf den Nahmen eines Philoſophen Verzicht thun, als daß ſie das Daſeyn ſolcher Wellen bey einem flüßigen Körper, wie die Luft iſt, der nicht, wie das Waſſer, eine gerade und über dem Grunde ausgebreitete Fläche ausmacht, zugeben ſollten; zu geſchweigen, daß man, wie ſie ſagen, bey dieſem Syſteme verſchiedene Mahle denſelbigen Glockenſchlag vernehmen müßte, weil ein und derſelbige Druck verſchiedene Kreiſe und verſchiedene Wallungen verurſachete.

Sie nehmen daher lieber an, daß der Schall in geraden Strahlenſchüſſen oder Strahlenſtößen, ohne ſich zu biegen oder ſich zur Seite zu neigen, aus dem Munde des Redenden zu den Ohren des Hörenden fortgehe, und ſie glauben die Sache hinlänglich erklärt zu haben, wenn ſie ſagen, daß die Luft durch die Schnellkraft des ſonoriſchen Körpers, welchem dieſe Bewegung ſich mittheile, einen Druck bekomme.

Betrachtet man den Schall in Ansehung seiner Geschwindigkeit, und fragt dann alle diese Philosophen, woher es komme, daß der Schall, er mag stark oder schwach seyn, immer mit gleicher Geschwindigkeit fortgehe, und warum nicht nur eine Kanone, die hundert ein und siebzig Klaftern weit von uns entfernt ist, sich innerhalb einer Secunde hören lasse, sondern auch jeder andere noch so schwache Laut eben so geschwind unser Ohr erreiche; so wird man ein Mittel haben, sich geltend zu machen, und ihnen entweder das Geständniß abnöthigen, daß sie den Grund davon nicht wissen, oder sie wenigstens so in die Enge treiben, daß sie, welches gerade eben das ist, sich auf allerley Ausflüchte und gesuchte Raisonnements einlassen müssen.

Dringt man tiefer in die Sache ein, und erkundiget sich nun nach der Ursache des Echo selbst; so wird der Pöbel sogleich mit der Antwort fertig seyn, daß die Zurückprallung dazu hinlänglich sey. Vielleicht wird aber auch auf der andern Seite ein einziger Mann auftreten, der antwortet, daß sie dazu nicht hinlänglich sey; und da wird man denn vielleicht an seinen Gründen Geschmack finden und Gehör geben, wofern man sich anders von dem Vorurtheile, einer gegen alle, losmachen kann.

Unter denjenigen aber, welche nichts weiter als die Zurückprallung allein annehmen, werden einige sagen, daß alle und jede Arten der Zurückprallung einen Wiederhall oder ein Echo hervor bringen, und werden daher eben so viele Echos annehmen, als es wiederhallende Töne gibt. Die Wände eines Zimmers, sagen sie, würden ein Echo von sich geben, wenn sie

uns nicht zu nahe wären, und uns nicht den zurück geworfenen Laut in demſelben Augenblicke zuſchickten, in welchem unſer Ohr von dem ausgegangenen Schalle berühret wird. Nach der Meinung dieſer Männer iſt die ganze Welt mit Echas angefüllet; Jovis omnia plena. Man könnte ſagen, daß ſie, wie Heraklit, ein allgemeines Concert, eine allgemeine Harmonie in dem ganzen Weltalle annehmen, welche wir nur nicht bemerkten, weil wir beſtändig daran gewöhnt wären; und dieß um ſo viel mehr, da die Zurückprallung oft gegen Örter gerichtet iſt, die von demjenigen, wo der Schall entſteht, ganz verſchieden ſind, weil ſie jedes Mahl vermöge eines Winkels bewerkſtelliget wird, der mit dem Vertical-Winkel deſſelben von gleicher Größe iſt, mithin es ſich öfters zuträgt, daß das Echo die Töne nicht demjenigen zurück hallet, der ſie abſchickt. Es antwortet nähmlich dieſe Nymphe demjenigen nicht immer, der ſie anredet. Bey manchen Gelegenheiten wird auch ihre Stimme ſelbſt von denen verkannt, die ſie recht gut kennen. Dieſe Anmerkung könnte vielleicht dienen, viel Wunderbares zu erklären und aufzulöſen; könnte vielleicht eine ſehr natürliche Urſache von den in der Luft gehörten Stimmen angeben, welche Rom, dieſe aus ſieben Bergen beſtehende Stadt, ſo oft unter die Anzahl der Wunder verſetzte (*),

(*) Vis etiam audire vocem ingentem ex ſummi cacuminis loco. *Tit. Liv. hiſt. lib.* 1. *cap.* 31.

Spreta vox de coelo emiſſa. *Ibid. lib.* 5. *cap.* 32.

Templo ſopitae Junonis nocte ingentem ſtrepitum exortum. *Ibid. lib.* 31. *cap.* 12.

Silentio proximae noctis ex ſilva Arſia ingentem editam vocem. *Ibid. lib.* 2. *cap.* 7.

Andere jedoch, welche die Natur nicht für so freygebig halten, nehmen nur besondere Örter und Stellen für das Echo an. Eben deßwegen aber gehen sie theils in Ansehung der Lage und Einrichtung dieser Örter, theils in Ansehung der Art und Weise, wie sie darüber urtheilen, unendlich weit von einander ab.

Mit diesem allem ist man jedoch in Ansehung der Erkenntniß der Ursache des Echos noch nicht weit gekommen. Endlich aber ist doch ein Philosoph aufgetreten, der, weil er die Natur in ihrer Einfachheit studieret hatte, weiter als alle übrigen hindurch gedrungen ist. Die vortrefflichen Entdeckungen, die man in unsern Zeiten in der Dioptrik und Katoptrik gemacht hat, sind ihm gleichsam ein Ariadnischer Faden gewesen, der ihn zur Erklärung dieses Schall-Phänomens geführt hat. Ein herrlicher Fortschritt! Nun gibt es eben so wohl ein Bild des Schalls oder der Töne, als es ein Bild der wahrgenommenen Gegenstände gibt. Dieß Bild entsteht durch die Vereinigung der Gehör- oder Schallstrahlen, so wie in der Optik das Bild durch die Vereinigung der Gesichtsstrahlen formirt wird. Man wird ohne Zweifel aus der Vorlesung, die sogleich wird angestellet werden, urtheilen können, daß die Akademie den Urheber dieser Entdeckung zu ihrem Mitgliede aufnehmen mußte, und daß er so wohl die Stimme derselben, als die Freygebigkeit ihres Beschützers verdient.

Inzwischen kann ich hier eine Schwierigkeit nicht unberührt lassen, die allen Systemen gemein ist, und

---

— — — — Cantusque feruntur
Auditi, sanctis et verba minacia lucis.
Ovid. Metamorph. lib. 15. v. 792.

die uns bey aller unſrer Freude, daß wir zur Aufklärung eines der dunkelſten Puncte der Naturlehre etwas haben beytragen können, gleichwohl zur Demüthigung gereicht. Man begreift leicht, daß die Luft, die bereits einen Laut hervor gebracht hat, wenn ſie an einen etwas entfernten Felſen ſtößt, gegen denjenigen, welcher redet, zurück geworfen wird, und dann einen neuen Schall oder ein Echo hervor bringt. Aber, woher kommt es, daß das Echo gerade daſſelbige Wort wiederhohlt, und es in eben dem Tone wiederhohlt, in welchem es ausgeſprochen iſt? Wie geht es zu, daß dieſer Hall nicht zuweilen leiſer und heller, und zu einer andern Zeit nicht ſtärker und dumpfer iſt? Warum verändert die ungleiche, höckrige Seitenfläche der Felſen oder anderer wiederhallender Körper nichts an der Bewegung, in welche die Luft bereits iſt geſetzt worden, um den ausgehenden Schall hervor zu bringen? Ich fühle dieſe Schwierigkeit, ohne im Stande zu ſeyn, ſie aufzulöſen.

Vorlesungen
über den
Nutzen der Nierendrüsen.

Gehalten den 26. August 1718.

Es ist ein schöner Ausdruck, wenn man sagt, daß anatomische Untersuchungen ein bewunderungsvolles Loblied auf den Schöpfer seyen. Vergebens würde sich der Freygeist bemühen, eine Gottheit, die er fürchtet, in Zweifel zu ziehen. Er ist selbst der stärkste Beweis ihres Daseyns. Die geringste Aufmerksamkeit, die er auf sein eigenes Individuum richtet, die geringste Kenntniß seines Körperbaues gibt ihm Gründe an die Hand, die ihm zum Gefühle und zur Überzeugung bringen müssen; haeret latèri lethalis arundo.

Die meisten Dinge scheinen uns nur deßwegen etwas Außerordentliches zu seyn, weil wir keine Kenntniß von denselben haben. Das Wunderbare schwindet fast immer in eben dem Maße, in welchem man sich ihm nähert; man wundert sich dann über sich selbst, man bemitleidet und schämt sich, daß man es mit Bewunderung ansehen, es für etwas Ungewöhnliches habe halten können. Aber so verhält es sich in Ansehung des menschlichen Körpers nicht. Bey diesem er-

ſtaunt der Philoſoph, und findet in der Bewegung eines Muſkels, wie in der Entwickelung des Chaos, die unermeßliche Größe Gottes.

Wenn man den menſchlichen Körper ſtudiert, und ſich mit den unwandelbaren Geſetzen, nach welchen dieſes kleine Reich regieret wird, genau bekannt macht; wenn man die zahlloſe Menge von Theilen, die alle für das allgemeine Beſte thätig ſind, wenn man die Lebensgeiſter, die zugleich ſo entſcheidend gebiethen und ſo willig Gehorſam leiſten, die ſo folgſamen und doch dabey ſo freyen Bewegungen, den Willen, der bald als König befiehlt, bald als Sclave gehorchet, wenn man die ſo regelmäßigen Zeiträume, die in ihrer Bewegung ſo einfache und in Anſehung ihrer mannigfaltigen Triebfedern ſo zuſammengeſetzte Maſchine, den beſtändigen Erſatz der Kräfte und des Lebens, das Erſtaunliche der Zeugung und Fortpflanzung, die immer neuen Befriedigungen neuer Bedürfniſſe, — wenn man dieß Alles betrachtet und in Erwägung zieht; was für große Ideen der Weisheit, der Allmacht, der wirthſchaftlichen Einrichtung ſtellen ſich dann unſerer Seele dar!

Aber bey dieſer bewundernswürdigen Menge von Theilen, von Adern, Arterien und Waſſergefäßen, von Knorpeln, Flechſen, Sehnen, Muskeln, Drüſen, muß man nicht meinen, daß irgend etwas unnütz ſey. Nein, alles und jedes vereiniget ſich, das Beſte des belebten Gegenſtandes zu befördern; und wenn ſich ja irgend ein Theil finden ſollte, deſſen Nutzen wir noch nicht wüßten oder kennten, ſo müſſen wir ihn mit einer edlen Wißbegierde und mit unermüdetem Fleiße zu entdecken ſuchen.

Dieß hat die Akademie bewogen, zur Preisaufgabe den Nutzen der Nierendrüſen oder der Nebennieren (capſules atrabilaires) zu wählen, und die Gelehrten aufzumuntern, einen Gegenſtand zu bearbeiten, welcher, nach allen von ſo vielen Schriftſtellern angeſtellten Unterſuchungen, doch noch ganz neu war, und bisher von ihnen als unerklärlich angeſehen worden iſt.

Ich werde mich hier auf keine genaue Beſchreibung dieſer Glandeln einlaſſen, um nicht dasjenige noch ein Mahl zu wiederhohlen, was bereits ſo viele Schriftſteller vor mir geſagt haben. Jedermann weiß, daß dieſe Drüſen ein wenig über den Nieren, zwiſchen den Nieren-Pulsadern und den Schaften der Hohlader und der großen Aterie liegen. Will man ſich überzeugen, wie wenig die Gelehrten hierbey eins ſind, ſo darf man nur die Schriftſteller nachſchlagen, die über den Nutzen derſelben geſchrieben haben. Sie haben eine ſo große Verſchiedenheit von Meinungen veranlaſſet, daß man dieſe faſt als einen ſichern Beweis annehmen kann, daß dieſe Meinungen ſämmtlich falſch ſind. Bey dieſer Verwirrung hatte ein jeder ſeine eigene Sprache, und ſo blieb dann die Arbeit unvollendet.

Diejenigen, die derſelben allererſt erwähnen, haben ihnen einen ſehr kleinlichen Rang und einen eben ſo kleinlichen Dienſt angewieſen. Ohne ihnen eine eigenthümliche Function in der thieriſchen oder körperlichen Haushaltung einzuräumen, haben ſie geglaubt, daß ſie zu nichts weiter dieneten, als verſchiedene in ihrer Nähe befindliche Theile zu unterſtützen, oder ihnen eine Handreichung zu leiſten. Einige haben gemeint, daß ſie nur dahin gelegt wären, den Magen zu halten, der ſonſt zu ſehr auf die Emulgenten oder

Nieren-Pulsadern drücken würde; andere, daß sie die netzförmigen Nerven-Blutgefäße, die sie berühren, fest halten sollten, Vorurtheile, die den Alten entwischten, weil sie den Nutzen der Drüsen nicht kannten.

Denn, wenn sie nur zu dieser Absicht dieneten, wozu denn der bewundernswürdige Bau, womit sie ausgerüstet sind? Würde es dann nicht hinreichend seyn, wenn sie bloß ein unförmlicher Klumpen, eine Art von ungebildeter Masse, rudis indigestaque moles, wären? Oder geschah die schöne Schöpfung etwa nur in Gewißheit der Baukunst, die auch die Pfeiler und Säulen der Gebäude verziert?

Caspar Bartholini war der erste, der diesen Drüsen diese niedrige Dinstpflicht absprach, und sie der Aufmerksamkeit der Gelehrten würdiger machte. Er glaubt, daß in den Höhlungen derselben eine Feuchtigkeit enthalten sey, die er atrabile, schwarzgalligt, nennt; ein niederschlagender Gedanke, der unsern Körper die Grundlage oder den Urstoff zur Schwermuth einverleibt, und Gram und Traurigkeit zu einer von der Natur des Menschen unzertrennlichen Krankheit zu machen scheint. Er glaubt, daß diese Gefäße mit den Nieren durch gewisse Gänge in Verbindung ständen, und diese schwarzgalligte Feuchtigkeit denselben zur Verdünnung und Milderung des Urins diente. Da er aber diese Verbindung nicht erwies, so glaubte man sie ihm auf sein Wort nicht. Man dachte vielmehr, daß es nicht genug sey, den Nutzen derselben zu zeigen, sondern daß man auch ihr wirkliches Daseyn darthun müsse; nicht genug sey, eine solche Verbindung bloß anzukündigen, sondern sie auch dem Auge sichtbar zu machen. Er hatte einen berühmten Sohn, welchem die Ehre seiner Familie am Herzen

lag, und der daher ein Lehrgebäude, das ſein Vater mehr entworfen als ausgeführt hatte, gern behaupten wollte; und da er daſſelbe als ſein väterliches Erbtheil anſah, ſo ſuchte er es noch mehr zu ſtützen und zu verbeſſern. Er glaubte, daß das Blut, wenn es aus den Gefäßen hinaus ginge, durch die venam emulgentem oder Blutader in die Nieren geleitet würde. Da es aber durch eben dieſe Ader aus den Nieren hinaus geht, ſo waren dieß zwey einander entgegen geſetzte Bewegungen, deren eine die Wirkung der andern hindert. Bartholini, durch dieſe Schwierigkeit in die Enge getrieben, behauptete alſo, daß die Bewegungen des aus den Nieren ausgehenden Bluts leicht durch dieſe ſchwarze und grobe Feuchtigkeit, die aus den Kapſeln ausflöſſe, überwogen werden könnte. Dieſe und viele andere ihnen ähnliche Hypotheſen ſind bloß aus den traurigen Trümmern des Alterthums geſchöpft, und die geſunde und geläuterte Naturlehre läßt ſie durchaus nicht mehr gelten.

Ein gewiſſer Paturcio ſchien die ganze Schwierigkeit gehoben zu haben. Er ſagte, daß er in der Ader der Kapſeln Valveln gefunden hätte, die den Gang der Drüſe in der Hohlader, und öfters auch auf der Seite der Drüſe verſchlöſſen, ſo daß die Blutader die Function der Arterie verrichten müſſe, und die Arterie, indem ſie die Dienſte der Blutader thäte, das Blut durch die emulgirende Arterie in die Nieren führe. Dieſe ſchöne Entdeckung hatte nur den einzigen Fehler, daß ſie nicht wahr war. Der Italiäner ſah dieſe ſonderbare Valveln ganz allein. Tauſend Leichname, die man nach und nach ſecirte, waren unwiderlegliche Beweiſe ſeines Betruges. Er genoß daher nicht lange das Lob und den Beyfall, den er

ſich durch dieß fälſchliche Vorgeben anzumaßen gewußt hatte, und er behielt zuletzt keine von ſeinen erborgten Federn; nicht ein einziger Schriftſteller blieb auf ſeiner Seite. Nach dieſem Sturze ſchien Bartholini's Sache gänzlich verloren zu ſeyn. Ich will daher beyde zur Seite ſetzen und einige andre Hypotheſen in Unterſuchung ziehen.

Einige (*) gaben vor, daß dieſe Kapſeln keinen andern Nutzen haben könnten, als daß ſie die Feuchtigkeiten aufnähmen, die aus den rings um ſie her vorhandenen Gefäßen ausflöſſen. Andere hingegen ſagten, daß die darin befindliche Feuchtigkeit eben das ſey, was der Milchſaft iſt, der ſich durch die Drüſen des Gekröſes vertheilt. Noch andere behaupteten, daß ſich in dieſen Kapſeln ein gallichter Saft erzeuge, der, nachdem er zum Herzen geführt worden ſey, und ſich mit der in demſelben befindlichen Säure vermiſcht habe, alsdann eine Wallung, die Grundurſache des Herzſchlages bewirkt.

Auf dieſe Weiſe hatte man über die Nierendrüſen gedacht, als die Akademie ihr Programm heraus gab. Die Aufgabe ward überall bekannt gemacht, die Neugierde wurde gereizt. Die Gelehrten, gleichſam aus einer Art von Schlaffucht geweckt, wollten noch ein Mahl einen Verſuch machen, den Knoten aufzulöſen, und indem ſie zum Theile neue Wege einſchlugen, zum Theile die alten verfolgten, ſuchten ſie die Wahrheit vielleicht mit mehr Eifer als Hoffnung. Verſchiedene unter denſelben haben kein weiteres Verdienſt, als daß ſie einen edeln Wetteifer gezeigt haben; Andere von fruchtbarerem Geiſte ſind zwar nicht glück-

(*) Spigelius.

licher geweſen, aber dieſe fruchtloſen Verſuche ſind doch mehr ein Beweis von der Dunkelheit der Sache ſelbſt, als von dem eingeſchränkten Verſtande derjenigen, die ſie angeſtellt haben.

Ich übergehe diejenigen mit Stillſchweigen, deren Abhandlungen zu ſpät eingegangen ſind, und daher keinen Anſpruch auf den Preis machen konnten. Die Akademie, die ihnen eben die Geſetze vorſchrieb, die ſie ſich ſelbſt vorgeſchrieben hatte, hat es für ihre Pflicht gehalten, davon nicht abzugehen. Wären auch dieſe Ausarbeitungen beſſer als die übrigen gerathen, ſo würde doch dieß nicht das erſte Mahl ſeyn, daß die äußere Form, die immer unbiegſam und ſtrenge iſt, über den Werth des innern Gehalts das Übergewicht behalten hätte.

Unter den Verfaſſern der eingeſandten Abhandlungen findet ſich einer, der eine zwiefache Art der Galle annimmt: eine gröbere, die ſich in der Leber abſondete, und eine feinere, deren Abſonderung in den Nieren vermittelſt der Häute geſchehe, die aus den Kapſeln durch Gänge oder Röhren fließe, von welchen wir keine Kenntniß hätten, und welche uns, allem Anſehen nach, vielleicht auf immer unbekannt bleiben würden. Da aber die Akademie über die Sache belehrt, nicht aber von der Unterſuchung zurück geſchreckt ſeyn will; ſo hält ſie ſich bey dieſem Syſteme gar nicht auf.

Ein anderer Verfaſſer hat geglaubt, es dienten Drüſen, die verdickte Lympha oder die fettige Subſtanz, welche die Nieren umgibt, zu filtriren oder zu verdünnen, damit ſie ſodann in das Blut hinüber geführt werden könne.

Ein andrer beschreibt uns zwey kleine Canäle, die die Feuchtigkeiten aus der Höhlung der Kapsel ab- und in die Blutader, die ihr eigen sey, hinüber führten. Diese Feuchtigkeit, die man nach vielen Experimenten für alkalisch halten müsse, diene, seiner Meinung nach, dem Blute, das aus den Nieren zurück komme, nachdem es sich von der Serosität oder wässerigen Schärfe, woraus der Urin besteht, abgesondert habe, Flüssigkeit zu geben. Dieser Schriftsteller hat für seine Behauptung treffliche Gewährsmänner; Sylvius, Manget und Andere, sagt er, hätten diese Meinung schon vor ihm gehabt. Die Akademie, die es nie dulden wird, einerley Geldposten doppelt in Rechnung zu bringen, die immer etwas Neues verlangt, die, gleich einem habsüchtigen Geitzigen, vor Begierde immer neue Reichthümer zu erwerben, den bereits erworbenen Reichthum für nichts zu achten scheint, hat diesem Systeme den Kranz nicht zuerkannt.

Ein andrer, der glücklich genug gezeigt hat, daß zwischen conglobirten und conglomerirten Glandeln, das ist, zwischen Drüsen, die aus einer festen Masse bestehen, und zwischen solchen, die aus einer faserichten Materie zusammen gesetzt sind, ein grosser Unterschied sey, hat die Nierendrüsen zu den conglobirten gerechnet. Er glaubt, daß sie nichts anders sehen, als an einander hängende Gefäße, in welchen das Blut wie in den Drahtziehereyen das Metall, nach und nach verdünnet und verfeinert werde. Eine solche Drüse sey ein Knaul, der durch die Zweige der beyden lymphatischen Gefäße, einem zuführenden und einem ab- oder zurück führenden formirt werde. Er meint, der zuführende sey derjenige, der die flüssige Substanz

dahin leite, nicht aber die Arterie, weil er ihn öfters weit gröſſer und dicker als die letztere geſehen habe. Dieſe flüſſige Subſtanz werde durch den abführenden Aſt wieder auf- und zurück genommen, der dieſelbe in den Bruſt-Canal leite, und ſie dem allgemeinen Blutumlaufe wieder gebe. In dieſen Glandeln und in allen conglobirten Drüſen ſey kein abführender Canal vorhanden, weil es hier nicht darauf ankomme, die flüſſigen Subſtanzen von einander abzuſondern, ſondern ſie nur zu verdünnen und zu verfeinern.

Dieß Syſtem hat, vermöge eines Anſcheins von Wahrheit, der anfänglich einnimmt, die Aufmerkſamkeit der Akademie auf ſich gezogen; allein es hat ſich dabey nicht behaupten können. Einige Mitglieder haben ſo ſtarke Einwürfe dagegen vorgebracht, daß ſie das ganze Gebäude über den Haufen geworfen, und nicht einen Stein auf den andern gelaſſen haben. Ich will nur einige dieſer Einwürfe hier anführen, in Anſehung der übrigen aber denen, die mir die Ehre thun, dieſe Vorleſung anzuhören, das Vergnügen überlaſſen, ſie ſelbſt nachzuſehen.

Es gibt freylich in den Kapſeln eine Höhlung; anſtatt aber, daß dieſe dienen ſollte, die flüſſige Subſtanz zu verdünnen, iſt ſie vielmehr weit geſchickter, ſie zu verdicken und ihre Bewegung aufzuhalten. Es gibt in dieſen Höhlungen ein ſchwärzliches dickes Blut; dieß iſt alſo weder eine Lympha oder wäſſerigte Feuchtigkeit, noch eine verdünnte flüſſige Subſtanz. Über dieß finden ſich dabey ſehr groſſe Schwierigkeiten, wie die flüſſige Subſtanz aus dem Deferenten oder dem zuführenden Zweige in die Höhlung, und aus der Höhlung in den Referenten oder den abführenden Zweig kommen ſollte. Wollte man ſagen, daß dieſe

Höhlung eine Art von Herz sey, das dazu diene, die flüssige Substanz in Gährung zu bringen, und sie in dem Gefäße zu klopfen; so ist dieß eine Behauptung ohne Beweis, und man hat so wenig in diesen Theilen als in den Nieren je ein Klopfen oder Schlagen wahrgenommen.

Aus diesen allem ergibt sich, daß die Akademie dieses Jahr nicht das Vergnügen haben wird, den ausgesetzten Preis auszutheilen, mithin der heutige Tag für sie nicht so feyerlich seyn kann, als sie es gehofft hatte. Aus den Experimenten und Sectionen, die sie unter ihren Augen hat anstellen lassen, hat sie die Schwierigkeit nach ihrem ganzen Umfange eingesehen, und dadurch sich überzeugt, daß man sich nicht wundern dürfe, wenn sie ihre Absicht nicht erreicht gesehen hat. Vielleicht wird einst der Zufall das ersetzen, was alle ihre Sorgfalt, was die Anstrengung so vieler hellen Köpfe nicht hat bewerkstelligen können. (*) Diejenigen, die die Erforschung der Wahrheit zu ihrem Lebensgeschäfte machen, sind den Lau-

(*) Die Anatomiker wissen noch jetzt eben so wenig, als sie es zu Montesquieu's Zeiten wußten, was für einen Nutzen die Nierendrüsen haben, und beynahe ein ganzes Jahrhundert haben sie ihre Kenntnisse, in diesem Stücke, nicht weiter gebracht. Wahrscheinlich wird man erst mehrere und öftere Untersuchungen bey ungebornen Kindern von verschiedenem Alter anstellen müssen, wenn man die Structur dieser Glandeln gehörig entwickeln will. Uibrigens kann man es nicht ohne Bewunderung bemerken, daß, wenn Montesquieu sich dem Studium der Anatomie besonders gewidmet hätte, diese Wissenschaft durch ihn eben so mächtige Fortschritte gethan haben würde, als die moralischen Wissenschaften sich durch seinen Geist und Fleiß gehoben haben. (Des Arztes Portal den Herausgeber mitgetheilte Anmerkung.)

nen des Glücks eben ſo ſehr, als andere Menſchen, unterworfen. Vielleicht wird das, was heute ſo vielen vergeblichen Schweiß gekoſtet hat, dem erſten Nachdenken eines glücklichen Schriftſtellers bey weiten das Gleichgewicht nicht halten. Archimedes fand unter den Vergnügen eines Bades die Auflöſung des berühmten Problems, die er durch ſein langwieriges angeſtrengtes Nachſinnen nicht hatte heraus bringen können. Die Wahrheit ſcheint zuweilen dem, der ſie ſucht, entgegen geeilt zu kommen; oft iſt zwiſchen Wünſchen, Hoffen und Haben kein Zwiſchenraum. Und wenn die alten Dichter es uns verſinnlichen wollen, daß die Geburten des Verſtandes, die Arbeiten der Seele, nicht allemahl mühſam ſind; ſo ſagen ſie uns, daß Pallas ohne Schmerz aus Jupiters Kopfe hervor geſprungen ſey.

Entwurf

zu einer

Naturgeschichte der Erde in ältern und neuern Zeiten, 1719.

Man arbeitet zu Bordeaux an einer Geschichte der ältern und neuern Erde, und aller auf derselben vorgekommenen Veränderungen, sie mögen allgemein oder nur besondern Theilen eigen gewesen, mögen durch Erdbeben, Überschwemmungen, oder andere Ursachen entstanden seyn; und es soll dieselbe eine genaue Beschreibung des Umfanges des festen Landes und des Meeres zu verschiedenen Zeiten, der Entstehung und des Unterganges der Inseln, ingleichen der Flüsse, der Gebirge, Thäler, stehenden Seen, Meerbusen, Meerengen, Vorgebirge, und aller mit denselben vorgegangenen Veränderungen, der von Menschenhänden angelegten Werke, die der Erde eine neue Gestalt gegeben haben, der vornehmsten Canäle, wodurch Meere und große Flüsse mit einander sind verbunden worden, der in Ansehung der Natur des Erdbodens und der Beschaffenheit der Luft vorgegangenen Veränderungen, neu entdeckter oder eingegangener Bergwerke, zerstörter Wälder, durch Pest, Krieg oder andere Landplagen entstandener Wüsteneyen, nebst der physischen Ursache aller dieser Wirkungen, und kritische Anmerkungen über diejenigen, die falsch oder verdächtig sind, enthalten.

Man ersucht die Gelehrten derjenigen Länder, in welchen diese und andere ähnliche Ereignisse sich zugetragen haben, ohne zu der Kenntniß der Verfasser gelangt zu seyn, ihnen davon zuverlässige Nachricht zu geben. Auch bittet man diejenigen, die die bereits bekannten untersucht haben möchten oder noch untersuchen werden, uns ihre Beobachtungen, sie mögen diese Facta widerlegen oder bestätigen, gefälligst mitzutheilen. Man wird die Aufsätze unter der Aufschrift: an Herrn von Montesquieu, Präsidenten des Parlements von Guienne, zu Bordeaux, in der Straße Margaux, anher senden, welcher das Porto bezahlen wird; und wenn die Verfasser sich näher bekannt machen, wird man ihnen auf Treue und Glauben alle ihnen schuldige Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Man ersucht dieselben, vermöge der Liebe, die alle und jede Menschen für die Wahrheit haben müssen, uns keine nur obenhin eingezogene Nachrichten einzusenden, sondern nur dasjenige als zuverläßig anzugeben, was sie selbst reiflich untersucht haben. Man meldet dabey zum voraus, daß man alle nur möglichen Maßregeln, sich nicht mit Unglaublichkeiten überraschen zu lassen, nehmen, und bey sonderbaren und außerordentlichen Ereignissen sich nicht an das Zeugniß eines Einzigen binden, sondern die Facta aufs neue untersuchen lassen wird (*).

(*) Man sehe das Journal des Savans, Jahr 1719., Seite 159, und den Mercure vom Jan. 1719.

Wir wissen nicht, ob dieser Plan zur Ausführung gekommen sey; aber Montesquieu hat lange daran gearbeitet.

Anm. der Herausgeber.

Vorlesung

über die

Ursache der Schwere der Körper.

Gehalten den 1. May 1720.

Es ist von je her das Schicksal der Gelehrten gewesen, daß sie ihre Stimmen wider die Ungerechtigkeit der Zeiten, in welchen sie lebten, erhoben haben. Man höre nur einen Hofmann an August's Hofe reden, um sich zu überzeugen, wie wenig man immer diejenigen geschätzt habe, die vermöge ihrer Talente Beweise der öffentlichen Achtung verdienten. Man höre die Klagen, die ein Hofmann von Nero's Hofe darüber führt. Der letztere geht sogar so weit, daß er sagt: das Sittenverderbniß ist bis zu den Göttern des Kaisers hindurch gedrungen, und der Geschmack, fügt er hinzu, ist so verdorben und ausgeartet, daß ein Goldklumpen schöner zu seyn scheint, als Alles, was Apelles und Phidias, diese verächtlichen Dummköpfe unter den Griechen, je geliefert haben.

Sie, meine Herren, haben nicht Ursache, den Zeiten, in welchen Sie leben, Vorwürfe dieser Art zu machen. Kaum hatten Sie den Entschluß gefaßt, diese gelehrte Gesellschaft zu errichten; so fanden Sie auch schon einen erlauchten Beschützer, der theils die

Fähigkeit, theils die Macht beſaß, ihre Stütze zu ſeyn. Er ließ es an nichts ermangeln, Ihren Eifer aufzumuntern; und wenn Sie dieß noch nicht mit hinlänglicher Dankbarkeit erkennten, ſo würde er ſeine erſten Wohlthaten durch die neue ſo außerordentliche Freygebigkeit, die er Ihnen heute angedeihen läßt, gleichſam bey Ihnen in Vergeſſenheit bringen. Er kann, er will es nicht zugeben, daß das Schickſal dieſer Akademie länger ungewiß bleibe; er will ihren Übungen eine geheiligte Stätte widmen. (*)

Dieſe Wohlthaten legen Ihnen denn auch, meine Herren, neue Verbindlichkeiten auf. Sie ſind ein Bewegungsgrund zu einem erneuerten Wetteifer. Immer muß man dem Ziele nach dem Maße der Mittel, die ſich uns darbiethen, näher kommen. Es würde unſrerſeits etwas Geringes ſeyn, wenn wir dem Publicum bloß ſagten, daß wir neue Beweiſe der Gnade erhalten hätten, wofern wir ihm nicht zugleich ſagen könnten, daß wir ſie zu verdienen ſuchen wollten.

Das gegenwärtige Jahr iſt eins der bedenklichſten geweſen, das die Akademie bisher erlebt hat. Denn außer dem Verluſte eines ihrer Mitglieder, deſſen Verdienſte es unſerm Herzen nicht zweifelhaft bleiben laſſen, ob wir uns ſeiner bloß erinnern oder ſeinen Abſchied bedauern müſſen, hat ſie auch faſt alle ihre übrigen Mitglieder abweſend und von ſich entfernt, und ihre Verſammlungen in der Hauptſtadt des Königreichs zahlreicher, als an dem Orte ihres Wohnſitzes, geſehen.

Dieſe Abweſenheit führt uns heute an einen Ort, den wir nicht ſo, wie wir es ſollten, ausfüllen

(*) — — Maresque viris et moenia ponet.
Virg. Aneid. lib. 1. *v.* 264.

können. Hätten uns unſre Beſchäftigungen die nöthige Zeit gelaſſen, ſo würde das Publicum immer dabey verloren haben. Es würde dann den Unterſchied eingeſehen haben, den wir mehr, als es ſelbſt, empfinden. Es giebt Männer, deren Verrichtungen man nicht ohne Gefahr übernehmen kann; man findet ſich zu ſehr beengt, wenn man alles dasjenige leiſten ſoll, was ihr Ruf von ihnen verſpricht.

Sie werden dem Publicum in dieſer Sitzung einige Ihrer Arbeiten, ſo wie auch das Urtheil, das Sie über eine der dunkelſten Materien der Naturlehre gefällt haben, mittheilen. Sie haben einen ſo lange ſtreitig geweſenen Preis endlich zuerkannt. Unſere Verfaſſer ſchienen denſelben mit Recht fordern zu können. Die Ungewißheit, in welcher Sie ſich befanden, hat Ihnen Vergnügen gemacht. Es würde ihnen gewiß ſehr unangenehm geweſen ſeyn, wenn Sie ein ſicheres Urtheil hätten abgeben können; und ganz verſchieden von andern Richtern, die ſich bey problematiſchen Sachen immer in große Verlegenheit geſetzt ſehen, fanden ſie ſelbſt in der Gefahr, ſich zu irren, eine genugthuende Befriedigung.

Wir wollen jetzt den Inhalt der uns eingeſandten Abhandlungen, auch derer, die in Anſehung des Preiſes nicht in Betracht kommen, mit wenigen Worten angeben; und wenn gleich dieſelben in Anſehung ihres innern Werths auf gleiche Weiſe befriedigend ſind, ſo werden ſie uns doch durch ihre Verſchiedenheit Vergnügen machen.

Einer der Verfaſſer, ein Peripatetiker, ohne es zu wiſſen, hat geglaubt, die Körperſchwere ſelbſt in dem Mangel des Umfangs oder der Ausdehnung zu finden. Nach ſeiner Meinung ſind die Körper vermö-

ge des Zuſammenhangens der Theile, welches keinen Zwiſchenraum verſtattet, gezwungen, ſich dem gemeinſchaftlichen Mittelpuncte zu nähern. Allein wer ſiehet nicht, daß dieſer innere Grund der Schwere, welchen man hierbey annimmt, nicht aus dem Umfange, als Umfang betrachtet, folgen könne, und daß man nothwendig zu einer Urſache von Außen ſeine Zuflucht nehmen müſſe?

Ein Chymiker oder Roſenkreuzer, welcher alle Principia, Urſachen, Grundlagen der Eigenſchaften der Körper, den Geruch, den Geſchmack u. ſ. w. in ſeinem Mercurius zu finden glaubt, hat denn auch die Schwere darin geſehen. Was ich hier ſage, macht ſeine ganze Abhandlung aus, die die Dunkelheit ſelbſt iſt.

Der Verfaſſer der dritten Ausarbeitung nimmt die Miene eines Geometrieus an, iſt es aber nicht. Nachdem er die Reaction der Wirbelwinde zum Principio angenommen hat, ſo giebt er ſogleich dieſe Meinung wiederum auf, um ſchlechterdings dem Cartesianiſchen Syſteme zu folgen. Dieß heißt aber eben dieſes Syſtem nur noch unwahrſcheinlicher machen, als es bereits vorhin war. Er überſieht die ſtarken Einwürfe die Huygens dagegen gemacht hat, und hält ſich mit bey unnützen und gar nicht zur Sache gehörigen Dingen auf. Man ſieht wohl, daß dieß ein Mann iſt, der den rechten Weg verfehlt hat, der in der Irre wandelt und mit ſchwankendem Schritte auf jeden Gegenſtand zugeht, der ihm in die Augen fällt.

Die vierte Abhandlung gehört zu den Preisſchriften. Der Verfaſſer legt den Satz zum Grunde, daß jede motio centrifuga, die ihren beweglichen Körper wegen des Widerſtandes eines Hinderniſſes nicht von dem Mittelpuncte entfernen kann, auf ſich ſelbſt zu-

rück stößt, und sich in eine dem Mittelpuncte sich nähernde Bewegung verändert. Er macht sich darauf den so bekannten Einwurf: **Woher kommt es, daß die schweren Körper ihren Hang nach dem Mittelpuncte der Erde richten, und nicht nach den Puncten der damit übereinkommenden Achse?** und er beantwortet denselben als ein großer Naturkündiger. Man weiß, sagt er, daß die Kraft, sich von dem Mittelpuncte zu entfernen, allezeit dem Quadrate der Geschwindigkeit, das durch den Durchmesser der Kreisbewegung dividirt ist, gleich kommt; und da der Durchmesser des Zirkels der Materie, die gegen den Wendezirkel zirkulirt, kleiner ist, als der Durchmesser der Materie, die gegen den Aequator zirkulirt, so folgt, daß ihre Kraft, sich vom Mittelpuncte zu entfernen, größer sey. Da aber diese Kraft auf der Seite, wohin sie geradezu gerichtet ist, nicht ihre ganze Wirkung thun kann, so bringt sie ihre Bewegung auf derjenigen Seite an, wo sie nicht so vielen Widerstand findet, und nöthigt die Körper, nach dem Mittelpuncte zu gehen. Was die Grundlage dieses Systems betrifft, so ist es schwer zu begreifen, wie die vom Mittelpuncte fliehende Kraft dadurch, daß sie sich in eine dem Mittelpuncte sich anschließende Kraft verwandelt, die Schwere hervor bringen könne. Es scheint vielmehr, daß, da die Körper durch eine gleiche Kraft fortgestoßen und zurück getrieben werden, die Bewegung zernichtet und unwirksam werde; ein Princip, das nur dienen kann, die Ursache des allgemeinen Gleichgewichts der Wirbelwinde zu erklären.

Gleichwohl muß man gestehen, es läßt sich bey dieser Arbeit die Hand eines großen Meisters nicht verkennen. Man kann sie mit den Umrissen berühmter

Mahler vergleichen, die, so unvollständig sie auch sind, dennoch das Auge und die Achtung der Kenner auf sich ziehen.

Die folgende Abhandlung ist einfach, nett und mit Scharfsinn abgefaßt. Der Verfasser bemerkt, daß die Lufttheilchen immer streben, sich in gerader Linie fortzubewegen; und weil diese Materie die Grenzen des Wirbels, in welche sie eingeschlossen ist, nicht überschreiten kann, so strebt sie unaufhörlich, sich in die innern Zwischenräume, die durch eine fremde Materie, als die Erde und die Planeten, eingenommen sind, auszubreiten. Würde ein Planet vernichtet werden, so würde die Materie, die ihn umgibt, sich in diesen neuen Raum verbreiten. Sie strebt also, sich von der Circumferenz nach dem Mittelpuncte hin zu erweitern, und folglich muß sie in diesem Verstande die harten Körper, die sie unterweges antrifft, fortstoßen.

Schade ist es bey dieser Ausarbeitung, daß die Sache sehr oberflächlich behandelt ist. Man sieht dabey weder die einen Gegenstand ganz umfassende Geistesstärke, noch, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, die geometrische Deutlichkeit, die denselben völlig durchschauet. Man nimmt vielmehr etwas Schlaffes, und wenn ich es sagen darf, Weibisches daran wahr; artige Züge sind dabey nicht zu verkennen, aber man vermißt die ernste Majestät der Natur.

Wir kommen zu der Abhandlung, die den Preis davon getragen hat. Sie hat die Mehrheit der Stimmen erhalten, nicht nur wegen der Neuheit des Systems, sondern auch in Rücksicht auf die neue Stufe der Wahrscheinlichkeit, die sie damit verbindet, in Betracht der Gründlichkeit der Raisonnements, der Be-

antwortungen, die der Verfasser dem Saurin und Huygens entgegen setzt, kurz, in allen diesen Rücksichten zusammen genommen, wodurch diese Arbeit ein völliges Ganzes wird. Der Verfasser, (*) der seiner Sache völlig Meister ist, hat die starke und schwache Seite derselben erkannt, und sich dabey die Einsichten der größten Köpfe unsers Jahrhunderts zu Nutze zu machen gewußt. Das Vorlesen seiner Abhandlung selbst überhebt mich der Mühe, mehr davon zu sagen.

(*) Bouillet, Arzt zu Beziers.

Vorlesung

über die

Ursache

der

Durchsichtigkeit der Körper.

Verlesen den 25. August 1718.

Die Akademie erließ im vorigen Jahre eine zweyte Preisaufgabe über die Durchsichtigkeit oder Transparenz. Diese Materie, die mit der Lehre vom Lichte in Verbindung steht, hat ohne Zweifel den Schriftstellern von zu weitläufigem Umfange zu seyn geschienen, und sie daher von der Bearbeitung derselben abgeschreckt.

Durch die Beraubung fremder Hülfen sollte nun zwar das Publicum nicht verlieren müssen; aber es wird doch immer dabey verlieren. Denn da wir uns nunmehr in die Nothwendigkeit gesetzt sehen, die Sache selbst abzuhandeln, wir aber billig ein Mißtrauen in uns setzen, ob wir dieselbe gehörig erschöpfen würden; so wollen wir uns lieber damit entschuldigen, daß uns unsere Geschäfte zu wenig Zeit dazu gelassen haben.

Auf den ersten Blick hat es das Ansehen, als wenn Aristoteles sehr wohl gewußt habe, was die

Durchſichtigkeit ſey, weil er das Licht durch Wirkung des Durchſichtigen als durchſichtig betrachtet, definirt. Aber, die Wahrheit zu ſagen, er wußte weder, was Durchſichtigkeit iſt, noch was Licht iſt. Gewohnt, Alles durch die Endurſache zu erklären, anſtatt nach der Formalurſache zu ſchließen, ſah er die Durchſichtigkeit als einen deutlichen Begriff an, ob ſie gleich nur denjenigen deutlich ſcheinen konnte, die bereits wußten, was das Licht ſey.

Unter den Neuern glauben die Meiſten, daß die Durchſichtigkeit eine Wirkung der geraden Richtung der Pori ſey, als welche, ihrer Meinung nach, die Bewegung des Lichts leicht durchlaſſen könnten.

Einer unſerer Collegen hat geglaubt, die geraden Poros in Zweifel ziehen zu müſſen, indem er ſagt, daß, wenn man einen Glaswürfel zerſchneide, er das Licht von allen Seiten durchlaſſe. Ich für meine Perſon geſtehe gern, daß mir dieſe Hypotheſe mehr ſcharfſinnig als wahr zu ſeyn ſcheint. Ich finde nähmlich nicht, daß ſich dieſe regelmäßige Richtung mit der zufälligen Stellung verträgt, durch welche allerley Geſtalten hervorgebracht werden. Auch ſcheint mir dieſe Meinung von den geraden Poris keinen Grund von der Sache anzugeben, wovon hier die Rede iſt. Denn es ſetzt mich nicht der Umſtand in Verlegenheit, daß einige Körper durchſichtig ſind, ſondern vielmehr der, daß nicht alle und jede Körper durchſichtig ſind.

Es iſt unmöglich, daß es eine Materie auf dem Erdboden gebe, die ſo dicht wäre, daß ſie nicht den Luft- und Lichtkügelchen den Durchgang verſtatte. Man denke ſich die Poros noch ſo krumm, ſo ſchräg oder gebogen, als man will, ſo müſſen ſie doch das Licht durchlaſſen, weil die ätheriſche Materie alle und jede Körper durchdringt.

Es sind daher alle und jede Körper schlechthin und an und für sich selbst, durchsichtig; aber sie sind es nicht alle beziehungsweise, nicht alle für das menschliche oder jedes thierische Auge. Sie sind alle durchsichtig oder durchscheinend, weil sie sämmtlich die Lichtstrahlen durchlassen; aber es gehen nicht immer so viele Lichtstrahlen hindurch, daß sie auf der Netzhaut das Bild der Gegenstände hervor bringen können.

Man ersiehet es aus den Newtonianischen Experimenten, daß alle farbigen oder gefärbten Körper einen Theil der Sonnen- oder Lichtstrahlen verschlingen, und den übrigen Theil zurück werfen. Folglich sind sie, in so fern sie die Strahlen zurück werfen, opak oder undurchsichtig; in so fern aber, als sie sie durchlassen, durchsichtig.

In dem Journal des Savans finden wir, daß ein Mensch, der sechs Monathe lang in einem finstern Gefängnisse eingesperret gewesen war, endlich alle Gegenstände im Finstern sehr deutlich sehen konnte. Seine Augen hatten sich nähmlich nach und nach gewöhnt, nur eine sehr kleine Anzahl Lichtstrahlen aufzufassen; das Sehewerkzeug begann allmählig durch ein Licht in Bewegung gesetzt zu werden, das so schwach war, daß es andern Augen, die sich nicht daran gewöhnet hatten, unbemerklich blieb. Es ist sogar wahrscheinlich, daß es Thiere gibt, für welche die dickesten, dichtesten Mauern durchsichtig sind.

Nach diesem allem glaube ich dieß Princip annehmen zu können, daß diejenigen Körper, die den Lichtstrahlen, welche durch dieselben hindurch gehen, am wenigsten kleine feste Oberflächen entgegen setzen, am durchsichtigsten sind; daß sie in der Maße, in welchem sie ihnen mehr entgegen setzen, weniger Durch-

ſichtigkeit haben; und daß ſie anfangen opak und völlig undurchſichtig zu ſcheinen, ſo bald ſie nicht Strahlen genug durchlaſſen, die die Geſichtswerkzeuge erſchüttern können, welches letztere jedoch auch auf den Bau der Augen und auf die Beſchaffenheit, worin ſie ſich alsdann befinden, mit ankommt.

Wenn ich erſt Gelegenheit habe, über dieſe Sache genauer nachzudenken, ſo werde ich dieſe hingeworfenen Ideen beſſer entwickeln, und das, wozu ich hier nur einen Fingerzeig gegeben habe, umſtändlicher ausführen können.

Beobachtungen über die Naturgeſchichte.

Vorgeleſen den 20. December 1721.

Als ich einſt unter dem Mikroſkope ein Inſect wahrgenommen hatte, deſſen Nahme mir nicht bekannt war, (weil es vielleicht keinen hat, und mit einer zahlloſen Menge anderer Inſecten, die man gleichfalls nicht kennet, vermiſcht wird); ſo bemerkte ich, daß dieß kleine Thierchen, das eine ſehr ſchöne rothe Farbe hat, meiſt graulich ausſieht, wenn man es mit dem Linſenglaſe von der Seite betrachtet, und daß es alsdann nur eine kleine Schattirung von Roth behält (*). Dieß ſcheint mir das neue Newtonianiſche Syſtem von den Farben zu beſtätigen. Newton glaubt nähmlich, daß ein Gegenſtand nur deßwegen röth zu ſeyn ſcheine, weil er die Lichtſtrahlen, die die Empfindung des Rothen hervor zu bringen vermögend

(*) Dieß rothe Inſect, wenn es auf dem Waſſer gefangen wurde, war ein Monoculus, ein Waſſerflob, Schildflob. Anmerk. Valmont's von Bomare, den Herausgebern mitgetheilt.

ſind, auf die Augen zurück werfe, und alles dasjenige, was die Empfindung der anderen Farben erregen kann, verſchlinge oder zurückwerfe. Da nun die vornehmſte Tugend des Mikroſkops darin beſteht, daß es die Lichtſtrahlen vereiniget, die, von einander getrennet, nicht Kraft genug haben würden, eine Empfindung zu erregen; ſo iſt es denn auch bey dieſer Beobachtung eingetroffen, daß die Strahlen des Grauen ſich vermöge ihrer Vereinigung haben empfinden laſſen, anſtatt daß ſie vorher für mich gänzlich verloren waren. Mithin hat auch dieß kleine Object mir eben deßwegen roth zu ſeyn geſchienen, weil mit Hülfe des Mikroſkops neue Strahlen entſtanden ſind, die meine Augen berühret haben.

2.

Ich habe auch andere Inſecten unterſucht, die ſich auf den Blättern des Ulmbaums befinden, in welche ſie eingeſchloſſen ſind. Dieſe Hülle ſiehet faſt aus, wie ein Apfel. Dieſe Inſecten ſcheinen den bloßen Augen ſo wohl als unter dem Mikroſkope blau zu ſeyn; man glaubt aber, daß ſie die Farbe von verarbeitetem Horne haben. Sie haben ſechs Beine, zwey Fühlhörner, und einen Rüſſel, der dem Elephantenrüſſel ähnlich iſt. Ich glaube, daß ſie vermittelſt dieſes Rüſſels ihre Nahrung zu ſich nehmen, weil ich kein anderes Glied bemerkt habe, deſſen ſie ſich dazu bedienen könnten (*).

(*) Die Inſecten, die man in eine apfelartige Hülle auf dem Ulmbaumblättern eingeſchloſſen findet, ſind, nach den neuern Erfahrungen, Blattläuſe in ihrem Gallus oder Auswuchſe. Valmont's von Bomare den Herausgebern mitgetheilte Anmerkung.

Die meisten Insecten, wenigstens alle diejenigen die ich gesehen habe, haben sechs Beine und zwey Hörner. Diese Hörner dienen ihnen, sich in die Erde zu graben, in welcher man sie findet.

3.

Den 29. May 1718 stellete ich einige Beobachtungen über den Mistel an. Ich glaubte bisher, daß diese Pflanze aus einem Samen entstände, der entweder durch den Wind auf die Bäume gewehet, oder von Vögeln dahin verschleppt würde, und sich dann an das Gummi anhinge, das gemeiniglich aus alt gewordenen Bäumen, und besonders aus alten Obstbäumen ausschwitzet; aber ich mußte nunmehr diese Meinung aufgeben. Ich gerieth anfänglich in Verwunderung, als ich auf einem und demselbigen Baumzweige (es war ein Birnbaum) mehr als hundert junge Mistelschößlinge sah, deren einige größer als die übrigen, alle aber verschiedene Stämme waren, und in verschiedener Entfernung von einander standen; so daß, wenn sie aus Samenkörnern entstanden wären, eben so viele Samenkörner hätten gewesen seyn müssen, als jetzt Schößlinge vorhanden waren.

Nachdem ich hierauf einen von den Zweigen dieses Baums abgeschnitten hatte, so entdeckte ich etwas, was ich gar nicht vermuthet hatte. Ich sah beträchtliche Gefäße, eben so grün wie der Mistel, die aus den harten oder zähen Theilen des Holzes ausgingen und nach den Stellen hin liefen, wo ein jeder von diesen Schößlingen oder Reisern ausgeschossen war. Dieß mußte mich schlechterdings überzeugen, daß diese grünen Holzstriche durch einen verdorbenen oder mangelhaften Saft des Baums waren erzeugt worden, der, nachdem er längs den Fasern hingeflossen war, an

der Oberfläche einen Ausgang gesucht und daselbst einen Auswuchs hervorgetrieben hatte. Dieß zeigt sich noch stärker, wenn der Baum im vollen Safte steht, als im Winter; auch läßt es sich an einigen Bäumen viel deutlicher wahrnehmen, als an andern. Im vorigen Monathe (October) sahen wir an einem Zweige von einer Eberäsche, der ganz von Misteln bewachsen war, große und lange Höhlungen; sie waren tiefer als drey Viertel Zoll, und erstreckten sich von dem Mittelpuncte des Zweiges, aus welchem sie sämmtlich wie aus Einem Puncte ausgingen, bis an die Circumferenz, wo sie mehr als vier Linien weit waren. Diese dreyeckigen Gefäße liefen längs dem Zweige in der gedachten Tiefe fort; waren mit einem grünen dicken Safte angefüllet, der sich mit dem Messer leicht durchschneiden ließ, obgleich das Holz erstaunlich hart war; und gingen sämmtlich, nebst vielen andern kleinern, nach der Stelle, wo die stärksten Mistelreiser ausgestoßen waren. Die Größe dieser Reiser war immer der Weite dieser Canäle angemessen, welche letztern man wie einen kleinen Fluß betrachten kann, in welchen die holzartigen Fasern, wie kleine Bäche, den verdorbenen Saft ergießen. Zuweilen sind diese Canäle zwischen der Borke und dem holzigen Körper ausgedehnt, welches den Gesetzen des Umlaufs der Säfte in den Pflanzen gemäß ist. Man weiß nähmlich, daß diese Säfte immer zwischen der Borke und dem Holze hinunter gehen, wie durch mehrere Erfahrungen erwiesen ist. Fast immer am Ende eines mit Mistelreisern bewachsenen Zweiges befinden sich Baumreiser mit Blättern; daraus ersiehet man, daß noch Fasern vorhanden sind, die einen gesunden und guten Saft enthalten. Zuweilen habe ich bemerkt, daß

der Zweig an der Stelle, wo der Miſtel ſtand, beynahe trocken, und er hingegen am Ende, wo die Baumreiſer ſaßen, ganz grün war; ein neuer Beweis daß der Saft an der einen Stelle verdorben, und an der andern nicht verdorben war. Mithin ſehe ich dieſen Miſtel, der dem Auge ſo grün und geſund zu ſeyn ſcheint, als ein krankes Gewächs und Reis an, das aus böſen oder ausgearteten Säften iſt erzeugt worden, nicht aber als eine aus Samenkörnern erwachſene Pflanze, wie unſere Neuern behaupten. Und beyläufig will ich noch anmerken, daß ich unter allen den Reiſern, die ich davon geſehen, nicht ein einziges auf dem Gummi oder der harzartigen Subſtanz der Bäume, an welche ſich, wie man ſagt, die Samenkörner ankleben ſollen, gefunden habe; man findet ſie faſt immer auf alten und kränkelnden Bäumen, in welchen ſich die Säfte immer verdicken und verſchlimmern.

Bey den Gewächſen verſchlimmern ſich entweder die darin enthaltenen Feuchtigkeiten durch eine fehlerhafte Beſchaffenheit der holzartigen Faſern, in welchen ſie umlaufen, oder es verſchlimmern ſich auch die holzartigen Faſern durch die übele Beſchaffenheit der Feuchtigkeiten. Sind dieſe Feuchtigkeiten einmahl verdorben, ſo werden ſie leicht ſchleimig und klebrig, und dadurch verlieren ſie dann die flüſſige Eigenſchaft, welche die Sonnenhitze, wodurch ſie in die Höhe getrieben werden, ihnen ſonſt mitzutheilen pflegt. Man wird vielleicht hiergegen einwenden, daß derjenige Saft, der zur Hervorbringung des Miſtels eintritt, ſolche Reiſer würde treiben müſſen, die den natürlichen Reiſern ähnlicher wären, als die Miſtelreiſer es ſind. Wenn man aber einen Fehler im Safte annimmt, wenn man dabey auf die wunderbaren Erſcheinungen,

die bey dem Pfropfen und den Pfropfreifern vorgehen, Acht hat; ſo wird es nicht ſchwer fallen, ſich den Unterſchied zwiſchen beyden Arten von Reifern begreiflich zu machen.

Aber, wird man weiter ſagen, der Miſtel trägt Samen und hat Samenkörner, die die Natur nicht umſonſt hervor gebracht haben kann. Ich habe mir daher vorgenommen, mehrere Erfahrungen mit dieſen Samenkörnern anzuſtellen, und ich glaube, daß es nicht ſchwer zu entdecken ſeyn wird, ob ſie fruchtbar ſind und zur Fortpflanzung dienen können, oder nicht. Sey dem aber wie ihm immer ſey, ſo ſcheint es mir noch nichts Außerordentliches und Unerhörtes zu ſeyn, daß ein Baum, der verſchiedene Säfte hat, auch verſchiedene Zweige habe; und hat man einmahl Zweige angenommen, ſo laſſen ſich auch eben ſo leicht Samenkörner in dem einen als in dem andern denken. (*)

Es iſt jedoch dieß nichts weiter als ein vorläufiger Verſuch der Beobachtungen, die ich über dieſen Gegenſtand anzuſtellen gedenke. Ich werde mit dem Mikroſkope unterſuchen, ob unter der Textur der Faſern des Miſtels und unter der Textur der Faſern des Baums, auf welchem er wächſt, ein Unterſchied ſey; werde auch unterſuchen, ob dieſe Textur ſich nach dem Unterſchiede der Gegenſtände, wovon man ſie hernimmt, verändern. Ich glaube ſogar, daß dieſe Unterſuchungen uns dienen können, die Ordnung des Umlaufs

(*) Der Miſtel entſteht, nach neuern Erfahrungen, aus ſeinem eigenen Samen. Er wächſt auf lebendigen und auf abgeſtorbenen Pflanzen, ſogar auf zerbrochenen Stücken von Backſteinen. Dieſe Samenkörner bedürfen nur einen Punct, an welchem ſie ſich halten und aufgehen. Valmont's von Bomare den Herausgebern mitgetheilte Anmerkung.

des Safts in den Pflanzen zu entdecken, und mache mir die Hoffnung, daß dieser Saft, der so leicht an seiner Farbe zu unterscheiden ist, mir dazu den Weg zeigen werde.

4.

Nachdem ich einen Frosch hatte aufschneiden lassen, band ich eine beträchtliche Blutader zu, die mit einer andern parallel ist, welche von dem Sternum bis an die Scham längs der linea alba geht; da denn diese letztere das Mittel hält, zwischen dem Blutgefäße, das wir zuhanden, und einem andern, das ihm gegen über steht. Man machte einen Einschnitt einen Finger breit von dem Verbande. Ich habe nicht bemerkt, daß das Blut einen Rücklauf nahm, wie Leidde bemerkt zu haben versichert. Ich will aber mein Urtheil so lange ausgesetzt seyn lassen, bis ich meine Beobachtung zu wiederhohlen im Stande seyn werde.

Ich nahm keine peristaltische Bewegung in den Eingeweiden wahr; nur ein einziges Mahl sah ich eine außerordentliche und gleichsam zuckende Bewegung, welche dieselben anschwoll, wie man eine Urinblase durch heftiges Blasen aufzuschwellen pflegt. Diese Verzuckung muß man den Lebensgeistern zuschreiben, die bey der Zerreissung des Thiers auf eine unregelmäßige Weise nach diesen Theilen hingetrieben wurden.

Als ich einen andern Frosch geöffnet hatte, bemerkte ich gleichfalls nichts, was einer peristaltischen Bewegung ähnlich war; sah aber mit Vergnügen die Luftröhre und ihren Bau. Ich bewunderte ihre Valveln, von welchen die eine wie ein Schließmuskel ge-

ſtaltet iſt, die andere aber, die derſelben beynahe gleich kommt, und unter ihr liegt, aus zwey Knorpeln beſteht, die an einander treten, und noch feſter als die erſte zuſammen ſchließen, ſo daß das Waſſer und die Lebensmittel nicht in die Lungen übergehen können. Allem Anſehen nach verdanken die Fröſche dieſer Valvel ihre rauhe, heiſere Stimme, vermittelſt der ſchnarrenden Bewegung, die ſie der durch dieſelbe hindurch gehenden Luft mittheilen.

Neben dem Herzen fand ich nur einen Magen; eine Bemerkung, die mir bey der Erklärung einer Beobachtung, von welcher ich in der Folge dieſes Aufſatzes reden will, zu Statten kommen wird. (*)

5.

Im Maimonathe 1718 beobachtete ich das Moos, das auf den Eichen wächſet. Ich bemerkte verſchiedene Arten deſſelben. Die erſte Art gleichet einem vollſtändigen Baume, hat einen Stamm, Zweige und Wurzeln. Bey dieſer Beobachtung ging es mir eben ſo, wie es mir bey einer der vorher gehenden gegangen war; ich war Anfangs geneigt zu glauben, daß dieß Moos eine wirkliche Pflanze ſey, und aus einem durch die Luft herzu geführten Samen wachſe. Bey der Unterſuchung aber, die ich darüber anſtellete, mußte ich wiederum meine Meinung ändern. Ich fand, daß daſſelbe aus zweyerley Arten Faſern beſtand, die zwey ganz verſchiedene Subſtanzen ausmachen, eine weiße und eine rothe. Um dieſe gehö-

(*) Was Montesquieu hier von dem Froſche ſagt, hat einigen Widerſpruch gefunden. Bemerkung von Valmont von Bomare, den Herausgebern mitgetheilt.

rig zu unterscheiden, muß man den Wurzelstamm naß machen, und ein Stück davon abschneiden. Man siehet alsdann auf demselben zuförderst einen äußern rothen, in's Grüne laufenden Kranz, und dann einen andern weißen, aber weit dichtern Kranz, und in der Mitte einen rothen Kreis.

Nachdem ich mit dem Mikroskope den innern Theil der Borke betrachtet hatte, auf welcher dieses Moos wächst; so fand ich, daß diese gleichfalls aus einer solchen weißen und einer rothen Substanz bestand, ob man gleich mit bloßem Auge nichts weiter als den rothen Theil gewahr werden konnte. Dieß brachte mich auf den Gedanken, daß dieß Moos schlechterdings aus der Borke entstehen, und in derselben seinen Grund haben müsse. So wie der holzige Theil des Zweiges eines Baums nichts anders ist, als ein Fortwuchs des holzigen Theils eines Stammes; eben so stellete ich mir auch vor, daß dieß Moos gleichfalls nur ein Fortwuchs und gleichsam nur ein Zweig der Borke seyn könnte.

Um mich davon zu überzeugen, ließ ich dieß Moos, so wie es an seiner Borke saß, einweichen, damit die Fasern desselben nicht so spröde und zerbrechlich seyn möchten; spaltete dann den Stamm des Mooses und der Borke zu gleicher Zeit, und legte eine von beyden Hälften unter mein Mikroskop, damit ich den Fibern von beyden nachspüren konnte. Hier sah ich nun gerade dasselbige Gewebe. Ich legte die weiße Substanz des Mooses unten an die Borke, und brachte dann gleichfalls Fasern von der Borke an das Ende der Zweige des Mooses; aber es war kein Unterschied in der Textur beyder Körper zu hören und zu sehen; eine und dieselbige Mischung in allen beyden,

ſo wohl in dem weißen als in dem rothen Theile, ſo daß eins dem andern vollkommen glich, eins dem andern ſich völlig anſchloß. Man hat alſo nicht nöthig, ſeine Zuflucht zu Samenkörnern zu nehmen, um den Urſprung dieſes Mooſes zu erklären, wie unſere neuern Naturkündiger thun, als welche allenthalben Samen hinwerfen laſſen, wie ich ſogleich weiter zeigen werde. Da nun dieß Moos kein Gewächs anderer Natur iſt, ſo darf man ſich auch nicht wundern, wenn es eben ſo wohl aus jungen als aus alten Bäumen hervor wächſt. Ich habe junge Eichen damit umgeben geſehen, die nicht über neun oder zehn Jahre alt waren, und dennoch im beſten Wuchſe ſtanden. Ja man ſieht es nicht einmahl ſo häufig an alten und kranken Bäumen, als an jungen und geſunden.

Außer dieſem Mooſe habe ich noch an den Eichen dreyerley Arten Moos bemerkt, die ſämmtlich an der äußern Rinde, wie auf einer Art von Miſtbette, wachſen. Denn die allem Ungemache des Wetters und der Luft ausgeſetzte äußere Rinde verwittert täglich und geht in Fäulniß über, da inzwiſchen die innere ſich immer verneuet und verjüngt. Auf dieſem Bette wächſt 1) ein grünes Moos, auf deſſen Beſchreibung ich mich hier nicht einlaſſen will, weil es ein jeder kennet; 2) noch ein anderes Moos, das dem Laube eben des Baums, an welchem es wächſt, ähnlich ſiehet, wenn man es dagegen hält; auch davon werde ich nichts beſonders ſagen; und endlich 3) ein gelbes Moos, das ins röthliche fällt, das an magerern Orten, als die übrigen Moosarten, wächſt; denn man findet es auch auf Eiſen, Schiefer und Dachſteinen. Nachdem ich ein Stück Schiefer ins Waſſer

gelegt hatte, damit das Moos sich desto leichter davon ablösen möchte, bemerkte ich, daß es nicht überall an dem Schiefer fest sitzt, sondern nur an verschiedenen Orten mit einem Fuße oder Stuhle angeklammert ist, der den Stühlen oder Füßen der Erdschwämme gleichet, die wir an denselben bey verschiedenen Untersuchungen sehr deutlich gesehen haben.

Entstehen nun aber diese letztern Moosarten aus Samen, oder nicht? — Ich weiß es nicht; aber ihr Werden setzt mich nicht weniger in Erstaunen, als das Daseyn der unermeßlichen Wälder und zahllosen Menge von Pflanzen, die man auf einer schimmligen Brotkrume, oder auf einem Stücke von einem mit Schimmel überzogenen Buche; unter dem Mikroskope wahrnimmt, wobey denn doch wohl niemand auf die Vermuthung kommen wird, daß sie aus Samen entstanden wären. (*)

Ob man gleich den Theil der Naturlehre, der die Vegetation der Pflanzen angehet, in dem gegenwärtigen Jahrhunderte ungemein aufgekläret hat, so unterstehe ich mich doch zu sagen, daß derselbe annoch mit Schwierigkeiten überladen ist. Es ist wahr, daß, wenn unsere neuern Naturkündiger sagen, daß alle und jede Pflanzen, die je gewesen sind und künftig noch kommen werden, in den allerersten Samenkörnern enthalten gewesen wären, sie dabey eine schöne, große, sehr einfache, und der Majestät der Natur würdige Idee aufgefaßt haben; aber es ist auch eben so wahr, daß man nur deßwegen so geneigt ist, dieser

(*) Was Montesquieu von den Moosen sagt, beruhet auf Hypothesen. Valmont von Bomare den Herausgebern mitgetheilte Anmerkung.

Meinung Glauben zuzuſtellen, weil ſie einen leichten Weg an die Hand gibt, die Organiſation und Vegetation der Pflanzen zu erklären. Sie gründet ſich auf ein Princip der Bequemlichkeit, und bey vielen Menſchen erſetzt dieſer Grund alle übrigen.

Die Freunde dieſer Meinung hatten gehoffet, daß die Mikroſkope ihnen in den Samenkörnern die Geſtalt der Pflanzen, die daraus erwachſen ſollten, würden ſehen laſſen; aber bis jetzt ſind alle ihre deßfalls gemachten Verſuche vergebens geweſen. Ob ich gleich für dieſe Meinung nicht eingenommen bin, ſo habe ich gleichwohl, wie Andere, verſucht, dieſe Ähnlichkeit zu entdecken; allein meine Bemühungen ſind eben ſo wenig von glücklichem Erfolge geweſen.

Um mit Gewißheit ſagen zu können, daß alle und jede Bäume, die bis in's Unendliche entſtehen und werden ſollten, in dem erſten Samenkorne jeder Art, das Gott erſchuf, enthalten geweſen ſeyn, muß man, meinem Dafürhalten nach, zuförderſt erweiſen, daß alle und jede Bäume wirklich aus Samenkörnern entſtehen.

Wenn man einen grünen Stock in die Erde ſteckt, ſo wird er Wurzeln und Zweige treiben, und endlich ein völliger Baum werden, wird Samenkörner oder Samenkerne tragen, die in der Folge wiederum Bäume hervor bringen. Iſt es nun wahr, daß ein Baum nichts anders als eine Entwicklung aus einem Samenkorne iſt, das ihn hervor bringt; ſo wird man folglich auch ſagen müſſen, daß auch in dieſer Pflanzweide ein Samenkorn gleichſam verborgen gelegen habe, welches ich mir aber nicht denken kann.

Man unterſcheidet das Wachſen der Pflanzen von dem Wachſen der Steine und der Metalle. Man

sagt, die Pflanzen wachsen durch Intus-Susception (durch Eindringen eines flüssigen Körpers in einen organischen) und die Steine durch Juxta-Position (durch äußeres Ansetzen); oder mit anderen Worten, die Theile, die die Gestalt der ersteren ausmachen, wachsen vermittelst eines Zusatzes der Materie, der innerhalb ihren Fasern geschiehet, welcher, weil sie von Natur schlaff und hinfällig sind, sich alsdann in dem Maße aufrichten und steif werden, als die Nahrungssäfte aus der Erde in ihre Zwischenräume eindringen.

Dieß, sagt man, ist die Ursache, warum eine jede Baumart nur eine gewisse Größe erreicht, nie aber über dieselbe hinaus geht, weil nähmlich seine Fasern nur ein gewisses Maß von Ausdehnung haben, und nicht fähig sind, zu einer größern Ausdehnung zu gelangen. — Ich gestehe es frey, daß ich dieß nicht begreife. Steckt man eine grüne Gerte in die Erde, so treibt sie Zweige, die nichts anders als eine Ausdehnung derselbigen Fasern, auch bis in's Unendliche sind, und man hat sie doch in sehr enge Grenzen eingeschlossen. Über dieß scheint mir diese Ausdehnung der Fasern in's Unendliche eine bloße Grille, eine offenbare Chimäre zu seyn. Denn es ist hier nicht von der Theilbarkeit der Materie die Rede; es kommt nur auf eine gewisse Ordnung und Einrichtung der Fasern an, die, anfänglich schwach und schlaff, nach und nach straffer und stärker werden, und die, wie man glaubt, endlich zu einer gewissen Stufe gelangen müssen, welche sie nicht überschreiten können, und nach deren Erreichung sie zerfallen und vergehen müssen. Etwas eingeschränkteres läßt sich nicht denken.

Ich ſage es alſo dreiſt, und ich ſage es ohne zu erröthen, ob ich gleich vor Philoſophen rede; ich glaube, daß es nicht leicht bey irgend einer Sache ſo ſehr auf den Zufall ankomme, als bey der Erzeugung und Entſtehung der Pflanzen; daß die Vegetation derſelben von der Vegetation der Steine und Metalle nur ſehr wenig unterſchieden ſey; mit einem Worte, daß die auf's Beſte organiſirte Pflanze nichts weiter als eine einfache und leichte Wirkung der allgemeinen Bewegung der Materie ſey.

Ich bin überzeugt, daß in der Geſtalt und Einrichtung der Samenkörner oder Samenkerne nicht ſo viel Geheimnißvolles liegt, als man ſich einbildet; daß dieſelben nicht geſchickter und nicht nothwendiger zur Hervorbringung der Bäume ſind, als jeder andere von ihren Theilen, ja daß ſie es zuweilen noch weniger ſind; daß, wenn gewiſſe Theile der Pflanzen zur Erzeugung und Fortpflanzung derſelben untüchtig ſind, dieſe Unfähigkeit daher kommt, weil ihr Gewebe ſo beſchaffen iſt, daß es leicht verdirbt oder verweſet, in der Erde bald in Fäulniß übergeht oder ſogleich vertrocknet, ſo daß ſie alsdann nicht mehr im Stande ſind, die Nahrungsſäfte in ihren Faſern und Röhren aufzunehmen, als welches, meiner Meinung nach, der einzige Nutzen der Samenkörner iſt.

Das, was ich hier vorgetragen habe, ſcheint mir die Verbindlichkeit aufzulegen, alle bey dem Wuchſe der Pflanzen vorkommende Erſcheinungen, ſo wie ich ſie mir nach meinen Begriffen denke, zu erklären. Dieß würde aber eine lange und weitläuftige Abhandlung erfordern. Ich will mich alſo bloß darauf einſchränken, nur eine allgemeine Überſicht von der Sache zu geben, und zu dem Ende nur einige Anmer-

kungen über ein einzelnes Beyſpiel zu machen. Legt oder ſteckt man ein Ende von einer Sahlweide in die Erde, ſo treibt es Schößlinge und Zweige, und nach dieſer einzigen Operation der Natur, als welche immer dieſelbige iſt, laſſen ſich alle übrigen beurtheilen. Denn es mag eine Pflanze aus Kernen, Samenkörnern, Ablegern, Senkreiſern entſtehen, oder ſie mag Wurzeln, Zweige, Blätter, Blumen, Früchte treiben, ſo iſt dieß immer eine und dieſelbige Handlung oder Wirkung der Natur. Die Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit, die dabey Statt findet, betrifft nur den Zweck; die Mittel ſind überall einfach und dieſelbigen. Meinen Begriffen nach beſteht das ganze Geheimniß der Hervorbringung der Schößlinge an einer Pflanzweide an der Langſamkeit, mit welcher die Nährungsſäfte aus der Erde in die Faſern ſteigen. Wenn dieſe Säfte im Aufſteigen bis an das geköpfte Ende der Stange kommen, ſo bleiben ſie auf der Oberfläche ſtehen, und coaguliren oder verdicken ſich nach und nach; aber ſie würden die feine Öffnung des Canals, durch welchen ſie hinauf geſtiegen ſind, nicht verſtopfen können, weil ſich, noch ehe ſie coagulirt ſind, andere Röhren zum Durchgange zeigen, welche mehr in Bewegung ſind, und im Durchgehen auf allen Seiten die halb coagulirten Theile, die eine Verſtopfung oder Stockung verurſachen könnten, wieder in Bewegung ſetzen, und ſie nach den zirkelförmigen Seitenwänden der Röhre hintreiben. Dieß erweitert, dieß verlängert dann die Röhre, macht ſie dicker und ſtraffer, und ſo weiter. Und da eben dieſe Operation zu gleicher Zeit in den benachbarten Röhren geſchieht, die die erſtern umgeben; ſo begreift man leicht, daß auch mit allen Faſern eine Verlängerung vorgehen,

und dieſe Faſern vermittelſt eines unmerklichen Fortſchritts endlich auswärts hervor dringen, das iſt, ausſchlagen müſſen. Ich ſage noch ein Mahl das ganze Geheimniß beſtehet in der Langſamkeit, mit welcher die Natur zu Werke gehet. In dem Maße, in welchem der Nahrungsſaft, der an das äußerſte Ende des Stammes gelangt iſt, ſich coagulirt, in eben dem Maße zeigt ſich ein anderer, um hindurch zu gehen.

Wer es mit Aufmerkſamkeit erwägt, wie und auf was Weiſe den Vögeln die Flügel wieder wachſen, wenn ſie beſchnitten ſind; wer an Perrault's berühmtes Experiment mit einer Eidechſe denkt, welcher man den Schwanz abgehauen hatte, der ihr bald nachher wieder wuchs; wer an den Callus denkt, der bey Beinbrüchen überwächſt, als welcher nichts anders als ein Nahrungsſaft iſt, der ſich über die beyden Enden des zerbrochenen Knochens ergießt, ſie wieder mit einander verbindet und zuletzt ſelbſt Knochen wird: der wird dieß gewiß nicht für etwas bloß eingebildetes halten.

Die Nahrungsſäfte, die aus der Erde kommen, und durch die Wirkung der Sonnenſtrahlen erwärmt und in Gährung und Wallung geſetzt werden, ſteigen auf eine unmerkliche Weiſe bis zu dem Gipfel der Pflanze hinauf. Ich ſtelle mir vor, daß bey dieſen wiederhohlten Gährungen gleichſam eine Ebbe und Fluth mit dieſen Säften in den länglichen Röhren, gleichſam ein pulsſchlagartiges Aufwallen von Zeit zu Zeit vorgeht. Der bis an die oberſte Spitze der Pflanzen getriebene Saft wird dann durch die äußere Luft, die er daſelbſt vorfindet, wieder zurück und herunter getrieben; aber er läßt ſie, wie ich bereits geſagt habe, immer mit einigen von denjenigen Theilen, die ſich

daselbst coaguliren, geschwängert zurück, welche letztere jedoch keine Verstopfung verursachen, weil schon, noch ehe sie sich coagulirt haben, ein neuer Erguß alle Poros sogleich wiederum öffnet. Und da hier zwey verschiedene Bewegungen eintreten, die eine, welche die Aufwallung verrichtet, und welche in die Höhe treibt, die andere, welche von der äußeren Luft herkommt, und welche Widerstand thut und herunter treibt; so geschieht es dann, daß die von diesen beyden Kräften zusammen gepreſſeten Feuchtigkeiten sich desto leichter an die Seiten anhängen und so einen Ausweg finden. Daher entstehen die schrägen, in die Quere laufenden Canäle, die man in den Pflanzen bemerkt hat, welche von dem Mittelpuncte nach der Circumferenz zu, oder von dem Fittich bis an die Rinde oder Borke gehen, und welche nichts anders sind, als der Lauf, den der Nahrungssaft genommen hat, um sich einen Ausweg zu verschaffen.

Man weiß, daß diese Canäle oder Röhren den Saft zwischen dem harten Holze und der Rinde hindurch führen. Die Rinde ist nichts anders, als ein Gewebe, daß der Luft mehr ausgesetzt ist, als die holzige Masse, und ist folglich von ganz anderer Natur. Dieß ist die Ursache, warum sie sich davon ablöset oder trennet. Denn wenn die Nahrungssäfte durch die Seitengänge zwischen die Borke und den Holz-Körper gelangt sind, so müssen sie daselbst viel von ihrer Bewegung und ihrer Feinheit verlieren; ein Mahl weil sie nunmehr einen viel weitern Spielraum einnehmen, als vorhin, und dann, weil sie andere Säfte vorfinden, die bereits viel von ihrer Bewegung verloren haben und folglich sich nun mit denselben vermischen. Da sie aber durch das Aufwallen der Säfte,

die ſich in den in die Länge und in die Quere laufenden Faſern des holzigen Körpers befinden, zuſammengepreßt werden, und nicht in die Höhe ſteigen können; ſo ſind ſie gezwungen hinunter zu gehen, wie dieß vielen Erfahrungen gemäß iſt, die ſämmtlich beweiſen, daß der gröbere Saft zwiſchen der Borke oder dem Baſte und dem harten Holze ſich wieder darunter zieht, nachdem er durch die holzartigen Faſern in die Höhe geſtiegen war. Aus dieſem Allen erſiehet man, daß das Wachſen der Pflanzen und der Umlauf ihrer Nahrungsſäfte zwey Wirkungen ſind, die beyde in einer und derſelbigen Urſache, nähmlich in der Gährung, gegründet und unzertrennlich damit verbunden ſind.

Verfolgt man dieſe Ideen noch weiter, ſo wird man ſehen, daß zur Hervorbringung einer Pflanze nichts weiter erforderlich ſey, als bloß ein Körper, der vermögend und fähig iſt, die Nahrungsſäfte der Erde aufzunehmen, und ſie, wenn ſie ſich ihm darbiethen, zu filtriren, oder zu ihrem Endzwecke zu läutern, und jedes Mahl, wenn der ſchickliche Saft durch die ſehr engen und ſehr dicht neben einander geordneten Canäle geht, es ſey in der Erde oder in einem andern Körper, wird er ſich einen holzartigen Körper, das iſt, einen coagulirten Saft bilden, und zwar einen Saft, der auf eine ſolche Art coagulirt iſt, daß zugleich Röhren für die ſich dargebothenen neuen Säfte darin gebildet werden.

Diejenigen, welche behaupten, daß die Pflanzen nicht durch eine zufällige Mitwirkung, die von der allgemeinen Bewegung der Materie abhängt, hervor gebracht werden könnten, weil man alsdann neue Pflanzen entſtehen ſehen würde, ſagen in der That etwas Kindiſches. Denn ſie laſſen die Meinung, die ſie be-

streiten, von etwas abhangen, was sie nicht wissen, und das sie auch nicht einMahl wissen können. Um nähmlich ihre Behauptung mit Gründen unterstützen zu können, müßten sie nicht nur weit genauer, als ein Blumist die Blumen seines Parterre kennt, und alle und jede Pflanzen, die jetzt auf dem ganzen Erdboden befindlich, und in allen Wäldern verbreitet sind, sondern auch diejenigen kennen, die vom Anfange der Welt her gewesen sind.

Ich habe mir vorgesetzt, einige Erfahrungs-Versuche anzustellen, die uns vielleicht in Stand setzen über diese Sache mehr Licht zu verbreiten; ich werde aber einige Jahre nöthig haben, diesen Vorsatz auszuführen, und die erforderlichen Erfahrungen zu sammeln. Indeß ist dieß der einzige Weg, der mir offen steht, einen Gegenstand, wie dieser ist, mit Erfolge zu bearbeiten. Man darf dabey nicht glauben, seine Beweise auf seiner Studierstube ausgrübeln zu können, sondern man muß sie in dem Schoße der Natur selbst aufsuchen.

Ich schließe diesen Artikel mit der Bemerkung, daß diejenigen, die der von mir angenommenen Meinung beytreten, sich rühmen können, strenge Cartesianer zu seyn, da hingegen diejenigen, die bey der Hervorbringung der Pflanzen eine besondere göttliche Fürsehung annehmen, die von der allgemeinen Bewegung der Materie unterschieden ist, gelinde Cartesianer sind, die sich erlaubt haben, von der Regel ihres Haupts und Meisters abzugehen.

Dieß große Lehrgebäude des Descartes, das man nicht ohne Staunen lesen kann, dieß Lehrgebäude, das, allein genommen, mehr werth ist, als Alles, was die Profan-Schriftsteller je geschrieben haben;

dieß Lehrgebäude, das die Fürsehung so mächtig vertheidiget und in Schutz nimmt, und sie überall mit so vieler Einfachheit und Größe handeln läßt; dieß unsterbliche Lehrgebäude, das in allen Jahrhunderten und unter allen Revolutionen, die nur mit der Philosophie vorgehen, bewundert werden wird, ist ein Werk, das an Vollkommenheit grenzt, und für welches sich alle und jede Denker mit einer Art von Eifersucht interessiren müssen. Doch, wir wollen zu einem neuen Gegenstande übergehen.

6.

Seit dem berühmten Streite zwischen Mery und Diverney, welchen die Akademie der Wissenschaften zu Paris nicht zu entscheiden wagte, kennet ein jeder das eyförmige Loch und den Botal-Canal. (*) Jedermann weiß, daß, weil eine Frucht im Mutterleibe nicht athme, das Blut nicht aus der Arterie in die Blutader der Lunge übergehen kann. Auch würde das Blut nicht aus dem rechten Ventrikel in den linken Ventrikel des Herzens gehen können, wenn nicht die Natur diesem Mangel durch diejenigen beyden besondern Canäle abgeholfen hätte, die sich nach der Geburt verstopfen, weil das Blut diesen Weg alsdann verläßt, um einen andern Lauf zu nehmen.

Allein diese Canäle verlieren sich nie bey der Schildkröte, den Änten, und andern ähnlichen Thieren, weil, sagt man, alsdann, wenn sie unter dem Wasser sind, wo sie keinen Athem schöpfen, das Blut

(*) Foramen ovale Botalli, das eyförmige Loch, das bey einer ungebornen Frucht die beyden Herzkammern mit einander vereiniget.

nothwendig einen andern Gang, als nach der Lunge, nehmen muß.

Ich ließ einen Änterich unter Wasser setzen, um zu sehen, wie lange er außerhalb der Luft und ohne Athem zu schöpfen leben könnte, und ob der Blutumlauf, der vermittelst dieser Canäle bewerkstelliget wird, den gewöhnlichen Blutumlauf zu ersetzen vermögend sey. Ich bemerkte ein beständiges Ausstoßen kleiner Bläschen, die aus seinen Nasenlöchern kamen; das arme Thier verlor nach und nach alle Luft, die es in seinen Lungen hatte, und sieben Minuten nachher sah ich es ohnmächtig werden und sterben. Eine Gans, die ich den andern Tag an seine Stelle setzte, lebte nur acht Minuten. Man ersieht also hieraus, daß das eyförmige Loch und die Botal-Röhre nicht dazu dienen, diesen Thieren das Vermögen zu ertheilen, ohne Beschwerde unter Wasser zu gehen, und sich unter dem Wasser aufzuhalten, weil sie dieß Vermögen nicht haben, und sie bey ihrem Untertauchen nichts weiter thun, als was der geringste Taucher thun kann. Sie tauchen auch nur wegen der natürlichen Beschaffenheit ihrer Federn unter, welche vom Wasser nicht unmittelbar berühret werden; und da sie unter dem Wasser mancherley finden, das ihnen zur Nahrung dient, so gewöhnen sie sich daran, so lange unter dem Wasser zu seyn, als man ohne zu athmen darunter seyn kann, und bleiben länger darunter, als andere Thiere, deren Schlund sogleich vom Wasser angefüllet wird, wenn sie sich untersenken. Dieß hat mich auf die Bemerkung geführt, daß das Blut der Wasserthiere, aller Wahrscheinlichkeit nach, kälter als das Blut anderer Thiere seyn müßte; und daraus ließe sich dann schließen, daß dasselbe sich nicht so stark bewege, und folglich

ſeine Theile gröber ſeyn. Und da könnte denn die Natur dieſe Gänge aufbehalten haben, um durch dieſelben diejenigen Theile des Bluts hindurch gehen zu laſſen, die, weil ſie noch nicht in dem linken Ventrikel gehörig vorbereitet wären, nicht Bewegung genug hätten, in die Lungen-Blutadern hinauf zu ſteigen, oder nicht Verdünnung genug, um in die Subſtanz derſelben einzudringen. Ich werfe dieſe Conjectur jetzt nur ſo beyläufig hin, weil mir dieſe Sache noch ganz neu iſt. Wären die darüber angeſtellten Erfahrungen mit meinen Erwartungen überein gekommen, ſo würde ich vielleicht das als eine ausgemachte Wahrheit behaupten können, was ich jetzt nur zweifelhaft vortragen muß; es ſind mir aber die Beobachtungen, die ich angeſtellet habe, wegen Mangel an tüchtigen Inſtrumenten, mißlungen. Ich erwarte jedoch kleine Thermometer von fünf bis ſechs Zoll, mit welchen ich Verſuche mit beſſerm Erfolge werde machen können. Naturforſcher, die ſich auf keine andre Weiſe geltend machen können, als durch das kleine Verdienſt genau angeſtelleter Beobachtungen, müſſen wenigſtens alle nur mögliche Sorgfalt darauf verwenden.

Ich ließ Fröſche auf der Erde fangen, von welchen ich vermöge des Orts, wo ſie ſich aufhielten, glauben konnte, daß ſie nie im Waſſer geweſen waren, mithin immer Athem geſchöpft hatten. Man ſetzte ſie zwey Mahl vier und zwanzig Stunden lang in's Waſſer, und als man ſie wieder heraus nahm, ſo ſchien ihnen dieß gar keine Beſchwerde verurſacht zu haben. Es ſetzte uns dieß gleichwohl in Verwunderung. Denn außer dem, daß ich bey andern Schriftſtellern das Gegentheil geleſen hatte, die da verſichern, daß dieſe Thiere von Zeit zu Zeit aus dem Waſſer heraus kom-

men müßten, um Athem zu schöpfen, fand ich auch diese Beobachtung von der vorher gehenden so verschieden, daß ich nicht wußte, was ich von dem Nutzen des eyförmigen Lochs und des Botal-Canals glauben sollte. Endlich erinnerte ich mich wieder, wie ich einige Monathe vorher beobachtet hatte, daß das Herz der Frösche nur einen Ventrikel hat, so daß das Blut durch das Herz aus der Hohlader in die Pulsader geht, ohne durch die Lungen zu gehen. Dieß macht, daß diese Thiere nicht nöthig haben Athem zu schöpfen, ob sie gleich unter der Luftpumpe sterben, wovon aber die Ursache diese ist, daß sie immer ein wenig Luft nöthig haben, welche vermöge ihrer Elasticität das Blut fließend erhält; sie bedürfen jedoch nur so wenig, daß diejenige, die sie im Wasser oder vermittelst ihrer Nahrungsmittel einziehen, dazu hinlänglich ist.

7.

Man weiß, daß Weitzen, Rocken und Gerste nicht in allen Ländern wachsen; aber die Natur ersetzt daselbst diesen Mangel durch andere Pflanzen. Einige derselben sind ein tödtliches Gift, wenn man sie nicht gehörig zubereitet, wie die Cassava*) deren Saft so gefährlich ist. In einigen Gegenden von Norwegen, auch wohl im Falle der Noth in Teutschland, macht man Brot mit einer Art Erde oder Baumrinde, wovon der geringe Mann sich nährt, und welches sich

(*) Cassava, das Gewächs selbst, auch die auf demselben wachsende Frucht oder Brechnuß, (jatropa urens Linn.) ingleichen der gebackene Teig vom Maniok, der mehlichten Brotwurzel, aus welcher die Amerikaner Brot machen. Übers.

vierzig Jahre lang hält, ohne zu verderben. Kann ein Norwegiſcher Bauer es ſo weit bringen, daß er ſich Brot auf ſein ganzes Leben hindurch bäckt, ſo iſt ſein Glück gemacht, ſo lebt er ganz ruhig, und erwartet nichts weiter von der Fürſehung. Man würde nicht fertig werden, wenn man alle die mannigfaltigen Mittel, die die Natur gebraucht, und alle weiſe Vorſicht, die ſie angewandt hat, das Leben der Menſchen zu erhalten, beſchreiben wollte. Da wir einen ſehr glücklichen Erdſtrich bewohnen, und unter die Anzahl derjenigen Sterblichen gehören, die ſie am meiſten begünſtiget hat; ſo genießen wir ihre größern Gunſtbezeugungen, ohne uns um die geringen zu bekümmern. Wir vernachläſſigen in den Waldungen eine Menge Pflanzen und laſſen ſie vergehen, die manchen Völkern eine der vorzüglichſten Erleichterungen des Lebens ſeyn würden. Man bildet ſich ein, daß nur bloß das Korn zur Nahrung des Menſchen beſtimmet ſey, und ſo viele andere Pflanzen zieht man nicht weiter in Erwägung, als in ſo fern ſie mediciniſche Eigenſchaften haben. Die Ärzte finden ſie erweichend, urintreibend, trocknend und den Leib anhaltend. Sie behandeln alle und jede, wie das Manna, das den Iſraeliten eine Speiſe war, und woraus ſie ein Purgiermittel gemacht haben. Man legt ihnen eine Menge Eigenſchaften bey, die ſie nicht haben, und kein Menſch denkt daran, daß ſie auch eine Nahrungskraft enthalten.

Weitzen, Gerſte, Rocken, haben, wie alle übrigen Pflanzen, gewiſſe Jahre, die ihnen vorzüglich ſind. Es gibt aber auch Jahre, in welchen der Mangel an dieſen Getreidearten das Unglück noch vermehrt, welches die Menſchheit drückt, und die ſchlech-

te Beschaffenheit derselben ist ein noch grausameres Übel. Ich halte mich überzeugt, daß man in diesen für die Armuth so traurigen, und für die Reichen unter einem christlichen Volke noch tausend Mahl traurigern Jahren tausenderley Mittel in Händen hat, der Seltenheit des Korns einiger Maßen abzuhelfen; daß man in den Wäldern auf tausenderley Hülfen wider die Hungersnoth mit Füßen tritt, und daß man die Fürsehung, anstatt sie anzuklagen, vielmehr bewundern würde, wenn man alle ihre Gnadengeschenke kennete und sie aufzusuchen sich Mühe gäbe.

In dieser Hinsicht habe ich mir vorgenommen, die Gewächse, die Schalen und Rinden der Früchte und Bäume, und eine Menge anderer Sachen in Untersuchung zu ziehen, bey welchen man kaum auf die Vermuthung fallen sollte, daß sie eine zur Nahrung dienliche Eigenschaft an sich hätten. Die Art und Weise wie die Thiere sich nähren, die dem Menschen am nächsten kommen, kann uns eine sehr gute Anleitung geben, Versuche dieser Art anzustellen. Ich habe bereits einige derselben gemacht, die mir sehr glücklich gelungen sind. Die Kürze der Zeit verstattet mir nicht, sie hier nach der Reihe aufzuzählen; ich werde sie aber vielen andern, die ich über diesen Gegenstand noch künftig anzustellen entschlossen bin, beyfügen. Meine Absicht geht zugleich dahin, mit möglichster Genauheit zu untersuchen, worin eigentlich die nährende Eigenschaft der Pflanzen bestehe. Es ist nicht jedes Mahl der Wahrheit gemäß, daß diejenigen, die auf einem fetten Erdboden wachsen, nahrhafter seyen, als die welche auf magerem Boden wachsen. In der Landschaft Quercy ist eine Gegend, auf welcher nur einzelne kurze Grashalme wachsen, die zwischen den

Steinen, womit ſie bedeckt iſt, hervor kommen; aber dieß Gras iſt ſo nahrhaft, daß ein Schaf daſelbſt ſein Leben zu erhalten vermögend iſt, wenn es nur alle Tage einen Fingerhut voll davon zuſammen ſuchen kann. In Chili hingegen iſt das Fleiſch ſo wenig nahrhaft, daß man alle drey Stunden eſſen muß; gleichſam als wenn dieſes Land der Fluch getroffen hätte, den Gott dem jüdiſchen Volke in der Schrift androhen läßt: Ich will dem Brote die Nahrungskraft benehmen.

Die Wahrheit verpflichtet mich hier ſchlüßlich anzuführen, daß Hr. Düval mir bey dieſen Beobachtungen ſehr zu Hülfe gekommen iſt, und daß ich ſeinem Fleiße viel zu danken habe. Man wird vielleicht ſagen, daß dieſe Beobachtungen von keiner großen Erheblichkeit ſind; aber ich werde mich glücklich genug ſchätzen, wenn man ſie nur für das hält, was ſie wirklich ſind.

Sie ſind eine Frucht der Muße auf dem Lande. Dieſe ſollte an dem Orte erſterben, der ſie hervor gebracht hatte. Allein diejenigen, die in einer Geſellſchaft leben, haben Pflichten zu erfüllen; ich bin der unſrigen von meinen kleinſten Zerſtreuungen und Beſchäftigungen Rechenſchaft ſchuldig. Ruhm läßt ſich bey Arbeiten dieſer Art nicht ſuchen; ſie können ihn nicht erwerben, und ſie verdienen ihn auch nicht. Man macht ſich ſo bald die Beobachtungen zu Nutzen, ohne ſich um den Beobachter zu bekümmern; und unter allen denenjenigen, die der Menſchheit nützlich ſind, ſind dieß vielleicht die einzigen, gegen welche man ohne Ungerechtigkeit undankbar ſeyn kann.

Man braucht nicht vielen Verstand zu besitzen, um das Pantheon, das Coliseum, die Pyramiden in Augenschein zu nehmen. Eben so wenig Verstand wird dazu erfordert, eine Blattlaus unter dem Mikroskope, oder einen Stern durch große Sehröhre zu betrachten. Eben deßwegen aber ist die Physik so bewundernswürdig. Große Geister, eingeschränkte Seelen, mittelmäßige Köpfe, jeder spielt dabey seine Rolle. Wer nicht im Stande ist, ein Lehrgebäude wie Newton aufzuführen, der wird vielleicht eine Beobachtung machen, wodurch er diesen großen Philosophen würde auf die Folter gespannt haben. Bey dem Allem aber wird Newton immer Newton, das ist, Descartes Nachfolger, bleiben, der andere hingegen nur ein ganz gewöhnlicher Mann, ein geringer Handwerker oder Künstler, der nur ein Mahl seine Augen gebraucht und vielleicht nie gedacht hat.

Rede

über die

Bewegungsgründe, die uns zu den Wissenschaften aufmuntern müssen.

Gehalten den 25. November 1725.

Der Unterschied, der sich zwischen gebildeten Nationen und wilden Völkern befindet, beruhet lediglich auf dem Umstande, daß jene sich auf die Künste und Wissenschaften gelegt, diese aber die Künste und Wissenschaften gänzlich vernachlässigt haben. Den Kenntnissen, zu welchen dieselben führen, verdanken ohne Zweifel die meisten Nationen ihr fortdauerndes Daseyn. Hätten wir die Sitten der Amerikanischen Wilden, so würden zwey oder drey Europäische Nationen in kurzer Zeit alle übrigen auffressen und verzehren, und vielleicht würde dann ein siegerisches Volk unsers Welttheils sich rühmen können, wie die Irokesen, daß es sechs und sechzig Nationen aufgegessen hätte.

Wäre ein Descartes hundert Jahre vor Cortes und Pizarro nach Mexico oder Peru gekommen, und hätte diese Völker belehrt, daß die Menschen, so wie sie sind, nicht unsterblich seyn können, daß die Theile ihrer Maschine, wie die Theile und Kräfte aller Ma-

ſchinen, ſich abnützen, daß die Wirkungen der Natur nichts weiter als eine Folge der Geſetze und der mitgetheilten Bewegung ſind; dann würde weder Cortes das Mexicaniſche Kaiſerthum, noch Pizarro das Peruaniſche Reich, mit einer Handvoll Leuten je zerſtört haben.

Wer würde ſich unterſtehen zu ſagen, daß dieſe Zerſtörung die größte, deren die Geſchichte aller Zeiten erwähnt, bloß eine natürliche Folge der Nichtkenntniß eines philoſophiſchen Grundſatzes geweſen ſey? Und doch iſt dieß mehr als zu wahr, wie ſich ohne große Weitläuftigkeit darthun läßt. Die Mexicaner hatten keine Feuerwaffen, keine Schießgewehre mit Pulver und Bley; aber ſie hatten Bogen und Pfeile, das iſt, ſie hatten die Waffen der Griechen und Römer. Sie hatten kein Eiſen; aber ſie hatten ſcharfe, zugeſpitzte Feuerſteine, die wie Eiſen ſtachen und ſchnitten, und die ſie vorn an ihren Waffen befeſtigten. Sie kannten ſelbſt den vorzüglichen Theil der Kriegskunſt, der bey Angriffen ſo wohl als bey der Vertheidigung ſo treffliche Dienſte thut, daß ſie ihre Krieger in feſt geſchloſſene Glieder ſtellten, und wenn ein Soldat getödtet war, ſein Platz ſogleich durch einen andern wieder ausgefüllt wurde. Sie hatten einen muthvollen und tapfern Adel, der nach den Grundſätzen Europäiſcher Krieger gebildet war, und der das Schickſal derer beneidete, die eines ruhmvollen Todes ſtarben. Über dieß gab der ungeheure Umfang des Reichs den Mexicanern tauſenderley Mittel an die Hand, die fremden Gäſte, wenn ſie ſie auch nicht überwinden konnten, dennoch zu Grunde zu richten. Die Peruaner beſaßen eben dieſe Vortheile; allenthalben, wo ſie ſich vertheidigten, allenthalben wo ſie ein Treffen

lieferten, thaten ſie es mit glücklichem Erfolge oder doch zu ihrem Vortheile. Die Spanier glaubten ſelbſt, daß ſie durch die kleinen Menſchen, die den Muth hatten, ſich zu wehren, bis auf den letzten Mann würden aufgerieben werden. Woher kam es alſo, daß ſie dennoch überwunden und ihre ſo blühenden Reiche zerſtört wurden? Aus keiner andern Urſache, als weil ihnen Alles, was ſie ſahen, neu und von Menſchennatur entfremdet zu ſeyn ſchien. Ein Mann mit einem Barte, ein Pferd, ein Schießgewehr war in ihren Augen ein übernatürliches Ding, das nur durch eine unſichtbare Macht hervor gebracht ſeyn konnte, welcher ſie nicht widerſtehen zu können glaubten. Am Muthe fehlte es den Amerikanern nie; es fehlte ihnen bloß die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs. Und ſo verſchlang denn ein einziger unrichtiger philoſophiſcher Grundſatz, die Nichtkenntniß einer phyſiſchen Urſache, in einem Augenblicke die ganze Macht zweyer großen Reiche.

Unter uns gewährte die Erfindung des Schießpulvers derjenigen Nation, die ſich deſſelben zuerſt bediente, einen ſo geringen Vortheil, daß es bis dieſe Stunde noch unentſchieden iſt, welche Nation ſich deſſelben zuerſt im Kriege bedient habe. Die Erfindung der Ferngläſer oder Seheröhre that den Holländern nur ein einziges Mahl Dienſte. Wir haben einzuſehen gelernt, daß es bey der Hervorbringung aller ſolchen Wirkungen bloß auf einen gewiſſen Mechanismus ankommt; und ſo gibt es denn kein Kunſtſtück und keine künſtliche Erfindung in der Welt mehr, welcher man nicht durch Kunſt entgegen zu wirken und ſie zu vereiteln wüßte.

Die Wissenschaften sind also schon aus der Ursache sehr nützlich, weil sie die Menschen von vielen schädlichen Vorurtheilen befreyen. Da es sich aber mit Grunde erwarten läßt, daß eine Nation, die dieselben ein Mahl unter sich angebauet hat, sie immer weiter fort treiben, wenigstens sie so weit nähren und beybehalten werde, daß sie nie wieder in Rohheit und grobe Unwissenheit zurück fallen, und dadurch ihren Untergang veranlassen könnte; so will ich jetzt von einigen andern Bewegungsgründen reden, die uns zur Liebe zu den Wissenschaften, und zu dem Studium derselben aufmuntern können und müssen.

Unter diesen setze ich billig das innere Vergnügen und die vorzügliche Genugthuung oben an, die das frohe Bewußtseyn gewährt, daß man seine Seele veredelt, und zur Veredlung und Bildung andrer vernünftigen Wesen beygetragen habe.

Ein zweyter Grund ist eine gewisse Neubegierde, die allen und jeden Menschen gemein ist, und die nie vernünftiger und gegründeter gewesen ist, als gerade in unsern Zeiten. Man hört es täglich sagen, daß die Grenzen der menschlichen Kenntnisse unendlich weit hinaus gerückt sind, daß die Gelehrten erstaunen, sich selbst so gelehrt zu finden, und daß die Größe ihrer gethanen Fortschritte sie zuweilen an der Wahrheit dieser Fortschritte selbst zweifeln läßt. Wollten wir an diesen guten Nachrichten nicht auch Antheil nehmen? sollten sie uns gleichgültig seyn? Wir wissen jetzt, daß der menschliche Verstand sehr weit gekommen ist, wollten wir denn nicht ein Mahl zusehen, wo er ehedem stand, wie weit er jetzt gekommen ist, was für einen Weg er bereits zurück gelegt hat, und was ihm noch zu thun

übrig ist? nicht die Kenntnisse uns vor Augen stellen, die er bereits erlangt zu haben sich schmeichelt, die er noch sich zu erwerben sucht, und die er zu erreichen alle Hoffnung aufgibt?

Ein dritter Ermunterungsgrund, uns den Wissenschaften mit allem Fleiße zu widmen, ist die so gegründete Hoffnung, daß wir es darin weit bringen, wenigstens es zu einer vorzüglichen Stufe bringen können, und daß unsere Bemühungen mit gesegneten Erfolgen werden begleitet seyn. Was die Entdeckungen des gegenwärtigen Jahrhunderts so bewundernswürdig macht, dieß sind nicht etwa bloß einzelne Wahrheiten selbst, die man aufgefunden hat, sondern vornähmlich die Methoden, die Anweisungen, die Hülfsmittel, die man uns an die Hand gegeben hat, sie zu entdecken und aufzufinden. Man hat uns nicht etwa nur einen Stein zu dem Gebäude geliefert, sondern auch zugleich die Werkzeuge und Maschinen, das Gebäude ganz aufzuführen und es völlig auszubauen. Mancher rühmt sich, daß er Gold habe, ein andrer rühmt sich, daß er Gold machen könne; unstreitig würde der der Reichste seyn, der die Kunst, Gold zu machen verstände.

Ein vierter Bewegungsgrund ist unser eigenes Glück. Die Liebe zu lernen, ist beynahe die einzige Leidenschaft, die in uns ewig dauert. Alle übrigen Leidenschaften, Begierden und Neigungen verlassen uns nach und nach, und immer in dem Maße, in welchem diese sinnliche Hülle, diese irdische Maschine, die uns dieselben mittheilt, sich ihrem Umsturze nähert. Die feurige, ungestüme Jugend, die von einem Vergnügen zum andern eilt, kann uns diese Vergnügen zuweilen als ganz lauter und unschuldig schildern,

weil ſie uns ſchon wieder ein neues Vergnügen genießen läßt, ehe wir ein Mahl Zeit gehabt haben, die Dornen des vorher gehenden zu empfinden. In dem Alter, das auf die Jugend folgt, können uns die Sinne Wollüſte darbiethen, aber Vergnügen an dieſen Wollüſten können ſie uns faſt nie mehr gewähren. Dann fühlen, dann empfinden wir, daß unſre Seele der Hauptheil unſers Daſeyns und unſers Weſens iſt. Gleichſam als wenn die Kette, wodurch ſie an die Sinne gefeſſelt iſt, alsdann zerſprengt wäre, befinden ſich die Vergnügen, die ſie genießt, bey ihr allein, ohne von den Sinnen mehr abzuhängen.

Beſchäftigen wir nun unſre Seele in dieſer Zeit nicht auf eine ihr angemeſſene Weiſe, ſo ſinkt alsdann dieſe Seele, die ganz zur Geſchäftigkeit gemacht, aber nun nicht geſchäftig iſt, zu einem fürchterlichen Zuſtande der langen Weile und des Überdruſſes hinab, der uns endlich zur Erſchlaffung und völligen Vernichtung führt. Und wenn wir dann, wider unſre eigne Natur empört, uns noch mit hartnäckigem Streben nach ſinnlichen Vergnügen ſehnen, die uns nicht mehr angemeſſen ſind; ſo fliehen uns dieſe Vergnügen in eben dem Maße, in welchem wir uns ihnen nähern. Eine flatterhafte Jugend triumphirt über ihr Glück, und ſpottet unſer ohne Aufhören. So wie ſie alle die Vorzüge, die ſie hierin vor uns hat, genießt, ſo läßt ſie ſie auch uns empfinden. In den lebhafteſten Geſellſchaften iſt alle Freude für ſie, und uns bleibt nur der Verdruß, daß wir nicht mehr jung ſind. Studieren und wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen decken uns vor dieſer unangenehmen Empfindung, und das Vergnügen, das wir dabey genießen, flüſtert uns nie ins Ohr, daß wir zu alt dazu wären.

Man muß sich ein Glück schaffen, das uns auf unsre ganze Lebenszeit gesichert bleibt. Das menschliche Leben ist so kurz, daß wir ein Glück für nichts achten müssen, das nicht ein Mahl so lange dauert, als wir selbst dauern. Ein müßiges Alter ist das einzige, was uns eine Beschwerde, was uns eine drückende Last seyn muß. Das Alter an sich ist es nicht; denn wenn uns dasselbe bey einer gewissen Art Menschen herabsetzt, so gewährt es uns desto mehr Achtung bey andern. Nicht der Greis ist unerträglich, sondern der Mensch; und zwar ein solcher Mensch der sich in die Nothwendigkeit gesetzt siehet, entweder vor langer Weile umzukommen, oder aus einer Gesellschaft in die andere zu gehen, um nach Vergnügen und Zerstreuungen jeder Art zu haschen.

Ein andrer Bewegungsgrund zum fleißigen Studieren ist der Nutzen, den die Gesellschaft, von welcher man ein Mitglied ist, davon haben kann. Vermittelst unsrer wissenschaftlichen Kenntnisse können wir die Bequemlichkeiten und Vortheile, die wir schon haben, durch viele andere, die wir noch nicht haben, verbessern oder vermehren. Die Handlung, der Ackerbau, die Schifffahrt, die Sternkunde, die Kenntniß des Erdbodens und seine Länder, die Arzneywissenschaft, die Naturlehre, haben durch die gelehrten Arbeiten unsrer Vorfahren viele nützliche Verbesserungen erhalten. Ist es nicht etwas Rühmliches und Beyfallswürdiges, wenn man sich Mühe gibt, daß die Menschen, die nach uns kommen, es besser haben als wir, und glücklicher werden, als wir es seyn konnten.

Wir werden uns alsdann nicht, wie einst ein Hofmann an Nero's Hofe that, über die Ungerechtigkeit aller und jeder Zeiten gegen diejenigen beklagen, die

den Wachsthum der Künſte und Wiſſenſchaften zu befördern geſucht haben. Myron, qui fere hominum animos ferarumque aere deprehenderat, non invenit heredem. Unſere gegenwärtigen Zeiten ſind vielleicht eben ſo undankbar, als es jene andern geweſen ſeyn mögen; allein die Nachwelt wird uns Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und das wiederum gut machen, was unſre Mitwelt an uns verſchuldet hat.

Man verzeiht es einem Kaufmanne, der durch die glückliche Zurückkunft ſeiner Schiffe reich geworden iſt, wenn er über denjenigen, der ihm gleichſam bey der Hand über unermeßliche Meere führte, als über einen unnützen Menſchen lacht. Man duldet es, daß ein ſtolzer Krieger, der durch Rang und Titel über andere erhaben iſt, die Archimedeſſe unſerer Zeiten, mit Verachtung anſieht, die doch ſeinen Muth zuerſt in Thätigkeit ſetzten. Männer, die mit weiſer Vorſichtigkeit und nach einem wohl angelegten Plane der menſchlichen Geſellſchaft nützlich ſind, Männer, die wahre Menſchenliebe beſitzen, können ſich immer darüber hinaus ſetzen, wenn man ſie ſo behandelt, als wenn ſie der menſchlichen Geſellſchaft zur Laſt fielen.

Nachdem ich von den ernſthaften Wiſſenſchaften geredet habe, will ich auch noch ein Wort von den ſchönen Wiſſenſchaften ſagen. Bloß witzige Schriften, dergleichen die Werke der Dichtkunſt und Beredſamkeit ſind, haben wenigſtens einen allgemeinen Nutzen, und Vortheile dieſer Art ſind oft größer als beſondere Vortheile.

Aus Schriften, die echten geläuterten Witz enthalten, lernt man die Kunſt zu ſchreiben, die Kunſt, ſeine Gedanken und Begriffe gehörig vorzutragen, ſie edel, lebhaft und ſtark, mit Annehmlichkeit, in guter Ordnung, und mit einer der Seele zur Erhohlung

gereichenden Abwechſelung und Mannigfaltigkeit auszudrücken.

Es wird vielleicht niemand ſeyn, der nicht ſollte in ſeinem Leben irgendwo Menſchen geſehen haben, die zwar auf ihre Kunſt vielen Fleiß verwandt hatten, und es wirklich ſehr weit darinn hätten bringen können, die aber aus Mangel der Erziehung und Bildung unfähig geblieben ſind, einen Gedanken gehörig vorzutragen und auszuführen, und eben dadurch alle Vortheile ihrer Arbeiten und Talente verloren.

Die Wiſſenſchaften grenzen ſämmtlich an einander. Es greift immer die eine in die andere ein; die ſehr abſtracten ſtoßen an die, die weniger abſtract ſind. Aber alle und jede zuſammen genommen ſtehen in einer ſehr nahen Verwandtſchaft mit den ſchönen Wiſſenſchaften, und erhalten von denſelben bald eine hülfreiche Hand, bald ihre einzige Stütze. Denn alle und jede Wiſſenſchaften gewinnen ungemein, wenn ſie mit Scharfſinn und Geſchmack, auf eine einfache und gefällige Art vorgetragen werden, weil man ihnen eben dadurch das trockene benimmt, eben dadurch dem Überdruſſe und der Ermüdung zuvor kommt, und ſie für die Faſſungskraft eines jeden empfänglich macht. Wäre Malebranche nicht ein ſo reitzender und eleganter Schriftſteller geweſen, hätte er nicht durch die Zauberkraft ſeiner Einkleidung und ſeiner Vorſtellungsart gleichſam Alles mit ſich fortgeriſſen; ſo würde ſeine Philoſophie unter dem Staube ſeines Kloſters wie in einem unterirdiſchen Gewölbe vergraben geblieben ſeyn. Es gibt Carteſianer, die nie etwas weiter als Fontenell's Vielheit der Welten geleſen haben; und dieß kleine Buch hat in der That mehr Nutzen geſtiftet, als manches große, von weit ſtärkern Demonſtratio-

nen strotzende Werk, weil die ernsthaftesten Wahrheiten darin so angenehm und faßlich vorgetragen sind, daß sie die meisten Menschen ohne Anstrengung lesen und verstehen können.

Inzwischen muß man doch nie die Nützlichkeit und den Werth eines Buchs bloß nach der Schreibart beurtheilen, deren der Verfasser sich bedient hat. Oft findet man kleinliche und widersinnige Dinge in einem ernsthaften Tone gesagt; und wiederum werden manches Mahl sehr ernsthafte Wahrheiten lachend und scherzend vorgetragen.

Doch diese Rücksichten zur Seite gesetzt, so sind auch diejenigen Bücher, die der menschlichen Seele bloß zur Erhohlung dienen, nicht ohne Nutzen. Schriften dieser Art, wofern sie nur nicht die Gesetze, die Religion und die guten Sitten antasten, gewähren auch gebildeten Menschen eine sehr unschuldige Unterhaltung und zugleich ein unschuldiges Vergnügen, und verscheuchen nicht selten die Spielsucht, sittenlose Lustbarkeiten und Scherze, verleumderische Gespräche, ehrsüchtige Entwürfe und Schritte aus der Gesellschaft.

Lobrede

auf den

Herzog von la Force.

Gehalten den 25. August 1726.

Der heutige für die Akademie so feyerliche Tag, dieser Tag, an welchem sie ihre Preise austheilt, kann auf unser aller Gemüther keine andere Wirkung haben, als daß er in uns das traurige Andenken an denjenigen erneuert, der diese Preise gestiftet hat. (*)

Wenn ich aber gleich heute die Ehre habe, den ersten Platz in dieser Gesellschaft einzunehmen; so wage ich es doch frey zu gestehen, daß es der Verlust, den sie erlitten hat, nicht allein ist, was ich betraure. Ich habe auch für meine Person einen sanften Gesellschafter verloren, und ich bin ungewiß, ob nicht mein Herz noch mehr dadurch leiden werde als mein Verstand.

Ich habe Den verloren, der mir Nacheifer einflößte, den ich beständig auf dem Wege der Wissenschaften vor mir vorangehen sah, und ihn als mein

(*) Der Herzog von la Force war 1725 zu Paris gestorben; er war der Protector der Akademie zu Bordeaux.

Muſter betrachtete, der in meiner Seele Zweifel anregte, und ſie wieder zu zerſtreuen wußte. Verzeihen Sie es mir, meine Herren, wenn die Eigenliebe, die immer die Begleiterinn des Schmerzens iſt, mir heute nur von mir ſelbſt zu reden verſtattet. Ja ich kann, ich werde meinen Gram nicht verfehlen, und ich fühle mich gedrungen, ſo lange bis eine geſchicktere Feder, als die meinige iſt, ſein Lob wird verkündigen können, hier einige Züge von ihm hinzuwerfen.

Purpureos ſpargam flores, animamque ſepulti
His ſaltem accumulabo donis. (*)

Ich werde weder von der Familie, noch von den Würden des Herzogs von la Force etwas ſagen; ich werde bloß ſeinen Charakter zu ſchildern ſuchen. Der Tod entreißt einem erlauchten Verſtorbenen Titel, Güter und Ehrenſtellen, und es bleibt ihm nichts weiter übrig, als das treue Bild, das dem Herzen derer, die ihn liebten, eingegraben iſt.

Eine der groſſen Eigenſchaften des Herzogs war eine natürliche Herzensgüte. Dieſe Tugend der Menſchenliebe, die dem Sterblichen ſo ſehr zur Ehre gereicht, beſaß er in einem vorzüglichen Grade. Er ſchmiegte ſich ſo gern an Andere an, und er verließ ſie nie.

Er beſaß eine ausnehmende Höflichkeit; dieſe war aber keine Hintanſetzung ſeiner Würde, ſondern eine Kunſt, Andere dahin zu bringen, daß ſie ihm gern alle die Vorzüge einräumten, die ihm ſeine Würde beylegte.

Inzwiſchen wußte er doch öfters das äußere Anſehen ſehr ſchicklich und am rechten Orte zu gebrau-

(*) *Aeneid. lib. 6. v.* 884.

chen, wodurch sich die Großen auszuzeichnen pflegen, und welches sie zwar wohl zuweilen zur Seite setzen, sich aber doch nicht immer davon würden enthalten können, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben.

Männer von Verdiensten liebte und schätzte er. Er suchte sie gemeiniglich unter denen, die Kopf und Scharfsinn besaßen, sah sich aber sehr oft getäuscht. In seiner Jugend hatte er allein an den schönen Wissenschaften Geschmack, schränkte sich jedoch nicht bloß darauf ein, daß er Anderer Arbeiten und Schriften bewunderte, sondern er suchte sich auch insonderheit die Marotische Schreibart (*) zu eigen zu machen. Man hat von ihm einige kleine Stücke in dieser Art, die er in dieser Provinz und zu einer Zeit verfertigte, in welcher der wenige Geschmack, den man damahls für die Wissenschaften hatte, es nicht vermuthen ließ, daß ein großer Herr sich damit befassen würde.

Bald entdeckte man bey ihm einen weit herrschendern Geschmack an den höhern Wissenschaften und an den Künsten. Dieser Geschmack wurde bey ihm eine wahre Leidenschaft, und diese Leidenschaft verließ ihn nachher nie.

Außer den Wissenschaften, die bloß das Gedächtniß beschäftigen, widmete er sich auch denenjenigen, die sich allein durch Genie erreichen lassen, in welche man bloß durch Kopf eindringen, und wobey der Verstand allein handeln, allein Schöpfer seyn muß.

(*) Style marotique, die Schreibart des Französischen Dichters Marot, einer der ersten, der den reinern Geschmack einführte, und sehr angenehm und lebhaft schrieb, ungefähr das unter den Franzosen, was Gellert unter uns war. Übers.

Die Leichtigkeit, womit des Herzogs von la Force glückliches Genie Alles auffaſſete und überſah, war bewundernswürdig. Was er ſagte, das war immer beſſer, als was er erlernt oder geleſen hatte. Die Gelehrten, deren Ausarbeitungen er anhörte, fanden ſich ſchon geſchmeichelt, wenn er nur etwas nicht beſſer wußte, als ſie es wußten. Er zeigte, wie eine Sache war, und verbarg dabey alle Kunſt; man ſah immer, daß er Alles ohne Mühe begriff.

Die Natur, die einen jeden Menſchen auf ein beſonderes eigenthümliches Lebensgeſchäft eingeſchränkt zu haben ſcheint, bringt ſelten ſolche Köpfe hervor, die zu allen und jeden Beſchäftigungen aufgelegt ſind. Der Herzog von la Force war Alles, was er nur ſeyn wollte, und bey der Mannigfaltigkeit von Geſchäften, die er immerfort theils ſelbſt betrieb, theils Andern an die Hand gab, blieb es zweifelhaft, ob man bey ihm mehr ſeinen weit umfaſſenden Geiſt, oder die Mannigfaltigkeit ſeiner Talente bewundern ſollte.

Inſonderheit zeichnete ſich dieſer außerordentliche Mann durch einen Geiſt der Ordnung und der Methode aus. Seine Entwürfe waren immer ſehr einfach und gingen auf das allgemeine Beſte; und ſo ergriff er denn auch einen neuen Plan, durch welchen ſich die größten Geiſter, vermöge eines gewiſſen Verhängniſſes, mehr als andere blenden ließen, und welcher ausdrücklich in der Abſicht gemacht zu ſeyn ſchien, um ſie zu demüthigen.

Eine philoſophiſche Miene bey einer neuen Adminiſtration führete die Männer, die einen philoſophiſchen Geiſt beſaßen, irre, und empörte nur diejenigen, die nicht Verſtand genug hatten, ſich hintergehen zu laſſen.

Der Herzog von la Force, voll Eifer für das allgemeine Beste, ließ sich durch die Größe und den Umfang seiner Einsichten täuschen. Er war im Ministerium, und bezaubert von einem Plane, der ihm die Untersuchung der einzelnen Theile ersparete, nahm er denselben auf Treue und Glauben an.

Man weiß, daß man damahls die irrige Meinung angenommen hatte, daß das große Vermögen der Privat-Personen auch das Vermögen des Staats ausmache. Man bildete sich ein, daß das Capital der Nation würde vergrößert werden.

Ich muß hier den Herzog von la Force mit denenjenigen vergleichen, die in einem Treffen oder in einer dunkeln Nacht ruhmvolle Thaten verrichten, die niemand gewahr wird, und wovon also auch niemand spricht. Er verrichtete während dieser Zeit der Unruhe und der Verwirrung eine Menge edelmüthiger Handlungen, wovon das Publicum nie ein Wort erfahren, wofür es ihm nie Dank gewußt hat. Er theilete von seinem Vermögen Andern nicht bloß reichlich, sondern wegwerfend mit. Seine Freygebigkeit wuchs mit seinem Reichthume. Er wußte es, daß der einzige Vorzug eines reichen großen Mannes darin bestehe, daß er wohlthätiger seyn kann, als Andere.

Diese Tugend der Wohlthätigkeit und Freygebigkeit war ihm vorzüglich eigen. Es war ihm ein Vergnügen, wenn er Gutes thun konnte, und er that es immer mit einer so guten Art. Seine Geschenke waren immer mit Blumen geschmückt, und unter Blumen verborgen. Immer schien er besondre Gaben in Vorrath zu haben, und sie nur auf die Zeiten aufzusparen, wo er jemanden eine Freude machen konnte.

Der Herzog erreichte endlich den Zeitpunct seines

Lebens, wo ſeine Tugend auf die höchſte Probe geſtellet werden ſollte; denn auch er mußte den Tribut aller berühmten Männer bezahlen; er ward unglücklich. Er verließ ſein Vaterland, ohne ſich einmahl auf ſeine Rechtfertigung einzulaſſen. Er hatte aus der Philoſophie gelernt, daß es ein eben ſo großer Beweis der Geiſtesſtärke ſey, Unrecht zu erdulden, als Unglück zu ertragen. Sonach ließ er ſein Verhängniß immer vor den Augen des Publicum mit einem Schleyer bedeckt bleiben, und ſchränkte ſich bloß auf den beruhigenden Troſt ein, daß er ſich in dem Zuſtande der Ungnade, in welche er gefallen war, von einigen getreuen Freunden geſchätzt und geachtet ſah. So wahr iſt es, daß das Vaterland, das ein unſtreitiges Recht auf unſere Güter und unſer Leben hat, auch zuweilen von uns fordert, daß wir ihm unſere Ehre und unſern Ruf aufopfern ſollen; und ſo litten es denn auch faſt alle große Männer unter den Griechen und Römern ohne ſich ein Mahl darüber zu beklagen, daß ihre Vaterſtadt ihre derſelben geleiſteten Dienſte mit Schmach und Fluch brandmarkte.

Die letztern Jahre ſeines Lebens brachte der Herzog von la Force in einer Art von Einſamkeit zu. Er gehörte nicht zu denenjenigen Menſchen, die des beſtändigen Geräuſches öffentlicher Geſchäfte bedürfen, um die Leerheit ihrer Seele auszufüllen. Die Philoſophie both ihm große Beſchäftigungen, both ihm die prächtige Haushaltung des Schöpfers, both ihm ein künftiges allgemeines Gericht dar. Er verlebte ſeine Tage unter den Annehmlichkeiten einer friedlichen Geſellſchaft, im Zirkel ſolcher Freunde, die ihn verehrten, immer ſich freuten ihn zu ſehen, immer entzückt waren ihn zu hören. Und wenn die Verſtorbenen

noch fähig ſind, an ihre hinterbliebenen Freunde zurück zu denken, und an dem, was dieſe hienieden thun, einigen Antheil zu nehmen; ſollte er ſich dann nicht auch erinnern können, daß uns ſein Andenken noch immer fort theuer und werth iſt! ſollte er nicht auch uns beſchäftiget ſehen können, das Gedächtniß ſeiner ſeltenen Eigenſchaften der Nachwelt zu überliefern!

So wie man auf dem Grabe eines großen Dichters Lorberzweige aufwachſen und grünen ſiehet, ſo gewinnet es auch das Anſehen, als wenn dieſe Akademie aus der Aſche ihres Beſchützers aufs neue wiederum empor ſteigen werde. Drey ganze Jahre ſind verfloſſen, ohne daß wir einen einzigen Kranz haben austheilen können; und da wir während dieſer Zeit nicht bemerkt haben, daß die Gelehrten weniger fleißig geweſen wären, als vorhin, ſo mußten wir faſt glauben, daß ſie ihr Vertrauen zu unſern Urtheilen verloren hätten. In dem gegenwärtigen Jahre haben wir drey Preiſe angekündiget, wovon zwey ſind zuerkannt worden.

Unter allen Abhandlungen, die über die Urſache und die Kraft der warmen Bäder bey uns eingegangen ſind, hat keine den Beyfall der Akademie erhalten. Von denen, die über die Urſache des Donners eingeſandt ſind, haben zwey die Aufmerkſamkeit derſelben getheilt. Der Verfaſſer derjenigen, die den Sieg davon getragen hat, hat einen Mitbuhler, der, wofern er nicht geweſen wäre, zu ſiegen verdient hätte, und ſeine Arbeit iſt von uns mit allem ſchuldigem Lobe verehret worden.

Entwurf
einer
historischen Lobschrift
auf den
Marschall von Berwick.

Der Marſchall von Berwick war den 21. Auguſt 1670 geboren; ſein Vater war Jakob, Herzog von York, nachheriger König von England, und ſeine Mutter Lady Arabelle Churchill. Das Haus, aus welchem dieſe letztere ſtammte, hatte alſo das eigenthümliche Schickſal, daß es zu einer Zeit zwey Männer (*) hervor brachte, von denen der eine beſtimmt war, die beyden größten Monarchien von Europa zu erſchüttern, ſo wie der andere, ſie aufrecht zu halten.

Der junge Berwick wurde ungefähr in ſeinem ſiebenten Jahre nach Frankreich geſchickt, um daſelbſt ſeinem Stande gemäß erzogen und unterrichtet zu werden. Sein Vater, der Herzog von York, welcher den 6. Februar 1685 den Thron von England beſtiegen hatte, ſchickte ihn, das Jahr darauf nach Hungarn, wo er der Belagerung von Ofen beywahnte.

Nachdem er den Winter eben dieſes Jahres in England zugebracht hatte, und daſelbſt von dem Könige zum Herzoge von Berwick erhoben worden war, kehrte er im Frühjahre wieder nach Hungarn zurück, wo ihn der Kaiſer zum Oberſten machte, und ihm das

(*) Den Marſchall von Berwick und den Herzog von Marlborough.

Cüraſſier-Regiment von Taaff anvertraute. Er wohnte dem Feldzuge von 1687 bey, wo der Herzog von Lothringen den berühmten Sieg bey Mohatz über die Türken davon trug, und wurde bey ſeiner Rückkehr nach Wien von dem Kaiſer zum General-Major (ſergeant général de bataille) ernannt. Der Herzog von Berwick erhielt alſo ſeine erſte Bildung unter dem ſo berühmten Herzoge von Lothringen, und es war daher kein Wunder, wenn auch in der Folge beynahe der ganze übrige Theil ſeines Lebens dem Kriege gewidmet blieb.

Er ging wieder nach England, und erhielt von dem Könige das Gouvernement von Portsmouth und der Provinz Southampton. Er beſaß bereits ein Infanterie-Regiment, und bekam noch über dieß das gräflich-Oxfordiſche Regiment der Garde zu Pferde. Er befand ſich alſo in einem Alter von ſiebzehn Jahren, in der für einen jungen Mann von edler Denkungsart ſo erwünſchten Lage, ſich den Weg des Ruhmes geöffnet, und die Möglichkeit großer Unternehmungen vor ſich zu ſehen.

Im Jahre 1688 ereignete ſich die bekannte Revolution in England. Bey den mannigfaltigen Unglücksfällen, in die ſich der König auf ein Mahl verwickelt ſahe, bekam der Herzog von Berwick jederzeit diejenigen Aufträge, welche das größte Vertrauen erforderten. Auch hatte ihn der König auserſehen, die Armee in dieſem bedenklichen Zeitpuncte zuſammen zu bringen; allein die Miniſter begingen unter andern auch die Verrätherey, dem Herzoge die hierauf ſich beziehenden Befehle ſo ſpät zuzuſchicken, damit ein anderer unterdeſſen die Armee dem Prinzen von Oranien zuführen konnte. Durch einen Zufall traf der Herzog

von Berwick noch vier Regimenter an, welche gleichfalls dem Prinzen von Oranien zueilen wollten, aber von dem Herzog auf ihren Posten zurück gebracht wurden. Er that alles, was nur möglich war, um Portsmouth zu retten, das zu Wasser und zu Lande belagert wurde, und an jeder Art von Vorrath Mangel litt, das Wenige ausgenommen, was ihm die Feinde selbst täglich zukommen ließen. Er mußte den Ort, auf Befehl des Königs, übergeben. Als der letztere den Entschluß faßte, nach Frankreich zu flüchten, befand sich der Herzog, der damahls kaum achtzehn Jahr alt war, nicht nur unter den fünf Personen, welchen sich der König anvertrauete, und zu seiner Begleitung mitnahm, sondern er wurde auch, so bald als man in Frankreich gelandet hatte, nach Versailles abgeschickt, um seinem Vater einen sichern Aufenthalt auszuwirken.

Da beynahe ganz Irland dem Könige Jakob treu geblieben war, so ging dieser Prinz im Monath März des Jahres 1689. in Person dahin ab. Und so eröffnete sich daselbst jener unglückliche Krieg, wo es von der einen Seite zwar nie an persönlichen Muthe, aber fast immer an schicklichen Maßregeln fehlte. Man kann von diesem Irländischen Kriege sagen, daß man ihn in London als die wichtigste und über Englands Wohl entscheidende Angelegenheit, in Frankreich hingegen mehr als eine Sache des Wohlstandes und der persönlichen Zuneigung ansah. Um den bürgerlichen Krieg von ihren eignen Grenzen abzuhalten, fielen die Engländer mit ganzer Macht über Irland her. Die Französischen Officier, welche zur Unterstützung des Königs Jakob dahin abgeschickt wurden, scheinen ihrerseits durchaus die Denkungsart derjenigen angenommen zu haben, von denen sie abgeschickt wurden. Ihre

Gedanken waren nur auf dreyerley gerichtet, anzukommen, zu fechten und wieder nach Hause zu eilen. Die Folge, dünkt mich, hat bewiesen, daß man in England diesen Krieg aus einem richtigeren Gesichtspuncte beurtheilte, als in Frankreich.

Der Herzog von Berwick hielt sich bey verschiedenen Gelegenheiten sehr rühmlich, und wurde zum General-Lieutenant gemacht.

Lord Tirconel ging im Jahre 1690 nach Frankreich, und ließ den Herzog von Berwick als obersten Befehlshaber in Irland zurück. Der Letztere war zwar damahls kaum zwanzig Jahr alt; aber seine Maßregeln zeigten, daß der Himmel ihm eine so frühzeitige Reife der Beurtheilungskraft zugestanden hatte, als sich vielleicht keiner seiner Zeitgenossen in so jungen Jahren rühmen konnte. Die Irländische Macht war durch den Verlust der Schlacht am Flusse Boyne sehr geschwächt worden; und wenn schon der König Wilhelm die Belagerung von Limmerick aufgehoben, und sich wieder nach England begeben hatte, so standen die Sachen dadurch doch um nichts besser. Auf ein Mahl landete Lord Churchill mit acht tausend Mann in Irland. Es kam jetzt darauf an, die Fortschritte desselben, so viel sich thun ließ, aufzuhalten, zu gleicher Zeit die Armee wieder herzustellen, den Parteygeist zu besänftigen, und die Gesinnungen der Irländer zu vereinigen. Der Herzog von Berwick wußte diesem allem Genüge zu leisten.

Da im folgenden Jahre Lord Tirconel nach Irland zurück kam, so ging der Herzog von Berwick nach Frankreich, und folgte Ludwig dem vierzehnten, als Freywilliger, bey der Belagerung von Mons. Auf gleiche Weise wohnte er im Jahre 1692 dem Feld-

zuge unter dem Marschall von Luxembourg bey, und befand sich mit bey dem Treffen von Steinkirchen. Im folgenden Jahre wurde er zum Französischen General-Lieutenant ernannt, und zeichnete sich sehr rühmlich in der Schlacht bey Nerwinden aus, wo er gefangen genommen wurde.

Die Erzählungen, welche damahls, bey Gelegenheit dieser Gefangennehmung, verbreitet wurden, zeigen wenigstens, daß die Urheber derselben von dem Muthe und der Festigkeit des Herzogs sehr hohe Begriffe hatten.

Nachdem der Herzog auch den noch übrigen Feldzügen in Flandern, unter dem Marschall von Luxembourg und nachher unter dem Marschall von Villeroi, beygewohnt hatte, wurde er, im Jahre 1696 heimlich nach England geschickt, um daselbst mit einigen Englischen Großen zu berathschlagen, welche den Entschluß gefaßt hatten, den König Jakob wieder auf den Thron zu setzen. Der Auftrag, welchen der Herzog ausrichten sollte, war in der That einer der mißlichsten: denn er lief, genau betrachtet, darauf hinaus, jene Großen zu bewegen, wider alle Vernunft zu handeln. Diese Hoffnung schlug fehl, und der Herzog beschleunigte seine Rückreise um so mehr, weil er erfuhr, daß eine Verschwörung gegen die Person des Königs Wilhelm im Werke sey, und weil er durchaus nicht in diese Unternehmung gemischt seyn wollte. Ich erinnere mich, von ihm gehört zu haben, daß er, während seines damahligen Aufenthaltes in England, von jemanden an einem gewissen Familienzuge in seinem Gesichte, und besonders an der Länge seiner Finger erkannt worden sey. Zu gutem Glücke war jedoch der Mann ein Jakobit, und sagte ihm: Gebe der Himmel

ſeinen Segen zu allen Ihren Unternehmungen! — eine Äußerung, welche den Herzog ſogleich wieder beruhigte.

Im Monath Julius 1698. verlor der Herzog von Berwick ſeine erſte Gemahlinn, mit welcher er ſich 1695. vermählt hatte, und die eine Tochter des Grafen Clanvicard war. Er hatte aus dieſer Ehe einen Sohn, welcher den 21. October 1696. geboren war.

Der Herzog machte im Jahre 1699. eine Reiſe nach Italien, und vermählte ſich, bey ſeiner Rückkehr, mit Lady Bulkeley, Tochter der Frau von Bulkeley, Hofdame der Königinn von England, und des Herrn von Bulkeley, Bruder des Milords von gleichem Nahmen.

Nach dem Tode Karl des zweyten, Königs von Spanien, ſchickte der König Jakob den Herzog von Berwick nach Rom, um dem Papſt zu ſeiner Erwählung Glück zu wünſchen. Er erboth ſich bey dieſer Gelegenheit zur Anführung der Armee, welche Frankreich von dem letztern, zur Erhaltung der Neutralität in Italien, errichtet wünſchte, und zu welcher der Hof von Saint-Germain auf dieſen Fall einige Irländiſche Truppen ſtoßen zu laſſen verſprach. Allein der Papſt glaubte bey der Sache zu viele Schwierigkeiten zu finden, und der Herzog von Berwick kehrte alſo wieder nach Frankreich zurück.

Im Jahre 1701. verlor er den König, ſeinen Vater; im folgenden Jahre diente er in Flandern, unter dem Herzog von Bourgogne und dem Marſchall von Boufflers, und 1703, nach der Rückkehr aus dieſem Feldzuge, wurde er, mit Einwilligung des Hofes von Saint-Germain, in Frankreich naturaliſirt.

Im Jahr 1704. ſchickte ihn der König, mit achtzehn Bataillons Infanterie und neunzehn Escadrons Cavallerie, welche er anführen ſollte, nach Spanien. Er wurde, bey ſeiner Ankunft daſelbſt, von dem Könige in Spanien zum oberſten Anführer ſeiner ſämmtlichen Armeen, und zum Grand von Spanien erklärt.

Der Spaniſche Hof war damahls durch die mannigfaltigſten Intriguen zerrüttet. Die Regierung ging natürlicher Weiſe ſchlecht von Statten, weil jedermann daran Theil haben wollte. Jede Angelegenheit artete in Cabale aus, und es war einer der vornehmſten Aufträge des Herzogs, über die Beſchaffenheit derſelben die nöthigen Kenntniſſe einzuziehen. Jede Partey bemühte ſich ihn auf ihre Seite zu bringen; allein der Herzog ſchlug ſich zu keiner von allen. Immer nur mit dem Wohle des Ganzen beſchäftigt, ſahe er das Intereſſe der Einzelnen ſtets nur als Sache der Einzelnen an, und unbekümmert um Madame Des-Urſins, oder Orry, oder den Abt D'Etree, um den Wunſch der Königinn, oder das Verlangen des Königs, dachte er an nichts, als an das Beſte der Monarchie.

Der Herzog von Berwick bekam Befehl, Madame Des-Urſins Entfernung zu bewirken. Sein König ſchrieb ihm: Sagen Sie dem König meinem Enkel, daß er mir die Erfüllung dieſer Bitte nicht verweigern dürfe. Bedienen Sie ſich aller nur möglichen Gründe, ihn hierzu zu überreden; aber ſagen Sie ihm nicht, daß ich ihm ſonſt gleich meinen Beyſtand entziehen würde, weil er dieß nimmermehr glauben könnte Der König von Spanien ließ ſich die Entfernung der Madame Des-Urſins gefallen.

Noch in demselben Jahre 1704 erwarb sich der Herzog von Berwick das Verdienst, Spanien zu retten, indem er die Portugiesische Armee abhielt, sich Madrid zu nähern. Er war um zwey Drittel schwächer, als der Feind. Vom Hofe kam Befehl auf Befehl, sich zurück zu ziehen, und kein Treffen zu wagen. Der Herzog, der Spanien so gut als verloren sah, wenn er gehorcht hätte, setzte alles auf das Spiel, und machte dem Feinde jeden Schritt streitig. Die Portugiesische Armee mußte sich endlich zurück ziehen, und der Herzog von Berwick that nun das gleiche. Wie der Feldzug zu Ende war, wurde der Herzog nach Frankreich zurück berufen. Diese Zurückberufung war eine Folge der Hof-Cabale, und der Herzog erfuhr — was schon so viele andere vor ihm erfahren hatten — daß dem Hofe zu gefallen, das größte Verdienst ist, welches man in den Augen des Hofes haben kann, und ohne welches die schönsten Thaten, um mich der Sprache der Theologen zu bedienen, bloß todte Werke bleiben.

Im Jahre 1705. erhielt der Herzog von Berwick die Anführung der Armee in Languedoc; und belagerte Nissa, welches er auch eroberte.

Im Jahre 1706 wurde er zum Marschalle von Frankreich erklärt, und nach Spanien geschickt, um die Armee gegen Portugall anzuführen. Der König von Spanien hatte die Belagerung von Barcellona aufheben müssen, und war genöthiget gewesen, seinen Weg durch Frankreich zu nehmen, und durch Navarra in sein Reich wieder zurück zu kehren.

Ich habe oben gesagt, daß der Marschall von Berwick, als er das erste Mahl in Spanien kommandirte, dieses Land vom Untergange rettete. Auch jetzt

rettete er es zum zweyten Mahl. Ich kann hier dasjenige bloß berühren, wovon die ausführliche Erzählung eigentlich Sache der Geſchichte iſt. Ich bemerke nur, daß im Anfange des Feldzuges alles verloren, und am Ende deſſelben alles wieder hergeſtellt war.

Man kann in den Briefen der Frau von Maintenon an die Prinzeſſinn Des-Urſins nachleſen, was man damahls an beyden Höfen von der Lage der Angelegenheiten dachte. Man erlaubte ſich höchſtens noch einige gute Wünſche, deren Erfüllung man aber kaum mehr zu hoffen wagte. Der Marſchall von Berwick ſchlug vor, daß die Königinn ſich zu ſeiner Armee begeben möchte, von welcher furchtſame Rathgeber ſie entfernt hielten. Es war ſogar im Werke, daß ſie ſich nach Pampelona zurück ziehen ſollte. Aber der Marſchall von Berwick zeigte, daß, wenn dieß geſchähe, alles verloren wäre, weil die Caſtilianer ſich alsdann verlaſſen glauben würden. Die Königinn begab ſich alſo mit dem Staatsrathe nach Burgos, und der König verfügte ſich zu dem kleinen Heere. Die Portugieſen näherten ſich Madrit. Dennoch gelang es der Klugheit des Marſchalls, ohne ein einziges Treffen zu liefern, es dahin zu bringen, daß die Feinde Caſtilien räumen, und ſich vor ihm mit ihrer Armee in das Königreich Valencia und Arragonien zurück ziehen mußten. Der Marſchall mußte ſie durch ſeine Märſche Schritt vor Schritt, wie ein Schäfer ſeine Herde, vor ſich her zu treiben, und immer dahin zu leiten, wo er ſie haben wollte. Man kann mit Recht behaupten, daß dieſer Feldzug für ihn noch rühmlicher war, als irgend einer der vorher gehenden, zumahl da die erhaltenen Vortheile nicht Folgen eines entſcheidenden Treffens geweſen waren, ſondern der Marſchall mit

jedem Tag neue Gelegenheit hatte, seine großen Fähigkeiten zu zeigen. Er machte mehr als zehn tausend Mann zu Gefangenen, und bereitete durch eben diesen Feldzug zugleich den künftigen vor, welcher durch das Treffen bey Almanza, die Eroberung des Königreichs Valencia und Arragonien, und die Einnahme der Stadt Lerida so berühmt wurde.

Es war ebenfalls im Jahre 1707, daß der König von Spanien dem Marschall von Berwick die Städte Liria und Xerik schenkte, und ihn zugleich zum Grand von der ersten Classe erhob. Noch glänzendere Vortheile erhielt der Marschall hierdurch für seinen Sohn erster Ehe, in der Vermählung mit Donna Katharina von Portugall, Erbinn des Hauses von Verraguas. Der Marschall überließ diesem seinem Sohne alle seine Besitzungen in Spanien.

Um eben diese Zeit ertheilte Ludwig der vierzehnte ihm das Gouvernement von Limousin, und zwar ganz aus eigner Bewegung, ohne daß der Marschall darum angesucht hatte.

Ich muß jetzt des Herzogs von Orleans erwähnen; und ich thue dieses mit so mehr Vergnügen, weil dasjenige, was ich zu sagen habe, ihm so wohl, als dem Marschalle von Berwick nur zum neuen Ruhme gereichen kann.

Der Herzog von Orleans war auf dem Wege, um das Commando der Armee zu übernehmen. Sein Unstern ließ ihn glauben, daß er noch Zeit genug habe, seinen Weg über Madrit zu nehmen. Der Marschall von Berwick schickte Eilbothen auf Eilbothen, ihn zu benachrichtigen, daß er sich nächstens gezwungen sehen würde, ein Treffen zu liefern. Der Herzog von Orleans machte sich auf den Weg, eilte, und

kam zu spät. Es fehlte nicht an Schmeichlern, die dem Prinzen zu verstehen gaben, der Marschall von Berwick habe es darauf angelegt, das Treffen vor seiner Ankunft zu liefern, um ihn von dem Ruhme des Sieges auszuschließen. Allein der Herzog von Orleans wußte dem Marschall bessere Gerechtigkeit widerfahren zu lassen — eine Kunst, auf die er sich vollkommen verstand — und so beklagte er sich bloß über sein Unglück.

Voll Verzweiflung und Unmuth, zurück zu kehren ohne irgend etwas gethan zu haben, brachte der Herzog von Orleans die Belagerung von Lerida in Vorschlag. Der Marschall von Berwick, der hierüber anderer Meinung war, legte dem Herzog seine Gegengründe mit allem Nachdrucke vor, und berief sich zuletzt sogar auf Entscheidung des Hofes. Die Belagerung von Lerida wurde beschlossen. Von diesem Augenblicke an sahe der Marschall von Berwick weiter kein Hinderniß mehr. Er wußte, daß, wenn Vorsicht die erste aller Tugenden ist, ehe man zu einer Unternehmung schreitet, sie nur die zweyte wird, so bald das Unternehmen ein Mahl begonnen ist. Er hätte sich vielleicht weniger Bedenklichkeiten gemacht, die Belagerung aufzuheben, wenn der Anschlag zu derselben von ihm selbst hergekommen wäre. Der Herzog von Orleans endigte den Feldzug auf die rühmlichste Weise, und eben der Umstand, welcher zwey gemeine Menschen unfehlbar entzweyt haben würde, hatte die Wirkung, diese beyden Männer nur um so fester zu vereinigen. Ich erinnere mich, sehr oft aus des Marschalls Munde gehört zu haben, daß der Feldzug von 1707. den eigentlichen Grund zu der Gunst

OXFORD · TAYLOR · INST

geleget habe, mit welcher ihn der Herzog von Orleans beehrte.

Im Jahre 1708 wurde der Marschall von Berwick, der Anfangs die Armee in Dauphine hatte anführen sollen, abgeschickt, um am Rheine unter dem Churfürsten von Baiern zu commandiren. Er hatte einen Vorschlag des Herrn von Chamillart rückgängig gemacht, ein Herr, dessen Unfähigkeit besonders darin bestand, daß er von seiner eignen Unfähigkeit keinen Begriff hatte. Da der Prinz Eugen Teutschland verließ, und sich nach Flandern wandte, so folgte ihm der Marschall von Berwick dahin. Nach dem Verluste der Schlacht bey Oudenarde belagerten die Feinde Lille, und der Marschall von Berwick stieß alsdann mit seiner Armee zu dem Herzoge von Vendome. Es gehörte mehr als ein Wunderwerk dazu, uns Lille zu entreissen. Der Herzog von Vendome war gegen den Marschall von Berwick aufgebracht, welcher einige Bedenklichkeiten geäußert hatte, unter ihm zu dienen. Von dieser Zeit an wurde jeder Rath des Marschalls von dem Herzoge verworfen; und die sonst so große Seele des Letztern schien alles andere vergessen zu haben, nur nicht die vorgebliche Beleidigung, welche er von dem Marschalle durch jene Weigerung erhalten zu haben glaubte. Der Herzog von Bourgogne und der König, die sich jederzeit zwischen widersprechende Vorschläge getheilt sahn, mußten keinen andern Ausweg, als den Vorstellungen des Herzogs von Vendome Gehör zu geben. Der König mußte, um die beyden Generale zu vereinigen, einen Minister zu der Armee schicken, der keine Augen hatte. Jene Krankheit der menschlichen Natur, welche macht, daß man das Gute nicht ertragen kann, wenn es durch Per-

sonen bewirkt wird, gegen die man eingenommen ist, diese Krankheit, sage ich, mußte während des ganzen Feldzuges von dem Herzen und dem Kopfe des Herzogs von Vendome Besitz nehmen. Ein General-Lieutenant mußte Einfluß genug bey Hofe besitzen, um die Armee zwey unverzeihliche Fehler unmittelbar hinter einander begehen zu lassen, welche in der Geschichte unvergeßlich bleiben werden, die Niederlage derselben, und ihre nachherige Capitulation. Die Belagerung von Brüssel mußte Anfangs verworfen, und dann doch noch in der Folge unternommen werden. Man mußte auf den Einfall gerathen, zu gleicher Zeit die Schelde und den Canal, oder, welches eben so viel war, weder die eine noch den andern behaupten zu wollen. Mit einem Worte, die Beschwerden dieser beyden großen Männer gegen einander liegen der Welt vor Augen; und so auch die Briefe, die bey dieser Gelegenheit von der Hand des Königs, von dem Herzog von Bourgogne, von dem Herzoge von Vendome, von dem Marschalle von Berwick, und von dem Herrn von Chamillart, geschrieben worden sind. Man wird sich leicht überzeugen, welcher von beyden Feldherren es an kaltem Blute, ja ich möchte beynahe sagen, an gesunder Vernunft fehlen ließ. Übrigens bin ich weit entfernt, die großen Eigenschaften des Herzogs von Vendome im geringsten in Zweifel zu ziehen. Der Marschall von Berwick selbst würde mir, wenn er wieder auf die Welt zurück kommen könnte, einen solchen Gedanken verweisen. Aber ich kann mich nicht enthalten, bey dieser Gelegenheit zu sagen, was Homer vom Glaukus sagt: **Jupiter entzog dem Glaukus die Klugheit, und so vertauschte er denn einen goldnen Schild gegen einen Schild von Mes-**

ſting. Dieſen goldnen Schild hatte der Herzog von Vendome vor jenem unglücklichen Feldzuge jederzeit bewahret, und er fand denſelben auch in der Folge glücklich wieder. —

Im Jahr 1709. wurde der Marſchall von Berwick abgeſchickt; um die Grenzen der Provence und Dauphine zu decken. Obgleich Herr von Chamillart, welchem der Mangel auf dem Fuße zu folgen ſchien, abgeſetzt war, ſo fehlte es doch der Armee durchaus an Gelde und an dem nöthigen Mund- und Kriegsvorrathe. Es gelang der Bemühung des Marſchalls, dieſen Bedürfniſſen abzuhelfen. Ich erinnere mich, von ihm gehört zu haben, daß er, in ſeiner damahligen Verlegenheit, ſich eines Wagens mit Gelde zu bemächtigen wagte, der von Lyon nach dem königlichen Schatze abging. Den Rechten nach — ſagte er zu ſeinem damahligen Intendanten, dem Herrn von Angervilliers — haben wir verdient, daß man uns beyden den Prozeß macht. Herrn Desmarets aber, der über dieſen Schritt gewaltiges Aufheben machte, gab er zur Antwort: eine Armee, welche das Königreich zu ſchützen habe, müſſe vor allen Dingen verſorgt werden.

Der Marſchall von Berwick befolgte einen Vertheidigungs-Plan, der es dem Feinde unmöglich machte, von irgend einer Seite einzudringen, weil er ſich auf eine vortheilhafte Art gerade gegen die Mitte der von dem Herzog von Savoyen genommenen Stellung zu ſetzen wußte. Ich erinnere mich, daß ich bey meiner Anweſenheit in Piemont die Officiere, welche in dem damahligen Feldzuge gedient hatten, dieſes als die Urſache anführen hörte, die ſie abgehalten hätte,

in Frankreich einzudringen. Sie erhoben die hierbey bewieſenen Einſichten des Marſchalls von Berwick in Anſehung dieſes Umſtandes, von dem ich nie vorher ein Wort gehört hatte. Der Marſchall von Berwick befand ſich durch dieſen Vertheidigungs-Plan im Stande, nur eines kleinen Heers zu bedürfen, und dem Könige zwanzig Bataillons von dem ſeinigen zuſchicken zu können; ein Geſchenk, das, bey der damahligen Lage der Dinge, von der äußerſten Wichtigkeit war.

Es würde die größte Abgeſchmacktheit ſeyn, wenn ich mir anmaßen wollte, über die Fähigkeiten des Marſchalls von Berwick zum Kriege zu entſcheiden — ein Gegenſtand, von dem ich durchaus nichts verſtehe. Wenn es mir jedoch erlaubt ſeyn ſollte, auf gut Glück meine Gedanken hierüber zu äußern, ſo würde ich ſagen: daß, ſo wie jeder große Mann, außer ſeinen allgemeinen Fähigkeiten, auch noch irgend ein beſonderes Talent beſitzt, durch welches er vorzüglich groß iſt, und das gleichſam ſeinen charakteriſtiſchen Vorzug ausmacht; vielleicht bey dem Marſchall von Berwick dieſes vorzügliche Talent in der Kunſt beſtanden habe, den Krieg Vertheidigungsweiſe zu führen, der verzweifeltſten Lage der Angelegenheiten eine glückliche Wendung zu geben, und alle möglichſte Auswege zu kennen, von welchen nur in dergleichen Fällen einige Hülfe zu erwarten iſt. Er ſelbſt mußte wohl ſeine Fähigkeiten in dieſer Rückſicht am beſten zu beurtheilen im Stande ſeyn. Wenigſtens habe ich ihn mehr als Ein Mahl ſagen hören: er hätte ſich in ſeinem ganzen Leben nichts mehr gewünſcht, als die Vertheidigung eines wohl verſehenen feſten Ortes.

Der Friede wurde im Jahr 1713. zu Utrecht unterzeichnet. Der König ſtarb den erſten September

1715. Der Herzog von Orleans bekam die Verwaltung des Königreichs. Der Marſchall von Berwick wurde zur Armee nach Guienne abgeſchickt. Es ſey mir erlaubt, dieſen Umſtand unter die glücklichen Begebenheiten meines Lebens zu rechnen, weil eben dieſer Aufenthalt daſelbſt mir zu der Ehre ſeiner Bekanntſchaft verhalf.

Die Neckereyen des Cardinals Alberoni waren der eigentliche Urſprung des Krieges, welchen der Marſchall von Berwick an den Grenzen von Spanien zu führen bekam. Bey der Veränderung, welche durch den Tod des Herzogs von Orleans vorging, verlor der Marſchall von Berwick das Commando von Guienne. Er theilte jetzt ſeine Zeit zwiſchen dem Hof, Paris und ſeinem, unter dem Nahmen von Fitz-James, bekannten Landſitz. Ich nehme hiervon Gelegenheit, den Marſchall als Privat-Mann zu betrachten, und ſeinen Charakter in einigen kurzen Zügen zu ſchildern.

Faſt keine von allen den Gnadenbezeugungen, welche dem Marſchall von Berwick zu Theil wurden, war die Folge irgend einer von ihm geſchehenen Anregung. Nie war er weniger ſcharfſichtig, als wenn es ſeinen perſönlichen Vortheil galt. Seine kalte, bisweilen trockne, vielleicht gar etwas ſtrenge Miene machte, daß man in gewiſſen Augenblicken hätte auf den Gedanken kommen können, er ſey eigentlich nicht für Frankreich geboren, wenn anders Größe der Seele und perſönliches Verdienſt ein Vaterland hätten.

Er verſtand ſich durchaus nicht darauf, artige Dinge zu ſagen. Vorzüglich aber war er von allen

den unzähligen Fehlern frey, deren ſich diejenigen ohne Unterlaß ſchuldig machen, die zu viel Selbſtliebe beſitzen. ... Er folgte faſt immer ſeinen eignen Einſichten. Denn, ohne eine überſpannte Meinung von ſich ſelbſt zu haben, ſetzte er doch auch kein übel angebrachtes Mißtrauen in ſeine Kräfte. Er kannte und beurtheilte ſich mit eben dem geſunden Verſtande, mit welchem er alle andre Dinge beurtheilte. ... Nie hat irgend jemand das Übermaß, oder, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, die Fallſtricke der Tugenden beſſer zu vermeiden gewußt, als der Marſchall von Berwick. So war er, zum Beyſpiele, kein Feind der Geiſtlichen; die Beſcheidenheit ihres Standes war vielmehr nach ſeinem Geſchmacke: aber er ließ ſich durchaus nicht von ihnen leiten; beſonders wenn ſie im geringſten die eigentliche Grenzlinie ihrer Vorſorge zu überſchreiten verſuchten. Ja, genau betrachtet, forderte der Marſchall mehr von ihnen, als ſie von ihm gefordert haben würden. ...

Es war unmöglich, ihn zu ſehen und nicht die Tugend zu lieben, ſo ſehr leuchtete Ruhe und innere Freude aus ſeiner Seele hervor; beſonders in Vergleichung mit den Leidenſchaften Anderer ſeines Standes. ... Ich habe aus den Schriften des Plutarch die großen Männer vergangener Zeitalter von weiten kennen gelernt: in dem Herzoge von Berwick habe ich das Glück gehabt, den großen Mann der neuern Zeiten in der Nähe zu ſehen. Ich kenne bloß ſein häusliches Leben. Nicht den Helden, aber den Menſchen habe ich geſehen, der jenen gebildet hat....

Der Marſchall von Berwick liebte ſeine Freunde mit wahrer Theilnehmung. Es war ſeine Art, oft

die wichtigſten Dienſte zu leiſten, ohne ein Wort davon wiſſen zu laſſen. Seine Vorſorge war eine unſichtbare Hand, welche mit Wohlthaten überſchüttete. . . .

Er beſaß einen hohen Grad von Religion. Nie hat jemand die Geſetze des Evangeliums, deren Befolgung dem Weltmanne am ſchwerſten fällt, genauer beobachtet; niemand die Religion mehr ausgeübt, und weniger im Munde geführt, als er. Der Marſchall ſprach nie von irgend einem Menſchen übel; aber er lobte dafür auch nur diejenigen, von welchen er überzeugt war, daß ſie wirklich Lob verdienten. . . . Er haßte jene Streitigkeiten, welche unter dem Vorwande, die Ehre Gottes befördern, immer nur perſönliche Streitigkeiten betreffen. Die Unglücksfälle des Königs, ſeines Vaters, hatten ihn gelehrt, daß man ſich der Gefahr ausſetzt, die größten Fehler zu begehen, wenn man gewiſſen Perſonen, deren Charakter an ſich noch ſo verehrungswürdig ſeyn mag, zu viel Gehör gibt. . . .

Als er zum Oberbefehlshaber von Guienne ernannt worden war, machte der Ruf von ſeinem ernſthaften Weſen uns anfänglich nicht wenig beſorgt. Aber kaum war er an dem Orte ſeiner Beſtimmung eingetroffen, als er ſich die allgemeine Zuneigung der Einwohner erwarb; ſo daß vielleicht ſeine großen Eigenſchaften an keinem andern Orte wärmere Bewunderung gefunden haben.

Niemand hat mehr Verachtung gegen das Geld bezeigt, als der Marſchall von Berwick. . . . Er be-

obachtete in allen seinen Ausgaben eine Mäßigung, welche ihm ein sehr reichliches Auskommen hätte zusichern können; er hing keiner Art von unnützen Ausgaben nach. Dennoch war seine Casse nicht immer in den besten Umständen, weil er, bey aller persönlichen Enthaltsamkeit, doch andere sehr ansehnliche Ausgaben bestritt. Allenthalben, wo er sich befand, hatte jede Englische oder Irländische arme Familie, die nur mit irgend einem seiner Leute in der geringsten Verbindung stand, ein Recht, in seinem Hause jede Art von Unterstützung zu suchen; und es ist sonderbar, daß ein Mann, der bey seiner Armee eine so vortreffliche Ordnung zu erhalten wußte, und in allen seinen Entwürfen eine so richtige Beurtheilung zeigte, dieß alles auf ein Mahl verlor, so bald die Rede von seinen eignen Angelegenheiten war. . . .

Der Marschall von Berwick gehörte nicht unter die Zahl derer Menschen, welche über diejenigen, von denen sie sich zurück gesetzt glauben, bald Klage führen, bald hinwiederum ihre Gunst durch Schmeicheleyen zu gewinnen suchen. Er war gewohnt, sich gerade zu an denjenigen zu wenden, über den er Ursache zu haben glaubte sich zu beschweren, ihm seine Meinung frey zu sagen, und wenn dieß geschehen war, zu schweigen.

Kein öffentliches Blatt schildert uns die tiefe Trauer, in welcher sich Frankreich bey dem Tode des Marschalls von Türenne befand; aber auch nie werde ich den Augenblick vergessen, in welchem die Nachricht von dem Tode des Marschalls von Berwick ankam.

Die Bestürzung war allgemein. Jeder von diesen beyden Französischen Helden ließ unerfüllte Entwürfe und eine in Gefahr befindliche Armee hinter sich; beyde starben einen Tod, der mehr Theilnehmung erweckt, als gewöhnliche Todesfälle; beyde besaßen jenes bescheidene Verdienst, dem man so gern Thränen zollt, und dessen Verlust so innig bedauert wird. ...

Der Marschall von Berwick hinterließ eine zärtliche Gemahlinn, die ihn während ihres ganzen übrigen Lebens beweint hat, und Kinder, deren Tugenden ihrem Vater eine rühmlichere Lobrede halten, als alles was ich hier sagen kann.

Der Marschall von Berwick hat seine Feldzüge selbst beschrieben, und ich kann auf dieses Werk dasjenige anwenden, was ich, in dem Geiste der Gesetze, von den Aufsätzen des Hanno gesagt habe: „Die Aufsätze dieses Schriftstellers sind ein treffliches „Denkmahl des Alterthums. Derselbe Mann, welcher die Unternehmungen ausführte, hat sie auch „beschrieben; seine Erzählungen sind von jeder Art „von Prahlerey entfernt. Große Feldherrn schreiben gemeiniglich ohne allen Schmuck und Übertreibung von ihren Thaten, weil sie stolzer auf dasjenige sind, was sie gethan, als was sie geschrieben „haben."

Große Männer sind mehr als andre einer strengen Prüfung ihres Betragens unterworfen. Jedermann scheint sich ein Vergnügen daraus zu machen,

ſie vor ſeinen kleinen Richterſtuhl zu ziehen. Wer weiß nicht, welche bitteren Spöttereyen ſich die Römiſchen Soldaten ſelbſt neben dem Siegeswagen ihres Feldherrn erlaubten? Sie glaubten auf dieſe Weiſe über den Triumphirenden ſelbſt zu triumphiren. Es kann daher für den Marſchall von Berwick nichts anders als rühmlich ſeyn, daß die beyden Bedenklichkeiten, welche man in Anſehung ſeines Betragens aufgeworfen hat, einzig und allein den Eifer zum Gegenſtande haben, mit welchem er ſeinen Obliegenheiten Genüge zu leiſten ſuchte.

Der Vorwurf, den man ihm daraus gemacht hat, daß er nicht im Jahre 1715 an der Schottländiſchen Unternehmung Theil genommen, gründet ſich bloß auf die Vorausſehung, daß man den Marſchall von Berwick immer als einen Mann ohne Vaterland betrachtet, und nicht daran denken will, daß er ein Franzoſe war. Als ſolcher — und er war dieß ja mit Einwilligung ſeiner vorigen Gebiether geworden — gehorchte er den Befehlen Ludwig des vierzehnten, und des nachherigen Regenten von Frankreich. Er durfte jetzt nicht bloß dem Hange ſeines Herzens folgen, ſondern mußte denſelben höhern Grundſätzen unterwerfen. Er ſahe, daß er nicht mehr ſich ſelbſt angehöre, ſahe, daß es jetzt nicht darauf ankam, ſich nach dem zu beſtimmen, was die ſchicklichſte, ſondern was die nothwendigſte Rückſicht war. Er wußte, daß man ihn ſchief beurtheilen würde; aber das Bewußtſeyn ſeiner Rechtſchaffenheit ſetzte ihn über alle einſeitige Beurtheilungen hinaus. Weder der Beyfall des Volks noch die Denkungsart derjenigen, die über-

haupt nur wenig denken, hatten auf sein Urtheil Einfluß.

Die Moral-Philosophen der Alten finden, wenn sie von den Pflichten gehandelt haben, daß die große Schwierigkeit nicht darin liege, die Pflichten zu kennen, sondern zwischen zwey einander widersprechenden zu wählen. Der Marschall von Berwick folgte der stärkern Pflicht, so wie dem Schicksale. Überhaupt sind Fragen dieser Art von der Beschaffenheit, daß man sie nicht berührt, als wenn man sie berühren muß. Auch ich räume gern ein, daß nichts in der Welt mehr Ansprüche auf unsere Achtung hat, als ein unglücklicher Fürst. Die Frage, auf die es hier ankommt, ist, genau betrachtet, keine andere, als: ob der Prätendent selbst, wenn er wieder König von England geworden, berechtigt gewesen wäre, den Marschall von Berwick zurück zu rufen. Das stärkste, was sich in dieser Rücksicht sagen läßt, ist die Behauptung, daß das Vaterland nie seine Rechte verliert. Aber selbst diese Behauptung ist hier nicht ein Mahl anwendbar. Denn der Marschall von Berwick war aus seinem Vaterlande verbannt, als er sich in Frankreich naturalisiren ließ. Grotius, Puffendorf, mit einem Worte, alle Stimmen, durch welche Europa sich erklärt hat, entscheiden die Frage dahin, daß der Marschall sich als einen Franzosen anzusehen habe, und als solcher den Gesetzen von Frankreich unterworfen sey. Frankreich hatte damahls den Frieden zum Gesetze seines politischen Systems gemacht. Welch ein Widerspruch wäre es gewesen, wenn ein Pair des Königreichs, ein Marschall von Frankreich, ein Gouverneur einer Pro-

winz dem Befehle, nicht aus dem Königreiche zu gehen, das heißt, dem Befehle seines rechtmäßigen Herrn, ungehorsam gewesen wäre, um nur nicht in den Augen der Engländer für ungehorsam angesehen zu werden! In der That befand sich der Marschall von Berwick durch die Würden, welche er in Frankreich bekleidete, in einem ganz besondern Verhältnisse, und seine Anwesenheit in Schottland hätte ohne Zweifel als eine Art von Kriegserklärung angesehen werden müssen. Frankreich hielt es damahls nicht für seinen Vortheil, einen Krieg ausbrechen zu lassen, von dem es mit Recht befürchtete, daß er ganz Europa in Flammen setzen könnte. Wie hätte wohl der Marschall von Berwick die ungeheure Last eines solchen Schrittes auf sich nehmen dürfen? Auch ist es, dünkt mich, offenbar, daß, wenn der Letztere bloß seinen Ehrgeitz zu Rathe gezogen hätte, nichts für denselben schmeichelhafter scheinen konnte, als die Wiedereinsetzung des Hauses Stuart auf den Thron von England. Es ist bekannt, wie sehr der Marschall seine Kinder liebte: hätte es also wohl für sein väterliches Herz eine angenehmere Aussicht geben können, als die Hoffnung einer dritten Versorgung in England?

Ich bin überzeugt, der Marschall von Berwick würde, selbst wenn man ihn wegen dieses Unternehmens in den damahligen Umständen zu Rathe gezogen hätte, keinesweges für dasselbe gestimmt haben. Er glaubte, daß Unternehmungen dieser Art mit so manchen andern von gleicher Beschaffenheit wären, bey

welchen Klugheit die erſte Rückſicht ſeyn ſollte, welche, wenn ſie fehlſchlagen, einen doppelten Nachtheil bringen, da ſie, nebſt dem gegenwärtigen Unglücke, auch noch beträchtliche Schwierigkeiten in den Weg legen, die Sache dereinſt in der Zukunft mit beſſerem Glücke ausgeführt zu ſehen.

Arfazes und Ismenie

eine

morgenländische Geschichte.

Gegen das Ende der Regierung des Arthamenes, wurde Baktriana durch innere Unruhen zerrüttet; von Kümmerniſſen und langer Weile niedergedrückt, ſtarb endlich dieſer Fürſt, und hinterließ den Thron Jsmenien, ſeiner Tochter. Aspar, der erſte Verſchnittene des Pallaſts, übernahm jetzt die Verwaltung der Geſchäfte. Er war ein Mann, dem das Wohl des Staates noch mehr am Herzen lag, als der Beſitz der höchſten Gewalt. Er kannte die Menſchen, und ſeine reiſe Erfahrung ließ ihn die Ereigniſſe und Begebenheiten faſt immer aus dem richtigſten Geſichtspuncte beurtheilen. Er beſaß von Natur jene Biegſamkeit des Geiſtes, welche alles zu vereinigen weiß, und ſeine Geſinnungen ſchienen ſich den Geſinnungen aller Übrigen anzuſchließen. Der Friede, den Niemand mehr auch nur zu hoffen gewagt hatte, wurde wieder hergeſtellt. Dieſe Wiederherſtellung war ganz Aspars Werk; und, was noch mehr war, ein jeder trat wieder in die Grenzen der Pflicht zurück, ohne ſich beynahe bewußt zu ſeyn, daß er aus denſelben heraus getreten; denn Aspar wußte große Dinge ohne Anſtrengung und ohne Geräuſch zu bewirken.

Aber dieſe Ruhe wurde gar bald wieder durch den König von Hyrkanien unterbrochen. Er hatte, durch abgeſchickte Bothſchafter, um Jsmeniens Hand

angehalten; und, da ihm dieſelbe verweigert wurde, rückte er, in Baktriana ein. Die Art dieſes Einrückens war ſonderbar genug. Bald zeigte ſich der König in voller Rüſtung, und in Bereitſchaft, mit ſeinen Feinden zu ſchlagen; ein ander Mahl zeigte er ſich wieder in ſchäferlicher Tracht, gleich einem Liebhaber, der voll zärtlicher Leidenſchaft ſeinem Mädchen entgegen eilt. Was nur zu den Feyerlichkeiten eines Beylagers gehörte, Tänzer, Muſikanten, Poſſenreiſſer, Köche, Weiber, Verſchnittene u. ſ. w., befand ſich in ſeinem Zuge: aber zu eben dieſem Zuge gehörte auch noch ein furchtbares Heer von Kriegsvölkern. Er ſchrieb der Königinn ohne Unterlaß die artigſten Liebesbriefe, und ſetzte zu gleicher Zeit das ganze Land, durch ſeine Verwüſtungen, in Schrecken. Der eine Tag war feſtlichen Luſtbarkeiten, der nächſtfolgende kriegeriſchen Angriffen gewidmet. Nie ſahe man ein ſo vollkommenes Bild des Krieges und des Friedens, und nie herrſchte unter einem Heere ſo viel Ausgelaſſenheit, und eine ſo ſtrenge Kriegszucht. Die Einwohner des einen Dorfes flüchteten vor der Grauſamkeit des Siegers; indeß das benachbarte von Tanz, Freude und Jubel ertönte. Der ſeltſame Eigenſinn des Königs ſuchte zwey widerſprechende Dinge zu vereinigen; er wollte zu gleicher Zeit Liebe und Furcht einflößen. Allein das eine gelang ihm ſo wenig, als das andere. Man ſchickte ihm Kriegsvölker entgegen, und eine einzige Schlacht machte dem ganzen Kriege ein Ende. Ein Soldat, der erſt neuerlich unter den Baktrianern Dienſte genommen hatte, that Wunder der Tapferkeit. Er drang mit einem kleinen Haufen bis zu dem Orte hindurch, wo der König von Hyrkanien mit vielem Muthe focht, und machte ihn, nach einer tapfern Ge-

genwehr, zu ſeinem Gefangenen. Er überlieferte ihn ſogleich in die Hände eines Officiers, und eilte, ohne ſeinen Nahmen zu nennen, ſich wieder unter den Haufen zu verbergen. Aber aller Augen waren auf den muthigen Krieger gerichtet, und er wurde, unter lautem Freudengeſchrey, und gleichſam im Triumphe, zu dem Zelte des Generals gebracht. Er erſchien vor ihm mit einer edlen Zuverſicht, und ſprach von ſeiner That mit vieler Beſcheidenheit. Der General both ihm Belohnungen an; aber der junge Krieger zeigte ſich dagegen durchaus gleichgültig: er wollte ihn mit Ehrenbezeugungen überhäufen; aber auch an dieſe ſchien er gewohnt zu ſeyn.

Aspar muthmaßte mit Recht, daß ein Mann dieſer Art nicht von gemeinem Stande ſeyn könnte. Er berief ihn an den Hof; und fand ſeine Muthmaßung durch den Anblick des Fremden nur noch mehr beſtätigt. Das Bezeigen deſſelben erfüllte ihn mit Bewunderung; ſelbſt die Traurigkeit, welche aus dem Geſichte des jungen Mannes hervorbrach, flößte Asparn eine gewiſſe Art von Ehrfurcht ein; er pries ſeinen Muth, und erhob ihn mit den ſchmeichelhafteſten Lobſprüchen.

Entſchuldigen Sie — erwiederte der Fremdling — entſchuldigen Sie einen Unglücklichen, welchen die ſchreckliche Lage, in der er ſich befindet, beynahe unfähig macht, Ihre Güte zu ſchätzen, und noch vielmehr darauf zu antworten. Unwillkürliche Thränen füllten ſeine Augen bey dieſen Worten, und der Verſchnittene wurde davon gerührt. Seyn Sie mein Freund, — rief er ihm zu — weil Sie unglücklich ſind. Noch vor einem Augenblicke bewunderte ich

Sie; von jetzt an muß ich Sie lieben. Wie gern wünſchte ich Sie zu tröſten, Ihrer Vernunft meine Erfahrung zu leihen. Nehmen Sie Ihre Wohnung in meinem Schloſſe; der Beſitzer deſſelben iſt ein Freund der Tugend, und ein Mann, wie Sie, kann daſelbſt nichts anders als willkommen ſeyn!

Der folgende Tag war ein Feſt für alle Baktrianer. Die Königinn erhub ſich, von dem ganzen Hofe begleitet, aus ihrem Pallaſte. Sie zeigte ſich auf einem Wagen der unzählbaren Menge eines ihr zujauchzenden Volkes. Der Schleyer, welcher ihr Geſicht bedeckte, umhüllte auch ihren reitzenden Wuchs; aber die Liebe des Volks ſchien ſich denſelben auszumahlen.

Sie ſtieg von ihrem Wagen herab, und ging in den Tempel. Die Großen des Landes umgaben ſie. Sie warf ſich auf die Erde nieder, und verehrte ſtillſchweigend die Götter. Jetzt hob ſie ihren Schleyer auf, ſammelte ſich, und rief, nach einer kleinen Pauſe mit lauter Stimme:

„Unſterbliche Götter! die Königinn von Baktriana dankt euch, mit gerührtem Herzen, für den ihren Waffen verliehenen Sieg. Erhöhet den Werth dieſer Wohlthat noch dadurch, daß ihr nie zugebt, daß ſie denſelben mißbrauche. Machet, daß ſie frey von Leidenſchaft, von Schwächen und vom Eigenſinne, nichts mehr ſcheue, als übel zu thun, keinen höhern Wunſch kenne, als recht zu handeln; und — ſetzte ſie mit gebrochner Stimme hinzu — da ſie ſelbſt nicht glücklich ſeyn kann, ſo gebt, daß wenigſtens ihr Volk es ſey!“ — —

Die Priester endigten die vorgeschriebenen gottesdienstlichen Gebräuche. Hierauf verließ die Königinn den Tempel, bestieg ihren Wagen, und wurde von dem Volke bis zu dem Pallaste begleitet.

Auch Aspar kehrte ohne Verzug in seine Wohnung zurück; er besuchte den Fremdling, und fand ihn in die tiefste Traurigkeit versenkt. Er setzte sich an seine Seite, und befahl den Umstehenden sich zu entfernen. „Ich beschwöre Sie, junger Mann, sagte er, entdecken Sie sich mir. Oder glauben Sie nicht, daß es einem geängstigten Herzen süß sey seine Leiden andern mitzutheilen? Kümmernisse, die uns drücken, in den Schoß eines Freundes niederlegen, heißt eben so viel, als an einem ruhigeren Orte ausruhen."

„Dann müßte ich Ihnen — erwiederte der Fremde — die ganze Geschichte meines Lebens erzählen." — „Darum bitte ich Sie," versetzte Aspar. „Rechnen Sie darauf, daß Sie mit einem Manne von Gefühl sprechen; verbergen Sie mir nichts; in den Augen der Freundschaft ist auch der kleinste Umstand wichtig." Es war nicht bloß Theilnahme und Mitleiden, was Asparn auf die Geschichte des Fremdlings so begierig machte. Er wollte diesen außerordentlichen Mann für immer an den Hof von Baktriana ziehen: und wünschte daher, einen Menschen von Grund aus kennen zu lernen, welchen er im Geiste schon in seine Entwürfe verflochten hatte, und den er zu den außerordentlichsten Unternehmungen bestimmte.

Der Fremdling sammelte sich einen Augenblick, und begann hierauf folgende Erzählung:

„Die Liebe, Aſpar, hat mich glücklich, aber auch grenzenlos elend gemacht. Einſt ſtreute die Hand derſelben Leiden und Freuden auf den Pfad meines Lebens: jetzt hat ſie mir nur Thränen, Klagen und Kummer übrig gelaſſen.“

„Ich bin von Geburt ein Meder, nicht unberühmt iſt mein Geſchlecht. Mein Vater erfocht, an der Spitze ſeiner Landsleute, mehr als einen merkwürdigen Sieg. Er ſtarb, als ich noch ein Kind war; und diejenigen, denen meine Erziehung anvertraut wurde, lehrten mich den Ruhm der Tugenden meines verſtorbnen Vaters, als den beſten Theil meiner Erbſchaft, betrachten.“

„Ich war ungefähr funfzehn Jahre alt, als ich mein eigenes Haus bekam. Man gab mir nicht jene zahlloſe Menge von Weibern, mit welchen man gewöhnlich in Medien Perſonen von meinem Stande überhäuft. Man wollte der Natur folgen, und mich lehren, daß die Bedürfniſſe der Sinne, und noch weit mehr als dieſe, die Bedürfniſſe des Herzens ihre Grenzen haben.“

„Ardaſire zeichnete ſich unter meinen übrigen Schönen eben ſo ſehr durch ihren Stand aus, als meine Liebe ſie von denſelben unterſchied. Sie beſaß einen gewiſſen Stolz, der mit einer ſo einnehmenden Zärtlichkeit vermiſcht war, ihre Denkungsart war ſo edel, ſo ganz von derjenigen verſchieden, zu welcher eine eben ſo einförmige als ſclaviſche Unterwürfigkeit die Herzen unſrer Aſiatiſchen Weiber erniedriget, und die Macht ihrer Reitze war ſo unwiderſtehlich, daß meine Augen nur ſie allein ſahen, daß mein Herz alle übrigen nicht bemerkte.“

„Ihre ausdrucksvollen Geſichtszüge, ihr Wuchs, ihr Anſtand, ihre Bewegungen, der Ton ihrer Stim-

der Reiz ihrer Gespräche, alles stimmte zusammen, mich zu bezaubern. Ich wollte nur sie ohne Unterlaß hören; ich konnte nie müde werden, sie zu sehen. Es gab in der ganzen Natur für mich nichts so vollkommenes, als Ardastren. Meine Einbildungskraft konnte mir nichts zeigen, was ich nicht in ihr fand; und wenn ich mir das höchste Glück denken wollte, das je einem Sterblichen zu Theil werden könnte, so war es immer nur das Bild des meinigen."

„Meine Geburt, mein Vermögen, mein Alter, und gewisse äußere Vorzüge, bestimmten den König, mich zu seinem Schwiegersohn auszuersehene. Es ist bey den Medern eine uralte Gewohnheit, daß diejenigen, denen eine solche Ehre wiederfährt, ihre übrigen Weiber entlassen müssen. Ich sahe daher in dieser glänzenden Verbindung nur den Verlust von allem, was mir auf der Welt am theuersten war, aber ich mußte meine Thränen zurück halten, und eine Heiterkeit zeigen, von der mein Herz so weit entfernt war. Indeß der ganze Hof mir zu einer Gunst Glück wünschte, auf die jeder andere an meiner Stelle stolz gewesen seyn würde, äußerte Ardastre nicht das geringste Verlangen mich zu sehen; und ich fürchtete ihren Anblick, und suchte sie doch stets auf. Ich eilte in ihr Zimmer; mein Kummer kannte keine Grenzen. Ardastre, rief ich, du bist für mich verloren..... Ardastre, ohne mir Vorwürfe zu machen, oder mich ihrer Liebe zu versichern, ohne ihre Augen aufzuheben, oder eine Thräne zu vergießen, war in düstres Stillschweigen versunken. Tödtliche Blässe überzog ihr Gesicht, und ich glaubte auf demselben einen geheimen Unwillen zu lesen, der mit Verzweiflung vermischt war.

„Ich wollte sie umarmen; sie schien kalt und starr wie eine Leiche, und alle Bewegung, die ich an ihr verspüren konnte, war sich meinen Armen zu entwinden.“

„Nicht die Furcht vor dem Tode hatte mich bewogen, die Hand der Prinzessinn anzunehmen; ach hätte ich nicht für Ardasiren gezittert, so würde ich mich ohne Bedenken der schrecklichsten Rache bloßgestellt haben. Aber, wenn ich daran dachte, daß Ardasirens Tod die unfehlbare Folge meiner abschläglichen Antwort seyn würde, so schauderte mein Geist vor einem solchen Gedanken zurück; und ich überließ mich der Bitterkeit meines Schicksals.“

„Ich wurde jetzt in den Pallast des Königs gebracht, und zwar ohne denselben wieder verlassen zu dürfen. Ich sahe diesen Ort — angelegt für das Glück eines einzigen, und für die Demüthigung aller übrigen; diesen Ort, wo, ohngeachtet des tiefsten Stillschweigens, doch kaum irgend ein Seufzer der Liebe vernommen wird; diesen Ort, wo, an der Seite der Pracht, die Traurigkeit herrscht, wo jeder leblose Gegenstand lächelt, und alles, was Leben hat, düster und niedergeschlagen ist; wo alles maschinenmäßig sich mit dem Beherrscher bewegt, und mit ihn auch wieder stille steht.“

„Noch am nähmlichen Tage wurde ich der Prinzessinn vorgestellt. Der Sitte des Landes zu Folge stand es ihr frey, mich mit ihren Blicken zu durchboren, indeß es mir nicht erlaubt war, die meinigen zu ihr zu erheben. In der That eine sonderbare Wirkung der Größe, daß ihre Augen sprechen, die meinigen aber nicht antworten durften. Zwey Verschnittene bewachten mit aufgehobnen Dolchen die kleinste

meiner Bewegungen, um mich das Verbrechen, die Prinzessinn anzublicken, sogleich mit meinem Leben büßen zu lassen.“

„Welch eine Lage für ein Herz, wie das meinige, die theuersten Bande der Liebe gegen die Sclaverey des Hofes vertauschen zu müssen; zwischen Launen und stolzem Eigensinne in Ungewißheit schweben, nichts als kalte Ehrfurcht zu fühlen, und für immer dasjenige zu verlieren, was den Zustand der Sclaverey selbst erheitern könnte, das Glück zu lieben und geliebt zu werden!“

„Und nun denken Sie sich meine Lage, als ein Verschnittner der Prinzessinn sich mir mit dem Auftrage näherte, den Befehl zu unterzeichnen, durch welchen meine Weiber angewiesen wurden, sich aus meinem Pallaste zu entfernen?“ „Unterzeichnen Sie, rief der Verschnittne, und empfinden Sie das ganze Glück dieses hohen Befehls; ich werde der Prinzessinn die Schnelligkeit rühmen, mit welcher Sie denselben vollzogen haben.“ Mein Gesicht schwamm in Thränen; ich hatte angefangen zu schreiben, aber meine Hand verweigerte sich weiter fortzufahren. Um des Himmels willen! sagte ich zu dem Verschnittnen, lassen Sie mir Zeit; ich fühle, daß ich sterbe . . . . „Ich kann nicht, erwiederte er. Ihr und mein Leben steht auf dem Spiele. Unterzeichnen Sie ohne Verzug. Schon fangen wir an strafbar zu werden; man zählt die Augenblicke; ich sollte bereits zurück seyn.“ Zitternd und eilfertig schrieb jetzt meine Hand — denn mein Bewußtseyn war längst dahin — die unseligsten Züge, für ein fühlendes Herz. Am Tage vor der Hochzeitfeyer wurden meine Weiber hinweggeführt, allein Ardasire, welche einen meiner Verschnittnen ge-

wonnen hatte, hüllte an ihrer Stelle eine Sclavinn, die ihr an Wuchs und Gestalt ähnlich war, in ihre Kleider und ihren Schleyer, und versteckte sich an einem verborgnen Orte. Sie hatte den Verschnittnen muthmaßen lassen, sie sey gesonnen, zu den Priesterinnen der Götter ihre Zuflucht zu nehmen."

„Ardasirens Seele war zu stolz, ein Gesetz, welches rechtmäßige Gattinnen, ohne irgend einen Grund ihres Standes beraubte, anzuerkennen und für verbindlich zu halten. Der Mißbrauch der Gewalt konnte sie nicht dahin bringen, die Gewalt zu verehren. Sie zog die Aussprüche der Tyranney vor den Richterstuhl der Natur, und ersetzte ihre Ohnmacht durch Verzweiflung."

„Die Feyerlichkeit der Vermählung ging in dem Pallaste vor sich. Ich führte die Prinzessinn in meine Wohnung, wo Musik, Tänze, und jede Art festlicher Veranstaltungen eine Fröhlichkeit verkündigten, von der mein Herz unendlich weit entfernt war."

„Die Nacht kam heran, und der Hof verließ uns. Die Verschnittnen führten die Prinzessinn in ihr Zimmer. Ach! es war dasselbe, in welchem ich Ardasiren so oft ewige Liebe geschworen hatte. Voll Wuth und Verzweiflung im Herzen, begab ich mich in das meinige. Der Augenblick, der mich in das Brautgemach bringen sollte, nahte jetzt heran. Beynahe unbekannt in meinem eignen Hause, betrat ich den geheimen Gang, durch welchen mich die Liebe so oft geleitet hatte. Traurig, in Gedanken verloren, schritt ich allein und ohne Begleitung im Finstern einher, als ich auf ein Mahl ein Licht erblickte. Ich sahe Ardasiren, mit einem Dolche bewaffnet, vor mir stehen. „Arsazes — rief sie mir zu —

ſage deiner Neuvermählten, daß ich hier mein Leben geendiget; ſage ihr, daß ich bis auf den letzten Athemzug um dein Herz gekämpft habe.“ Ardaſire war im Begriffe ihren Buſen zu durchbohren; ich hielt ihre Hand auf“ —

„Ardaſire ſchrie ich, welch ein ſchreckliches Schauſpiel willſt du mir bereiten? . . . . Durchbohre zuvor — fuhr ich fort, indem ich ihr meine Arme öffnete — durchbohre zuvor denjenigen, der ſich zuerſt jenem barbariſchen Geſetze unterworfen hat. — Ardaſire erblaßte bey dieſen Worten, und der Dolch entfiel ihren Händen. Ich umarmte ſie, und irgend ein unbegreiflicher Zauber ſchien meine ganze Seele zu beruhigen. Ich hielt die Geliebte meines Herzens in meinen Armen; ich überließ mich ganz dem ſüßen Bewußtſeyn zu lieben. Alles, ſelbſt der Gedanke meiner troſtloſen Lage, verſchwand vor meinem Geiſte. Ich glaubte Ardaſiren zu beſitzen, und es dünkte mir, als ob ich ſie nie wieder verlieren könnte. Sonderbare Wirkung der Liebe; mein Herz klopfte hoch auf, meine Seele blieb ruhig.“

„Ardaſirens Stimme brachte mich wieder zu mir ſelbſt. Arſazes — ſprach ſie — laß uns dieſen unglücklichen Ort verlaſſen; laß uns fliehen. Was können wir fürchten? Wir wiſſen zu lieben und — zu ſterben.. Ardaſire — rief ich — ich ſchwöre, ewig der Deinige zu bleiben. Immer wirſt du mir gegenwärtig ſeyn, als ob dieſe Arme mich immer umſchlöſſen; nie werde ich mich von dir trennen. Ich rufe die Götter zu Zeugen an, daß du allein das einzige Glück meines Lebens ſeyn ſollſt.... Das Unternehmen, zu dem du mich aufforderſt, iſt deiner edlen Seele werth; auch mir gab die Liebe dieſen Gedanken ein; ſie wiederhohlt

mir ihn jetzt nochmahls durch deinen Mund, und du sollst sehen, ob ich ihrem Rufe zu folgen weiß."

„Ich verließ sie und eilte, voll Ungeduld und Liebe, allenthalben die nöthigen Befehle zu geben. Die Thür des Zimmers, in welchem sich die Prinzessinn befand, wurde fest verschlossen. Ich packte alles zusammen, was sich nur von Golde und Kostbarkeiten fortbringen ließ. Hierauf befahl ich meinen Leuten, verschiedene Wege zu nehmen, und ich selbst machte mich, der Finsterniß der Nacht ungeachtet, mit Ardasiren allein auf den Weg. Hoffnung und Furcht, nahmen jetzt wechselsweise von meiner Seele Besitz, und unterdrückten nicht selten die natürliche Kühnheit meines Muths; ich fühlte mich von ganz entgegen gesetzten Leidenschaften, ja in manchen Augenblicken wohl gar von Reue ergriffen; ungewiß, ob ich der Pflicht oder der Liebe folgte, die uns jener nur zu oft vergessen läßt."

„Ich will Sie nicht mit der Erzählung der unglaublichen Gefahren aufhalten, welchen wir in unsrer Lage ausgesetzt seyn mußten. Ardasire flößte mir ungeachtet der Schwäche ihres Geschlechts, Muth ein. — Sie war mehr todt als lebendig; und doch folgte sie stets meinen Schritten. Wir flohen die Gegenwart der Menschen; denn alle Menschen waren jetzt unsere Feinde geworden; nur wüste Einöden waren die Schutzörter, von welchen wir Sicherheit hoffen konnten. Endlich erreichten wir jene Gebirge, die nur Löwen und Tiegern zum Aufenthalte dienen. Der Anblick dieser Thiere beruhigte mich. „Hier, Ardasire, rief ich, werden uns die Verschnittnen der Prinzessinn und die Leibwache des Königes von Medien gewiß nicht aufsuchen." — Aber die Anzahl der wilden Thiere um

uns herum vermehrte sich dergestalt, daß ich anfing für unser Leben besorgt zu seyn. Ich sahe mich daher genöthigt, mit Hülfe meines Bogens einen Theil derjenigen, die sich uns zu sehr näherten, zu erlegen. Denn, anstatt mich mit den nöthigen Lebensmitteln zu beladen, hatte ich lieber die Vorsicht gebraucht, mich mit Waffen zu versehen, durch welche ich im Stande war, mir allenthalben Nahrung zu verschaffen. Noch immer auf allen Seiten von diesen Feinden umrungen, schlug ich endlich Feuer an, und unterhielt dasselbe mit zusammen getragenen dürren Ästen. Wir brachten die Nacht an der Seite dieses Feuers zu, indeß ich zugleich mit meinen Waffen ohne Unterlaß ein starkes Geräusch machte. Ich setzte bisweilen ganze Wälder in Brand, und scheuchte auf diese Weise die in Furcht gejagten wilden Bewohner derselben vor mir her. Endlich kamen wir in eine offnere Gegend. Unser erstes Gefühl war Bewunderung und Erstaunen über die tiefe Stille, welche hier allenthalben durch die ganze Natur herrschte. Wir glaubten uns in jene Zeiten versetzt, wo die Götter geboren wurden, und wo die Schönheit sich zuerst zeigte, von der Liebe durchglüht, welche alles umher beseelte."

„Die Grenze von Medien war jetzt hinter uns. Wir fanden eine Schäferhütte, wo man uns auf das freundlichste aufnahm, und wo ich mich glücklicher fühlte, als auf dem erhabensten Throne der Erde, weil ich sagen konnte, daß ich Ardasiren angehöre, daß Ardasire mein sey."

„Wir kamen glücklich in Margiana an, wo unsre Sclaven sich wieder mit uns zusammen fanden. Hier lebten wir auf dem Lande, fern von der Welt, stille und ohne Geräusch. Eines durch das andere be-

glückt, wurde unser Vergnügen durch die Leiden erhöht, welche wir überstanden hatten."

„Ardasire erzählte mir, welche Gefühle während unserer gewaltsamen Trennung ihre Brust durchkreuzet hatten; die Regungen ihrer Eifersucht, als sie mich untreu glaubte; ihren Schmerz als sie sich für überzeugt hielt, daß ich sie noch liebte; ihre Wuth gegen ein barbarisches Gesetz; und ihre Erbitterung gegen mich, der sich demselben unterwarf. Ihr erster Gedanke war gewesen, die Prinzessinn ihrer Rache aufzuopfern. Aber bald hatte sie diesen Gedanken verworfen, und sie würde eine Art von Trost gefunden haben, vor meinen Augen zu sterben. Übrigens habe sie mit Zuversicht den Eindruck voraus gesehen, welchen ihr unerwarteter Anblick auf mich machen würde; und als sie mich in ihren Armen sahe, und mir den Vorschlag that, mein Vaterland zu verlassen, war sie meiner Einwilligung, wie sie sagte, schon mehr als gewiß."

„Ardasire hatte sich nie glücklicher gefühlt, als jetzt; sie war von unsrer gegenwärtigen Lage entzückt. Wir lebten nicht in schwelgerischer Pracht, wie in Medien; aber unsre Lebensart war dafür ungleich angenehmer. Ardasire sahe in allem, was wir entbehrten, Aufopferungen, die ich nur um ihrentwiller gemacht hatte. Sie lebten hier mit mir allein, während in jenen, dem Vergnügen geweihten Sälen des Serails sich allenthalben der Gedanke einer Nebenbuhlerinn aufdringt, und selbst in den Armen des geliebten Gegenstandes um so mehr Besorgniß erweckt, je inniger man liebt."

„Ardasire entfernte hier jedes Mißtrauen, hier wo Herz an Herz, Seele an Seele gekettet war. Liebe

erheitert alles, was uns umgibt, und verbreitet Wohlgefallen über die ganze Natur, in welcher der Gegenſtand lebt, der uns gefällt. Eine ſolche Liebe verſetzt uns in jene holden Jahre der Kindheit zurück, welche, allenthalben nur von Luſt und Freude umflattert, jeden Gegenſtand in roſenfarbigem Lichte erblickt."

„Ich empfinde eine Art von Beruhigung darin, Ihnen dieſe glücklichen Augenblicke meines Lebens zu ſchildern. Ich erinnere mich noch ſehr lebhaft unſrer kleinen Streifereyen in ein nahe gelegnes Gehölz, auf denen ich mich nicht ſelten von Ardaſiren verlor, bis mich der reitzende Ton ihrer Stimme wieder zu ihr führte. Sie ſchmückte ſich mit den Blumen, welche meine Hand ihr gepflückt hatte; ich ſchmückte mich mit denen, welche die ihrige mir darboth. Der Geſang der Vögel, das Rauſchen der Quellen, Tanz und Muſik unſrer jungen Sclaven, und eine überall verbreitete Heiterkeit waren die Zeugen unſres ununterbrochenen Glücks."

„Bald war Ardaſire eine Schäferinn, die, ohne Putz und ohne Gepränge, ſich mir in ihrer natürlichen Anmuth zeigte, bald wies ſie ſich wiederum meinen Blicken in jener glänzenden Geſtalt, in welcher ſie mich ehemahls, im Seraile entzückt hatte."

„Auch ihre Sclavinnen mußte Ardaſire mit den artigſten Arbeiten zu beſchäftigen: ſie lehrte ſie Hyrkaniſche Wolle ſpinnen, und Tyriſchen Purpur verfertigen. Unſer ganzes Haus ſchwebte in der unbefangenſten Freude. Wir ſtiegen mit Vergnügen zu der Gleichheit der Natur herab. Wir waren glücklich, und wollten uns von Menſchen umringt ſehen, die es gleichfalls wären. Unechtes Glück macht die Menſchen hart und übermüthig; denn es iſt, ſeines

Natur nach, unfähig sich mitzutheilen. Echtes Glück hingegen macht die Herzen sanft und gefühlvoll; denn Glückseligkeit dieser Art wird durch Mittheilung noch veredelt."

„Ich erinnere mich, daß Ardasire eine Sclavinn, die ihr Liebling war, mit einem meiner Freygelaßnen verheirathete. Jugend und Liebe hatten diese Verbindung geschlossen. Das junge Mädchen sagte in der Trunkenheit ihres Entzückens zu Ardasiren: Der heutige Tag ist zugleich der Jahrstag Ihrer Hochzeitfeyer. Alle Tage meines Lebens, antwortete Ardasire, gleichen diesem Tage."

„Sie werden sich vielleicht wundern, wie ich nach einer Verbannung aus meinem Vaterlande, bey welcher ich meine Flucht so sehr beschleunigen mußte, daß ich nichts mitzunehmen im Stande war, als einiges bares Geld und Juwelen, die mir zunächst in die Hände fielen, dennoch mich reich genug befand, um in dem Lande meines neuen Aufenthaltes ein kostbares Wohnhaus, eine beträchtliche Menge von Sclaven beyderley Geschlechts, mit einem Worte, jede Bequemlichkeit des Lebens im Überflusse zu besitzen. Ich selbst wunderte mich darüber, und kann es noch bis auf diesen Augenblick nicht begreifen. Ohne irgend etwas zu haben, worauf ich rechnen konnte, ließ ein eignes, mir durchaus unerklärbares Glück mich nie im Stiche. Es schien als ob Gold, Edelsteine und andere Kostbarkeiten mir allenthalben zuflössen. Es gibt, werden Sie mir sagen, bisweilen dergleichen willkommene Zufälle. Allein so oft wiederhohlte, sich immer ähnliche Zufälle können, nach meiner Empfindung, schwerlich noch diesen Nahmen verdienen. Ardasire glaubte Anfangs, ich wollte sie nur überraschen,

und habe aus Medien Reichthümer mitgenommen, von denen sie nichts wisse. Ich hingegen glaubte nicht minder, daß eben dieses bey Ardastren der Fall seyn könnte. Aber es währte nicht lange, so überzeugten wir uns beyde von unsrem Irrthume. Ich fand mehrmahl in meiner Stube Rollen von vielen hundert Stück Dariken; Ardastre fand in der ihrigen eben so oft Kästchen, die mit den seltensten Edelsteinen angefüllt waren. Eines Tages, da ich meinen Garten durchstreifte, erblickte ich in meinem Wege einen kleinen Koffer voll der schönsten Goldstücke, und nicht lange darauf fand ich einen ähnlichen in der Höhlung einer Eiche, unter welcher ich bisweilen auszuruhen pflegte; unzähliger andrer Ereignisse von gleicher Beschaffenheit nicht zu gedenken. Hierzu kam, daß keine Seele in Medien von meinem damahligen Aufenthalte die geringste Nachricht haben konnte; und ich überhaupt von dorten für mich auf keine Weise eine so beträchtliche Unterstützung erwarten konnte. Bey allem dem zerbrach ich mir vergebens den Kopf, zu errathen, aus welcher Quelle uns jene Wohlthaten zuflössen. Alle meine Muthmaßungen hierüber waren so beschaffen, daß immer eine die andre aufhob."

„Man hat — unterbrach ihn Aspar — man hat wunderbare Erzählungen von mächtigen Schutzgeistern, welche sich gewisse Menschen auswählen, und mit den größten Wohlthaten überhäufen. Noch hat nichts, was ich bisher von dergleichen Wundern gehört habe, einen besondern Eindruck auf mich gemacht: aber dasjenige, was Sie mir jetzt erzählen, setzt mich um so mehr in Erstaunen. Sie sprechen von eigner Erfahrung, nicht von Dingen, die Andern begegnet seyn sollen."

„Jener Zufluß von Wohlthaten — fuhr Arsazes fort — mochte nun natürlich oder übernatürlich seyn, genug er blieb nie außen; und so wie unzähligen Menschen das Unglück auf dem Fuße nachzufolgen scheint, eben so strömte mir von allen Seiten Reichthum zu. Das Sonderbarste hierbey war der Umstand, daß dieser Zufluß sich jederzeit in dem gelegensten Augenblicke einstellte. Nie sahe ich meine Geldvorräthe einer Erschöpfung nahe, ohne sogleich irgendwo ganz neue unvermuthete Hülfsquellen zu finden — mit so viel Sorgfalt schien die Macht, welche mich und Ardasiren begünstigte, über uns zu wachen. Noch mehr; man kam nicht bloß unsern Bedürfnissen zuvor, sondern oft sogar unsern Wünschen und Einfällen. Ich bin nichts weniger als ein Freund von wunderbaren Erzählungen — setzte Arsazes hinzu — ich sage Ihnen bloß, was ich nicht umhin kann zu glauben; und lasse Ihnen völlige Freyheit, davon so viel für wahr zu halten, als Sie wollen."

„Genug, am Abende vor der Hochzeitfeyer der beyden jungen Leute, von denen ich Ihnen gesagt habe, sehe ich einen Jüngling, schön wie ein Engel, auf mich zukommen, und mir einen Korb mit den herrlichsten Früchten überreichen. Ich gebe ihm eine kleine Belohnung an Gelde; er nimmt sie, läßt den Korb zurück, und soll noch diese Stunde wiederkommen! Ich trug den Korb zu Ardasiren, und wunderte mich, daß er mir schwerer in die Hand fiel, als ich gedacht hatte. Wir verzehrten das Obst, welches er enthielt, und fanden, zu unserm Erstaunen, den Boden des Korbes über und über mit Goldstücken angefüllt. Es ist der Schutzgeist gewesen, hieß es im ganzen Hause,

der dieſes Geſchenk zur Beſtreitung der Hochzeitkoſten gebracht hat.“

„Ohne Zweifel iſt es ein Schutzgeiſt, ſagte Ardaſire, der für uns dieſe Wunder thut. Was kann höhern Geiſtern wohlgefälliger ſeyn, als treue Liebe? Die Liebe allein erhebt uns zu jener Vollkommenheit, welche uns überirdiſchen Weſen nähern kann. Glaube mir, Arſazes; es iſt ein Schutzgeiſt, der mein Herz kennt, und der es weiß, wie ſehr ich dich liebe. O wie gern möchte ich ihn ſehen, um von ihm zu hören, wie ſehr Ardaſire von dir geliebt wird.“

„Doch ich fahre in meiner Erzählung fort. Es konnte nicht fehlen, daß Ardaſirens Leidenſchaft ſo wohl als die meinige, einen gewiſſen eignen Anſtrich von der Verſchiedenheit unſerer Erziehung, und unſrer Gemüthsart erhalten mußte. Ardaſire ſchien nur für die Liebe zu athmen; ſie lebte in ihrer Leidenſchaft; ihre ganze Seele athmete Liebe. Es ſtand eben ſo wenig in ihrer Gewalt, mich weniger zu lieben, als ſie im Stande war, mich noch mehr zu lieben. Wenn ich meinerſeits mit Heftigkeit zu lieben ſchien, ſo kam es vielleicht daher, weil ich nicht immer auf gleiche Weiſe liebte. Ardaſire war zwar allein im Stande mich zu beſchäftigen; aber es gab denn doch kleine Unterhaltungen, die mich auf einen Augenblick zerſtreuen konnten. Ich verfolgte die Hirſche in den Wäldern, und bekämpfte die wilden Thiere des Gebirges.“

„Es währte nicht lange, ſo glaubte ich zu ſehr im Dunkeln zu leben. Ich befinde mich in den Staaten des Königs von Margiana, ſagte ich bey mir ſelbſt; warum ſollte ich anſtehen, mich an ſeinem Hofe zu zeigen? Der Ruhm meines Vaters ſtellte ſich meinem Geiſte mit neuer Lebhaftigkeit dar. Es iſt keine

geringe Laſt, einen groſſen Nahmen zu behaupten; die Tugenden gewöhnlicher Menſchen ſind, unter ſolchen Umſtänden, nicht ſo wohl das Ziel, welches man zu erreichen hat, als der Punct, von dem man ausgehen muß. Es ſcheint, als ob die Verbindlichkeiten, welche Andere für uns eingehen, ſtärker ſind, als diejenigen, die wir uns ſelbſt auflegen. Als ich in Medien war, ſagte ich zu mir ſelbſt, mußte ich mich erniedrigen, und meine Vorzüge weit ſorgfältiger verbergen, als meine Schwächen. Wenn ich nicht der Sclave des Hofes war, ſo mußte ich mich doch, in jedem Augenblicke vor ſeiner Eiferſucht ſchmiegen. Aber jetzt, da ich das Glück habe, mein eigner Herr zu ſeyn; da ich außerhalb meinem Vaterlande, und alſo unabhängig, frey wie die Thiere des Waldes bin, jetzt würde ich eine gemeine Seele beſitzen, wenn ich ein gewöhnlicher Menſch bleiben wollte.“

„Ich ward mit dieſen Vorſtellungen in der Folge immer mehr und mehr vertraut. Es liegt in der menſchlichen Natur, daß, je glücklicher wir ſind, wir uns in eben dem Maße beſtreben, es in noch einem höhern Grade zu werden. Es gibt ſogar, dünkt mich, eine gewiſſe Ungeduld der Glückſeligkeit. In unſerem Herzen drängen ſich die Begierden, wie die Vorſtellungen in unſerem Geiſte. Wenn wir fühlen, daß unſere Glückſeligkeit keines Zuwachſes mehr fähig iſt, dann verſuchen wir ihr wenigſtens eine neue Wendung zu geben. Bey mir ſchien dieß der Fall zu ſeyn. Selbſt meine Liebe zu Ardaſiren flammte bisweilen meinen Ehrgeiz noch mehr an. Ich hoffte Ardaſirens Zuneigung würdiger zu werden, und verließ ſie endlich, unerweicht von ihren Bitten, unerweicht von ihren Thränen.“

Vergebens würde ich ſuchen Ihnen den bittern Schmerz zu beſchreiben, den mein Herz dabey fühlte. Hundert Mahl war ich im Begriffe zurück zu kehren. Ich wollte mich Ardaſiren zu Füßen werfen; aber die Beſchämung, ein ſolches Bekenntniß meiner Schwäche abzulegen; das Gefühl, daß ich nie wieder die Kraft haben würde, mich von ihr zu trennen; die Gewohnheit endlich, meinem Herzen ſelbſt die ſchwerſten Opfer aufzulegen; alles dieß beſtimmte mich, meine angefangene Reiſe fortzuſetzen."

„Ich wurde an dem Hofe auf das ſchmeichelhafteſte aufgenommen, und nichts erinnerte mich, daß ich in dieſem Lande ein Fremdling war. Der König ließ mich an allen Vergnügungen Theil nehmen; er zog mich allen andern Perſonen von meinem Alter vor, und es gab keine Würde, und keine Ehrenſtelle in Margiana, auf die ich mir nicht gegründete Hoffnung machen konnte."

„Es zeigte ſich gar bald eine Gelegenheit, mich einer ſolchen Gunſt nicht ganz unwürdig zu zeigen. Der Hof dieſes Landes lebte ſeit langer Zeit in einem ununterbrochenen Frieden. Auf ein Mahl erhielt man die Nachricht, daß ein unzähliges Heer von Barbaren ſich den Grenzen des Landes genähert, die Armee, welche ſich ihnen entgegen geſtellt, niedergehauen habe, und gegen die Hauptſtadt ſelbſt im Anzuge ſey. Die Beſtürzung, in welche der Hof durch dieſe Nachricht verſetzt wurde, konnte nicht größer ſeyn, wenn die Stadt ſelbſt ſchon wäre mit Sturm eingenommen geweſen. Dieſe Herren kannten nichts als glückliche Zeiten. Sie wußten keinen Unterſchied zu machen zwiſchen dem Unglücke das ſich wieder herſtellen läßt, und zwiſchen dem, welches unerſetzlich iſt. Man rief in

aller Eile einen Staatsrath zusammen, und lud auch mich, der sich gerade damahls an der Seite des Königs befand, zu der Berathschlagung ein. Der König war von Schrecken ganz betäubt, und seine Räthe hatten durchaus den Verstand verloren. Es war so gut als unmöglich sie zu retten, ohne ihnen vor allen Dingen wieder Muth und Selbstvertrauen einzuflößen. Der oberste Minister trat zuerst mit seinem Vorschlage hervor. Dieser Vorschlag bestand darin, den König in Sicherheit zu bringen; und dann dem feindlichen Generale unverzüglich die Schlüssel der Stadt zu überschicken. Er war im Begriffe, seine Meinung durch vielerley Gründe zu unterstützen, und alles schien schon im voraus entschlossen, demselben Beyfall zu geben. Ich ließ ihn nicht ausreden; sondern stand auf und rief: „Wo du noch ein Wort sprichst, so ist es um dein Leben geschehen! Es ist unverzeihlich, daß ein edelmüthiger König, und so viele wackere Männer, die ich hier versammelt sehe, eine so kostbare Zeit verlieren sollen, deine schändlichen Rathschläge anzuhören." — Ich wandte mich hierauf gegen den König. „Sire," sagte ich, „ein großer Staat fällt nicht durch einen einzigen Stoß; noch stehen Ihnen eine unzählige Menge Hülfsmittel zu Gebothe, und nur dann erst, wenn diese erschöpft sind, wird es Zeit seyn, mit diesem Manne zu berathschlagen, ob Sie sterben, oder seinen unedlen Eingebungen folgen wollen. — Freunde, ich schwöre in eure und meine Seele, daß wir den König bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen wollen. Laßt uns ihm folgen, das Volk bewaffnen, und demselben unsern Muth mittheilen."

„Man machte jetzt in der Stadt die nöthigen Anstalten zur Vertheidigung, und ich eilte, mich außerhalb derselben eines wichtigen Posten zu bemächtigen. Ich hatte zu dieser Absicht einige auserlesene Mannschaft mit mir genommen, welche theils aus Margianern, theils aus einigen muthigen jungen Leuten von meiner Haushaltung bestand. Wir waren so glücklich, verschiedene feindliche Haufen in die Flucht zu schlagen. Ein Trupp von Reitern verhinderte, daß der Feind keine Lebensmittel erhalten konnte. Es fehlte ihm durchaus an Maschinen, um die Belagerung der Stadt zu unternehmen, und da unser kleines Heer alle Tage ansehnlicher ward; so mußte sich der Feind zurück ziehen, wodurch denn Margiana von der ihm drohenden Gefahr befreyet ward."

„Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß ich unter alle dem lärmenden Geräusch dieses Hofes keine Freude genoß. Ardastre fehlte mir allenthalben, und immer dachte sich mein Hetz an ihre Seite zurück. Ich hatte mein Glück gekannt, und hatte mich demselben freywillig entzogen; ich hatte wahre Vergnügungen verlassen, um blendende Täuschungen zu verfolgen."

Ardastre hatte seit meiner Abreise keine Empfindung gehabt, die nicht augenblicklich wieder durch eine andere wäre bekämpft worden. Alle Leidenschaften nahmen wechselsweise von ihrer Seele Besitz: aber in keiner fand sie Befriedigung. Sie wollte schweigen; sie wollte mir Vorwürfe machen; sie ergriff die Feder, um an mich zu schreiben; ihre Empfindlichkeit hieß ihr diesen Entschluß wieder aufgeben; sie konnte sich nicht entschließen, mir Theilnehmung zu bezeigen, noch viel weniger aber, sich gleichgültig zu stellen. Der

Schmerz über ihre gegenwärtige Lage behielt endlich die Oberhand, und ſie ſchrieb mir folgende Zeilen:"

„Wenn noch irgend ein Gefühl von Mitleid in Ihrer Seele wohnte, ſo würden Sie mich nicht verlaſſen haben; Sie würden eine ſo zärtliche Liebe erwiedert, und unſere vergangenen Unglücksfälle ſich zur Warnung haben dienen laſſen; Sie würden mich nicht eitlen Träumen aufgeopfert haben — Grauſamer! Sie würden etwas zu verlieren geglaubt haben, wenn Sie ein Herz auf das Spiel ſetzen, das nur für Sie ſchlägt. Wie können Sie wiſſen, ob ich, von Ihnen getrennt, den Muth haben werde zu leben; und wenn ich ſterbe, Barbar, kannſt Du daran zweifeln, daß Du die Urſache von meinem Tode biſt? O ihr Götter, Arſazes die Urſache meines Todes! Welche Schreckbilder ſich auch meine Liebe nur zu oft vormahlte, ſo fiel es ihr doch nie ein, ſich dieſe Art des Todes möglich zu denken. Ich glaubte, daß ich nie andere Leiden, als die Deinigen, kennen, und daß ich zeitlebens über die meinigen unempfindlich bleiben würde." . . . .

„Ich konnte dieſen Brief nicht ohne Thränen leſen. Mein Herz wurde von inniger Traurigkeit ergriffen; ich fühlte Ardaſirens ganzen Schmerz, und machte mir die bitterſten Vorwürfe, Urſache an den Leiden derjenigen zu ſeyn, die ich mehr liebte, als mein Leben."

„Ich kam auf den Einfall, Ardaſiren nach Hofe kommen zu laſſen; aber ich gab auch dieſen Einfall ſogleich wieder auf."

„Der Hof von Margiana iſt beynahe der einzige in Aſien, wo die Weiber nicht von dem Umgange des andern Geſchlechts getrennt ſind. Der König war

jung; er war gewohnt, jede ſeiner Neigungen zu befriedigen. Ardaſire hätte ihm gefallen können — dieſer Gedanke war für mich ſchrecklicher, als tauſend Mahl zu ſterben.“

„Es blieb mir alſo kein anderer Entſchluß übrig, als zu Ardaſiren zurück zu kehren. Sie werden ſich ohne Zweifel wundern, wenn ich Ihnen ſage, was mich von der Ausführung deſſelben zurück hielt.“

„Ich erwartete mit jedem Augenblicke glänzende Beweiſe von der Dankbarkeit des Königs für meine geleiſteten Dienſte zu erhalten. Ich glaubte, wenn ich mit neuem Glanze umgeben vor Ardaſiren erſcheinen würde, deſto leichter meine bisherige Abweſenheit rechtfertigen zu können. Ich glaubte, ſie würde mich wegen dieſer Aufopferung nur noch mehr lieben, und weidete mich ſchon im voraus an dem Vergnügen, mein neu erworbenes Glück zu ihren Füßen zu legen.“

„Ich meldete Ardaſiren die Urſache, aus welcher ich meine Abreiſe noch verzögerte; und dieſer Umſtand brachte ſie vollends zur Verzweiflung.“

„Meine Fortſchritte in der Gunſt des Königs waren ſo ſchnell geweſen, daß man für gut befand, ſie auf Rechnung der gütigen Geſinnungen zu ſetzen, welche die Prinzeſſinn und Schweſter des Königs für mich zu empfinden ſchien. Muthmaßungen dieſer Art gelten gemeiniglich für Wahrheit, ſobald nur irgend jemand darauf fällt, ſie zu äußern.“

„Ardaſire hatte mir einen ihr ergebenen Sclaven zugegeben, und dieſer ſchrieb, was er gehört hatte. Der Gedanke einer Nebenbuhlerinn war für Ardaſiren äußerſt niederſchlagend; und er wurde es noch ungleich mehr, als ſie von den Unternehmungen hörte, durch die ich mich einiger Maßen ausgezeichnet hatte.

Sie zweifelte keinen Augenblick, daß mein erworbener Ruhm die Liebe der Prinzessinn nur noch mehr entflammen müsse. Ich bin keine Prinzessinn, sagte sie im ersten Ausbruche ihres Unwillens; aber ich fühle, daß es keine auf der ganzen Welt gibt, der ich mich geneigt fühlen könnte, ein Herz abzutreten, das mir allein zugehört; ich habe dieß in Medien gezeigt, und will es auch in Margiana zeigen."

„Tausenderley Gedanken durchkreuzten sich in ihrer Einbildungskraft, ehe sie zu irgend einem bestimmten Entschlusse kommen konnte. Endlich ergriff sie den folgenden:"

„Sie verabschiedete den größten Theil ihrer Sclaven, wählte sich neue, schickte Leute ab, einen Pallast in dem Lande der Sogdianer für sie einzurichten, verkleidete sich, und kam so, in Begleitung einiger von ihren Verschnittnen, die ich nicht kannte, insgeheim an den Margianischen Hof. Ihr erstes war, sich mit meinem Sclaven, der ihr Vertrauen hatte, zu besprechen, und dann sogleich die gehörigen Maßregeln zu nehmen, mich Tages darauf zu entführen. Ich wollte in dem Flusse baden. Mein Sclave führte mich derjenigen Stelle des Ufers zu, wo Ardasire schon meiner wartete. Kaum hatte ich meine Kleider ausgezogen, als man mich ergriff, mir ein weibliches Gewand überwarf, mich in einen verschloßnen Tragstuhl setzte, und so Tag und Nacht weiter brachte. Wir kamen bald über die Grenze, und erreichten das Land der Sogdianer. Hier wurde ich in einen großen Pallast verschlossen, und benachrichtigt, daß die Prinzessinn, der ich nicht gleichgültig sey, mich habe entführen und insgeheim auf eines ihrer Landgüter bringen lassen."

„Ardasire wollte weder selbst bekannt seyn, noch wer ich sey, bekannt werden lassen. Sie wollte meinen Irrthum so weit treiben, als er sich nur treiben ließ. Alle diejenigen, die nicht um das Geheimniß wußten, hielten sie für die Prinzessinn. Eine in dem Pallaste eingeschloßne Mannsperson würde auf ihren angenommenen Charakter ein falsches Licht geworfen haben. Man ließ mir also meine weibliche Kleidung, und ich wurde allgemein für eine neuerlich angekaufte und zum Dienste der Prinzessinn bestimmte Sclavinn gehalten."

„Ich war nicht älter als siebzehn Jahre; man sagte mir, daß mein Ansehen die volle Blühte der Jugend habe, und rühmte meine Schönheit, ganz als ob ich wirklich unter die Zahl der weiblichen Sclaven gehört hätte."

„Ardasire, welche wußte, daß die Begierde nach Ruhm mich angetrieben hatte, sie zu verlassen, war darauf bedacht, meinen männlichen Muth durch alle möglichen Mittel zu unterdrücken. Ich wurde zwey Verschnittnen übergeben. Man verwandte ganze Tage auf meinen Anzug; man suchte den Reitz meiner Gesichts farbe zu erhöhen; man badete mich, übergoß mich mit den herrlichsten Wohlgerüchen. Ich durfte nie meine Wohnung verlassen. Man lehrte mich sogar mir einen Theil meines Putzes mit eigner Hand zu verfertigen; hauptsächlich aber suchte man mich an jenen blinden Gehorsam zu gewöhnen, unter welchem die Weiber in den Serails der morgenländischen Großen dahin schmachten."

„Ich war äußerst unwillig über eine solche Behandlung, und auf alle Fälle bereit, jeden Versuch zu wagen, meine Ketten zu zerbrechen: allein, da ich mich ohne Waffen befand, und allenthalben von Leuten um-

ringt sah, die mich keinen Augenblick aus den Augen ließen; so war es nicht sowohl Mangel an Muth, als vielmehr Besorgniß, meinen Endzweck zu verfehlen, was mich bewog, die Ausführung meines Unternehmens aufzuschieben. Ich schmeichelte mir mit der Hoffnung, daß ich in Zukunft weniger bewacht werden würde, dann vielleicht einen Sclaven bestechen, und so entweder aus diesem verhaßten Aufenthalte entfliehen, oder mein Leben enden könnte."

„Ja ich gestehe sogar, eine Art von geheimer Neugierde, die Entwickelung von dem allen abzuwarten, schien bisweilen meinen Entschluß zu erkalten. Bey aller Scham, Verwirrung und Unwillen, die ich nothwendig empfand, wunderte ich mich, diese Gefühle nicht in einem höhern Grade zu empfinden. Ich entwarf mir allerley Plane, aber eine gewisse geheime Unruhe, ein unbegreiflicher, mächtiger Zauber, eine unbekannte Kraft, welche mich in diesem Pallaste zurückhielt, ließen mich keinen einzigen dieser Entwürfe zur Ausführung bringen."

„Die vorgebliche Prinzessinn zeigte sich mir nicht anders, als verhüllt, und nie bekam ich ihre Stimme zu hören. Sie brachte beynahe den ganzen Tag damit hin, mich durch ein geheimes Fenster, welches in meinem Zimmer angebracht war, zu betrachten. Bisweilen ließ sie mich in das ihrige rufen. Weibliche Sclavinnen sangen daselbst die zärtlichsten Lieder, und alles schien den höchsten Grad von Liebe auszudrücken. Nie war ich ihr nahe genug; sie schien mit mir allein beschäftigt; immer fand sie etwas an meinem Putze zu verbessern; sie flocht mein Haar auf, um das Vergnügen zu haben, es wieder von neuem in Ordnung

zu bringen; immer war ſie nie mit dem zufrieden, was ſie zu Verſchönerung meines Putzes gethan hatte."

„Eines Tages kündigte man mir an, die Prinzeſſinn erlaube mir, ſie zu ſehen. Ich fand ſie auf einem purpurfarbenen Sopha. Noch war ſie mit ihrem Schleyer bedeckt, und ihr ſanft auf die Seite geneigtes Haupt ſchien zu verrathen, daß ſie in ſüßen Träumen verloren ſey. Ich nahete mich ihr, und wurde von einer ihrer Vertrauten folgender Geſtalt angeredet. „Danken Sie es der Liebe, die Sie unter dieſer Verkleidung hierher gebracht hat. Die Prinzeſſinn liebt Sie. Alle Herzen eilen ihr entgegen, und ſie will nur das Ihrige."

„Wie könnte ich ein Herz verſchenken, erwiederte ich, das nicht mehr mein iſt? Ardaſire, meine theure Ardaſire, iſt die einzige Beherrſcherinn meines Herzens, und wird es ewig bleiben."

„Ich bemerkte nicht, daß Ardaſire bey dieſen Worten einige Rührung äußerte; aber ſie ſelbſt geſtand mir nachher, daß ſie in ihrem ganzen Leben nie eine lebhaftere Freude gefühlt habe."

„Verwegener Jüngling, rief mir die Vertraute zu, die Prinzeſſinn iſt berechtigt, auf Dich zu zürnen, wie die Götter auf den Sterblichen, der unglücklich genug iſt, ſie nicht zu verehren."

„Ich werde der Prinzeſſinn, verſetzte ich, jede Art der Huldigung erweiſen; meine Ehrfurcht, meine Dankbarkeit werden nie aufhören. Aber das Schickſal, das grauſame Schickſal erlaubt mir nicht, ſie zu lieben. Ich beſchwöre Sie, erhabene Prinzeſſinn, fuhr ich fort, und warf mich zu ihren Füßen, ich beſchwöre Sie, bey Ihrem eignen Ruhme, einen Sterblichen zu vergeſſen, welchen ſeine unwandelbare Liebe für ei-

ne Andere Ihrer Zuneigung durchaus unwürdig macht.“

„Ich hörte die Prinzeſſinn bey dieſen Worten tief ſeufzen; ich glaubte ihr Geſicht in Thränen ſchwimmen zu ſehen. Ich konnte nicht umhin, mir meine Unempfindlichkeit vorzuwerfen, und zu wünſchen, daß es möglich ſeyn möchte, meiner vorigen Liebe treu zu bleiben, und doch die ihrige nicht ohne Hoffnung zu laſſen.“

„Man führte mich in mein Zimmer zurück; Einige Tage darauf erhielt ich folgende von einer mir unbekannten Hand geſchriebene Zeilen:“

„Die Liebe der Prinzeſſinn iſt heftig, aber keinesweges tyranniſch; ſie wird ſich nicht einmahl über Ihre Gleichgültigkeit beklagen, ſo bald Sie dieſelbe überzeugen, daß Sie dazu hinlängliche Urſache haben. Eilen Sie alſo, ihr die Gründe zu ſagen, welche Sie ſo feſt an jene Ardaſire knüpfen.“

„Ich wurde wieder zu der Prinzeſſinn geführt, und erzählte ihr die ganze Geſchichte meines Lebens. Als ich meiner Liebe erwähnte, hörte ich Sie abermahls laut ſeufzen. Sie hielt meine Hand in der ihrigen, und ich fühlte, daß ſie dieſelbe, bey jeder rührenden Stelle, wider ihren Willen drückte.“

„Fangen Sie, ſagte eine von den Vertrauten der Prinzeſſinn, nochmahls von dem Zeitpuncte an, wo der Antrag des Königs von Medien, Ihnen ſeine Tochter zu geben, Sie ſo ſehr in Verzweiflung ſetzte. Wiederhohlen Sie uns die Beſorgniſſe, welche Sie während Ihrer Flucht für Ardaſiren empfanden. Schildern Sie der Prinzeſſinn die Freuden, welche Sie während Ihres ländlichen Aufenthaltes in Margiana genoſſen.“

„Immer war meine Erzählung für den Wunſch

der Prinzeſſinn zu unvollſtändig, ich wiederhohlte dieſen oder jenen einzelnen Umſtand, und immer ſchien er ihr neu. Ich war im Begriffe abzubrechen, und ſie glaubte, ich hätte noch etwas Weſentliches hinzu zu ſetzen.

„Am Morgen darauf erhielt ich folgende Zeilen:“

„Ich begreife die Gewalt einer Liebe wie die Ihrige, und ich verlange nicht, daß Sie mir dieſelbe aufopfern ſollen. Aber ſind Sie auch überzeugt, daß dieſe Ardaſire Sie noch liebe? Vielleicht ſchlagen Sie, um einer Undankbaren willen, das Herz einer Fürſtinn aus, die Sie anbethet.“

„Ich beantwortete dieſe Zeilen durch folgende:“

„Ardaſire liebt mich in einem ſolchen Grade, daß ich von den Göttern ſelbſt nicht verlangen kann, ihre Liebe zu vermehren. Ach! vielleicht hat ſie mich nur zu ſehr geliebt; ich erinnere mich eines Briefes, den ſie mir einige Zeit nach meiner Abreiſe an den Hof überſchickte. O! Prinzeſſinn, hätten Sie die eben ſo ſchrecklichen als zärtlichen Ausdrücke ihrer Betrübniß geleſen, gewiß Sie wären davon gerührt worden. Ich fürchte, daß, indeß ich hier zurück gehalten werde, die Verzweiflung mich verloren zu haben, und Überdruß des Lebens, Ardaſiren vielleicht zu einem Schritte verleiten, der auch mich ins Grab ſtürzen würde.“

„Ich erhielt folgende Antwort:“

„Seyn Sie glücklich, Arſazes, erhalten Sie Ardaſiren Ihre ganze Liebe. Ich verlange nichts als Ihre Freundſchaft.“

„Den Tag darauf wurde ich wieder in das Zimmer der Prinzeſſinn gebracht. Hier fühlte ich bey meinem Eintritte alles, was nur zur Wolluſt reitzen kann. Das

Zimmer duftete von den lieblichſten Wohlgerüchen. Die Prinzeſſinn ruhte nachläßig hingeworfen, auf einem Bette, das ſtatt der Vorhänge mit Blumenkränzen behangen war. Sie reichte mir die Hand, und ließ mich an ihre Seite ſetzen. Alles an ihr, bis auf den Schleyer, der ihr Geſicht verhüllte, war Anmuth. Ich ſah den Umriß ihres ſchönen Körpers. Ein leichter Flor, der über ſie hinfloß, zeigte und verbarg mir wechſelsweiſe den entzückendſten Anblick. Die Prinzeſſinn bemerkte, daß meine Blicke beſchäftigt waren, und als ſie dieſelben entflammt ſah, ſchien jener Flor ſich von ſelbſt zu öffnen, ich ſah alle Reitze einer unausſprechlichen Schönheit ſich mir entfalten. In dieſem Augenblicke drückte ſie mir die Hand, meine Augen irrten überall umher. „Nur Ardaſire rief ich, kann ſich mit ſo viel Schönheit vergleichen. Aber ich rufe die Götter zu Zeugen an, daß meine Treue" . . .

„Indem ich dieſes ſprach, warf ſich die Prinzeſſinn um meinen Nacken, und drückte mich in ihre Arme. Auf ein Mahl verfinſterte ſich das Zimmer, das Gewänd der Prinzeſſinn wich zurück, und ſie ſelbſt drückte einen Kuß auf meine Lippen. Ich war nicht mehr Herr meiner Bewegungen; ein plötzliches Feuer ergoß ſich durch meine Adern und entflammte meine Sinnen. Ardaſirens Bild entfernte ſich allmählich aus meiner Seele. Nur ein ſchwaches Andenken blieb noch zurück.... aber es ſchien mir ein bloßes Traumbild; ich war im Begriffe Ardaſiren ihr ſelbſt vorzuziehen. Schon hatte ſich meine Hand ihrem Buſen genaht, und ſchwebte wollüſtig über nahmenloſe Schönheiten dahin. Die Leidenſchaft zeigte ſich in ihrem ganzen Ungeſtümme, und eilte unaufgehalten ihrem Siege entgegen.... Noch einen Augenblick, und Ar-

daſire war überwunden. Aber auf ein Mahl erhob ſie ſich, rufte ihre Vertraute, wand ſich aus meinen Armen, und verſchwand."

„Ich kehrte in mein Zimmer zurück, und erſtaunte über meine eigne Unbeſtändigkeit. Den Tag darauf erhielt ich meine männliche Kleidung zurück, und wurde, als der Abend heran kam, wieder zu ihr gebracht, deren Bild mich noch immer entzückte. Ich ging auf ſie zu, warf mich zu ihren Füßen, ſprach mit allem Entzücken der Liebe von meinem Glücke, und machte mir über eine ehemahlige Gleichgültigkeit Vorwürfe. Ich bath, verſprach, ward dringender; ich ſprach ohne Zurückhaltung, mein Auge wollte allenthalben eindringen, meine Hand ſich durch nichts aufhalten laſſen. Aber zu meinem Erſtaunen fand ich die ſonderbarſte Veränderung; die Prinzeſſinn erwiederte meine Zudringlichkeit mit dem äußerſten Kaltſinne, und nachdem ſie mich gänzlich niedergeſchlagen, ſich lange genug an meiner Verlegenheit geweidet hatte, redete ſie mich an, und ich hörte jetzt zum erſten Mahle ihre Stimme:

„Wünſchen Sie nicht das Geſicht derjenigen zu ſehen, die Sie lieben?"

„Der Ton dieſer Stimme fiel mir auf; ich blieb unbeweglich, ich hoffte, es könnte Ardaſire ſeyn, und doch fürchtete ich eine Entdeckung, die mein Herz ſo ſehnlich wünſchte."

„Ziehen Sie dieſen Schleyer hinweg," ſagte die Prinzeſſinn. Ich that es, und erblickte Ardaſiren. Ich wollte ſprechen; aber meine Stimme ſtockte. Liebe, Erſtaunen, Freude, Scham, alle dieſe Leidenſchaften bemächtigten ſich abwechſelnd meines Herzens. Ardaſire! rief ich endlich. — Ja, Treulo

Zimmer duftete von den lieblichſten Wohlgerüchen. Die Prinzeſſinn ruhte nachläßig hingeworfen, auf einem Bette, das ſtatt der Vorhänge mit Blumenkränzen behangen war. Sie reichte mir die Hand, und ließ mich an ihre Seite ſetzen. Alles an ihr, bis auf den Schleyer, der ihr Geſicht verhüllte, war Anmuth. Ich ſah den Umriß ihres ſchönen Körpers. Ein leichter Flor, der über ſie hinfloß, zeigte und verbarg mir wechſelsweiſe den entzückendſten Anblick. Die Prinzeſſinn bemerkte, daß meine Blicke beſchäftigt waren, und als ſie dieſelben entflammt ſah, ſchien jener Flor ſich von ſelbſt zu öffnen, ich ſah alle Reitze einer unausſprechlichen Schönheit ſich mir entfalten. In dieſem Augenblicke drückte ſie mir die Hand, meine Augen irrten überall umher. „Nur Ardaſire rief ich, kann ſich mit ſo viel Schönheit vergleichen. Aber ich rufe die Götter zu Zeugen an, daß meine Treue“ . . .

„Indem ich dieſes ſprach, warf ſich die Prinzeſſinn um meinen Nacken, und drückte mich in ihre Arme. Auf ein Mahl verfinſterte ſich das Zimmer, das Gewänd der Prinzeſſinn wich zurück, und ſie ſelbſt drückte einen Kuß auf meine Lippen. Ich war nicht mehr Herr meiner Bewegungen; ein plötzliches Feuer ergoß ſich durch meine Adern und entflammte meine Sinnen. Ardaſirens Bild entfernte ſich allmählich aus meiner Seele. Nur ein ſchwaches Andenken blieb noch zurück.... aber es ſchien mir ein bloßes Traumbild; ich war im Begriffe Ardaſiren ihr ſelbſt vorzuziehen. Schon hatte ſich meine Hand ihrem Buſen genaht, und ſchwebte wollüſtig über nahmenloſe Schönheiten dahin. Die Leidenſchaft zeigte ſich in ihrem ganzen Ungeſtümme, und eilte unaufgehalten ihrem Siege entgegen.... Noch einen Augenblick, und Ar-

daſire war überwunden. Aber auf ein Mahl erhob ſie ſich, rufte ihre Vertraute, wand ſich aus meinen Armen, und verſchwand."

„Ich kehrte in mein Zimmer zurück, und erſtaunte über meine eigne Unbeſtändigkeit. Den Tag darauf erhielt ich meine männliche Kleidung zurück, und wurde, als der Abend heran kam, wieder zu ihr gebracht, deren Bild mich noch immer entzückte. Ich ging auf ſie zu, warf mich zu ihren Füßen, ſprach mit allem Entzücken der Liebe von meinem Glücke, und machte mir über eine ehemahlige Gleichgültigkeit Vorwürfe. Ich bath, verſprach, ward dringender; ich ſprach ohne Zurückhaltung, mein Auge wollte allenthalben eindringen, meine Hand ſich durch nichts aufhalten laſſen. Aber zu meinem Erſtaunen fand ich die ſonderbarſte Veränderung; die Prinzeſſinn erwiederte meine Zudringlichkeit mit dem äußerſten Kaltſinne, und nachdem ſie mich gänzlich niedergeſchlagen, ſich lange genug an meiner Verlegenheit geweidet hatte, redete ſie mich an, und ich hörte jetzt zum erſten Mahle ihre Stimme:

„Wünſchen Sie nicht das Geſicht derjenigen zu ſehen, die Sie lieben?"

„Der Ton dieſer Stimme fiel mir auf; ich blieb unbeweglich, ich hoffte, es könnte Ardaſire ſeyn, und doch fürchtete ich eine Entdeckung, die mein Herz ſo ſehnlich wünſchte."

„Ziehen Sie dieſen Schleyer hinweg," ſagte die Prinzeſſinn. Ich that es, und erblickte Ardaſiren. Ich wollte ſprechen; aber meine Stimme ſtockte. Liebe, Erſtaunen, Freude, Scham, alle dieſe Leidenſchaften bemächtigten ſich abwechſelnd meines Herzens. Ardaſire! rief ich endlich. — Ja, Treulo

ſer! erwiederte ſie, ich bin es. — Ardaſire, rief ich mit gebrochner Stimme, wie kannſt du einer unglücklichen Liebe ſo ſpotten? — Ich wollte ſie umarmen. — Arſazes! Sie ſind mein Gebiether; ach! ich hatte mir geſchmeichelt, Sie treuer wieder zu finden. Begnügen Sie Sich in dieſem Schloſſe zu befehlen; ſtrafen Sie mich, wenn Sie wollen, wegen deſſen, was ich gethan habe.... Arſazes, ſetzte ſie mit Thränen in den Augen hinzu, Sie verdienen es nicht!"

„Meine theure Ardaſire, rief ich aus, warum willſt Du mich in Verzweiflung ſetzen? Verlangteſt Du, daß ich gegen dieſe Reitze hätte gleichgültig bleiben ſollen, denen ich jederzeit gehuldigt habe? Gewiß Du widerſprichſt Dir ſelbſt. Wareſt Du es nicht, die ich liebte? Waren es nicht eben dieſe Schönheiten, die mich von je her entzückt haben? — Ach! erwiederte Ardaſire, Sie hätten eben ſo wohl eine andre geliebt, als mich. — Nein! Ardaſire! — Nie hätte ich eine andre geliebt als Dich; alles, was nicht Du ſelbſt geweſen wäreſt, würde mir mißfallen haben. Wie kalt würde ich geblieben ſeyn, wenn ich nicht dieſe liebenswürdigen Geſichtszüge geſehen, nicht dieſe Stimme gehört; nicht dieſe Augen wieder gefunden hätte? Nein, Ardaſire, höre auf mich zu quälen, und bedenke, daß ich die kleinſte mögliche Untreue begangen habe — wenn Du es ja noch Untreue nennen willſt."

„Das Schmachten ihrer Blicke, das Dahinſterben ihrer Stimme, verrieth mir, daß Ardaſire nicht mehr zürnte. Ich ſchloß ſie in meine Arme. Geht wohl etwas über das Glück, ſie, die wir lieben, in unſre Arme zu ſchließen! und welche Worte können

jene Glückſeligkeit ausdrücken, deren Übermaß nur liebende Seelen faſſen können, wenn die Liebe von neuem erwacht, wenn alles einladet, alles reitzet, alles zu Gebothe ſtehet; wenn man fühlet, daß man alles hat, und doch nicht genug zu haben glaubt; wenn die Seele, in ſich ſelbſt verloren, über die Grenzen der Natur hinaus zu ſtreben ſcheint." —

„Als Ardaſire wieder zu ſich kam, ſagte ſie: Wohl, theurer Arſazes, hat meine Liebe für Dich mich zu ſonderbaren Einfällen verleitet. Aber eine heftige Liebe hat weder Maß noch Geſetz. Derjenige kennt ſie nicht, der nicht ſelbſt ihre Launen und Ausſchweifungen unter ihre höchſten Freuden zählt. Bey allen Göttern beſchwöre ich Dich, Arſazes, mich nie wieder zu verlaſſen! Was für Wünſche kannſt Du noch haben? Du biſt glücklich, wenn Du mich liebſt. Du weißt, daß kein Sterblicher je ſo geliebt worden ſey, wie ich Dich liebe. Sage, verſprich, ſchwöre mir, daß Du hier bleiben willſt. Ich ſchwor es ihr unter tauſend Betheurungen, welche bloß durch die zärtlichſten Umarmungen unterbrochen wurden, und Ardaſire glaubte mir."

„O der ſeligen Augenblicke, wenn die ſchon halb befriedigte Liebe, ſich dem Gefühle mitgetheilt hat, und nun auch die ruhigern Empfindungen des Herzens ins Spiel ziehet; wenn, nach dem Genuſſe der Schönheiten, ſie nur noch von dem Reitze der Anmuth gerührt wird."

„Wir führten jetzt in Sogdiana das glückſeligſte Leben, das ſich nur denken läßt. Ich hatte zwar nur einige Monathe an dem Hofe von Margiane gelebt; allein dieſer kurze Aufenthalt war hinreichend geweſen, mich von meinem Ehrgeitze zu heilen. Ich hatte die Gunſt des Königs beſeſſen; aber ich be-

merkte gar bald, daß er mir meinen Muth, und seine Furchtsamkeit, nicht verzeihen konnte. Meine Gegenwart setzte ihn in eine gewisse Art von Verlegenheit; und so konnte er mich denn nicht mehr lieben. Seine Hofleute wurden dieß nicht so bald gewahr, als sie mit den Beweisen ihrer Hochachtung gegen mich zurück haltender wurden: und damit es nicht heißen möchte, ich hätte den Staat aus der Gefahr gerettet, nahm man jetzt am Hofe für ausgemacht an, es sey nicht die geringste Gefahr vorhanden gewesen. Der Sclaverey und der Sclaven gleich müde, kannte ich also von nun keine andre Leidenschaft, als meine Liebe für Ardastren. Ich schätzte mich tausend Mahl glücklicher, in dieser einzigen Abhängigkeit zu leben, die meinem Herzen so theuer war, als mich freywillig wieder einer andern zu unterwerfen, die mir so hassenswerth seyn mußte."

„Unser wohlthätiger Schutzgeist war, allem Ansehn nach, uns auch hierher gefolgt. Wir befanden uns jederzeit in demselben Überflusse, und erfuhren mit jedem Tage neue Wunder."

„Ein Fischer hatte uns einen Fisch verkauft, und einen Augenblick darauf brachte man mir einen außerordentlich kostbaren Ring, den man in dem Schlunde desselben gefunden hatte."

„Eines Tages, da es mir an Gelde fehlte, schickte ich einige Juwelen in die nächste Stadt zum Verkaufe; ich erhielt dafür ungefähr so viel, als sie werth seyn mochten. Aber es waren noch nicht acht Tage vergangen, so erblickte ich zu meinem großen Erstaunen dieselben Juwelen auf meinem Tische."

„Große Götter! rief ich aus, auf diese Weise ist mein Vermögen unerschöpflich!" —

„Ardaſire und ich geriethen auf den Einfall, unſern Schutzgeiſt auf die Probe zu ſtellen. Wir verlangten daher eine unermeßliche Summe von ihm. Allein er überzeugte uns bald von der Unbeſcheidenheit unſrer Wünſche. Wir fanden wenige Tage nachher auf unſrem Tiſche die kleinſte Summe, die uns noch je von ihm zu Theil geworden war. Wir konnten uns, beym Anblicke derſelben, des Lächelns nicht enthalten. Der Schutzgeiſt hat uns zum Beſten! ſagte Ardaſire. Ach! rief ich, die Götter ſind in Vertheilung ihrer Wohlthaten eben ſo gütig als weiſe. Der ſorgenfreye Wohlſtand, den ſie uns verleihen, iſt mehr werth, als aller Überfluß, welchen ſie uns verweigern.“

„Wir wußten nichts von allen jenen Leidenſchaften, welche ſo oft die Heiterkeit des Gemüths untergraben. Der verblendete Ehrgeitz, der Durſt nach Reichthümern, die Begierde zu herrſchen, alle dieſe Leidenſchaften wurden unſern Herzen immer fremder, und ſchienen die Gefühle einer andern Welt zu ſeyn, als der unſrigen. Jene ſo genannten Güter, wenn ſie anders dieſen Nahmen verdienen, können höchſtens nur dazu dienen, das Leere von Seelen auszufüllen, welchen die Natur nichts von ihren beſſern Gefühlen mitgetheilt hat; ſie ſind bloß der Antheil derjenigen, welche ſich unfähig fühlen, jene beſſern Güter zu erreichen.“

„Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß wir von dem kleinen Völkchen, aus welchem unſer Hausweſen beſtand, beynahe angebethet wurden. Ich und Ardaſire liebten uns auf das zärtlichſte; und ohne Zweifel iſt es die natürlichſte Wirkung der Liebe, auch diejenigen zu beglücken, bey welchen ſie die herrſchende Empfin-

dung ist. Aber jenes allgemeine Wohlwollen, welches wir in allen wieder finden, die uns umgeben, kann gewisser Maßen höhere Freuden gewähren, als selbst die Liebe. Es ist unmöglich, daß ein gefühlvolles Herz sich nicht in dem Genusse dieses allgemeinen Wohlwollens glücklich fühlen sollte. Durch eine sonderbare Einrichtung der Natur, ist der Mensch nie beschränkter, als wenn er es am wenigsten zu seyn scheint. Das Herz genießt nur dann seine lautersten Freuden, wenn es sich mittheilt, und seine Glückseligkeit außer sich suchet."

„Daher kömmt es, daß jener Traum von Größe, welcher die Menschen immer nur mit sich fortreißt, nur diejenigen täuscht, die sich von ihm berauschen lassen; daher kommt es, daß sie selbst nicht begreifen können, warum sie, mitten im Besitze desjenigen, was sie für Glückseligkeit halten, dennoch so wenig glücklich sind; und daß, weil sie dieses Glück bey aller ihrer gegenwärtigen Größe vermissen, sie immer einen noch höhern Grad von Größe zu erringen streben. Können sie dieß neue Ziel ihrer Wünsche nicht erreichen, so halten sie sich für unglücklich; erreichen sie es, so fühlen sie noch immer denselben Mangel an echter Glückseligkeit, wie zuvor."

„Der Stolz ist es, der jedes bessere Gefühl in eben dem Maße verdrängt, als er sich des Herzens bemeistert; der unsre Empfindungen in uns selbst zurück zieht, und allenthalben Traurigkeit verbreitet. Diese Traurigkeit kommt aus jener Öde des Herzens, welches ohne Unterlaß fühlet, daß es zum Genusse bestimmt sey, und daß doch kein Genuß ihm zu Theil werde; welches fühlt, daß es für andre geschaffen sey, und doch diese andern nicht findet."

„Ich und Ardaſire würden in unſrer Lage, und bey unſrer Denkungsart, alle jene Freuden genoſſen haben, welche die Natur unfehlbar gewährt, wenn man ſich nicht abſichtlich von ihr entfernt. Unſre Tage wären zwiſchen Ruhe, Unſchuld und Freude dahin gefloſſen. Wir würden unſre Jahre nur nach der Erneurung der Blumen und der Früchte gezählt haben; eine ununterbrochne Glückſeligkeit würde uns den Lauf derſelben kaum haben merken laſſen; ich hätte alle meine Tage an Ardaſirens Seite zugebracht, ihr geſagt, wie ſehr ich ſie liebte; und eine Gruft hätte unſre Gebeine auch noch im Tode vereiniget — aber unſre Glückſeligkeit verſchwand auf ein Mahl, und machte dem bitterſten Wechſel Platz.“

„Der Fürſt des Landes war ein Tyrann, dem das größte Verbrechen nichts koſtete. Nichts machte ihn jedoch verhaßter, als die unaufhörlichen Beleidigungen, welche er ſich gegen ein Geſchlecht erlaubte, zu welchem, nach der Sitte des Orients, es kaum erlaubt iſt, auch nur die Augen zu erheben. Er hatte von einer aus Ardaſirens Serail entlaßnen Sclavinn gehört, meine Gattinn habe an Schönheit durchaus nicht ihres Gleichen. Dieß war genug, ihn auf den Gedanken zu bringen, ſie mir zu rauben. Einſt in der Nacht umringte ein Haufen Bewaffneter unſer Haus, und am frühen Morgen erhielt ich den Befehl des Tyrannen, ihm Ardaſiren unverzüglich zu ſchicken. Ich ſahe die Unmöglichkeit, Ardaſiren in Sicherheit zu bringen. Mein erſter Gedanke war, ſie mit eigner Hand, während des Schlummers, in welchem ſie noch begraben lag, zu tödten. Ich ergriff meinen Degen, ſtürzte in ihr Zimmer, öffnete die Vorhänge des Bettes — bebte vor Entſetzen zurück, und

fühlte alle meine Sinne erſtarrt. Eine neue Wuth bemächtigte ſich meiner in dieſem Augenblicke. Ich wollte mich mitten unter den bewaffneten Haufen werfen, wollte alles niederſtoßen, was ſich mir nahen würde. Aber bald both ſich meinem Geiſte ein überdachterer Ausweg dar, bey deſſen Betrachtung ich kälter wurde. Ich faßte den Entſchluß, mich in die weibliche Kleidung zu werfen, welche ich vor einigen Monathen getragen hatte, und unter Ardaſirens Nahmen mich in dem für ſie beſtimmten Tragſeſſel zum Tyrannen bringen zu laſſen. Auſſer dem daß ich keinen andern Ausweg vor mir ſahe, fühlte ich ein geheimes Vergnügen, eine muthige Handlung in derſelben Kleidung auszuführen, unter welcher liebevolle Verblendung noch vor kurzem mein Geſchlecht gewiſſer Maßen erniedrigt hatte.“

„Ich traf mit dem kälteſten Blute die nöthigen Anſtalten. Ich befahl, daß man die Gefahr, der ich mich ausſetzen mußte, Ardaſiren verbergen, und ſie ohne Verzug in ein anderes Land abführen möchte. Ich nahm einen meiner Sclaven mit mir, deſſen Muth ich kannte, und überlieferte mich nunmehr den Weibern und Verſchnittnen, welche der Tyrann abgeſchickt hatte, Ardaſiren zu hohlen. Die Reiſe dauerte noch nicht ganz zwey Tage; und es war ſchon tiefe Nacht, als wir an dem Orte unſrer Beſtimmung eintrafen. Der Tyrann gab eben ſeinen Weibern und Hofleuten in einem ſeiner Gartenſäle ein prächtiges Gaſtmahl. Er ſelbſt befand ſich in jenem ſinnloſen Rauſche der Fröhlichkeit, in welchen die Wolluſt verſenkt, wenn ſie im Übermaſſe genoſſen wird. Er befahl, daß man mich vor ihn bringen ſollte. Ich wurde in den Saal des Gaſt-

mahls geführt, und mußte mich an seine Seite sezzen; es gelang mir, meine Wuth und innere Unruhe zu verbergen.“

„Meine Wünsche schwankten gewissermassen hin und her. Ich wünschte die Blicke des Tyrannen auf mich zu ziehen, und doch fühlte ich, so bald er dieselben auf mich richtete, meine Wuth sich nur vermehren. Weil er mich für Ardastren hält, sagte ich bey mir selbst, so erfrecht er sich, mich zu lieben. In der That schien es, als ob seine Zudringlichkeiten sich in meinen Augen vervielfältigten, und als ob er tausend Wege gefunden hätte, meine Liebe zu beleidigen. Ich war indessen nicht mehr weit von dem Augenblicke entfernt, wo ich die grausamste Rache an ihm nehmen wollte. Ich sah ihn sich immer mehr und mehr erhitzen, und seinem Untergange immer näher zueilen. Er verließ den Saal, wo sich die Gäste versammelt befanden, und führte mich in ein entfernteres Zimmer des Gartens; und zwar ohne eine andere Begleitung, als einen seiner Verschnittnen und dem Sclaven, welchen ich mitgebracht hatte. Von wilder Wollust hingerissen, war er schon im Begriffe, sich von meinem Geschlechte näher zu überzeugen. — Dieser Dolch, rief ich aus, wird dir am besten sagen, daß ich ein Mann bin. Stirb, Wüthrich, und wisse, daß Ardastrens Gemahl dein Verbrechen gestraft hat. — Der Tyrann stürzte todt zu meinen Füßen nieder, und in demselben Augenblicke öffnete sich auch die Thür des Zimmers. So bald der Sclave, der mich hier het begleitete, meine Stimme vernahm, hatte er den Verschnittnen, der daselbst Wache hielt,

niedergeſtoßen, und ſich des Einganges bemächtiget. Ohne einen Augenblick länger hier zu verweilen, ergriffen wir die Flucht; irrten aber geraume Zeit in dem Garten umher, bis wir endlich einem Menſchen begegneten. Ich ergriff ihn, ſetzte ihm den Dolch auf die Bruſt, und ſagte: Ich ſtoße dich auf der Stelle nieder, wenn du uns nicht einen Ausgang ins Freye zeigſt. Zu gutem Glücke war es ein Gärtner. Angſtvoll und zitternd brachte er uns an eine Thüre, welche er eröffnete. Ich befahl ihm; ſie wieder zu verſchließen, und mir zu folgen."

„Ich warf nun meine weiblichen Kleider von mir, und hüllte mich in einen Sclavenrock. Wir ſtreiften einige Zeit in dem Holze umher, bis wir endlich, eben da unſre Füße, von Müdigkeit abgemattet, kaum noch die Kraft hatten, uns weiter zu ſchleppen, ſo glücklich waren, einen Kaufmann anzutreffen, der ſeine Kamehle hier weiden ließ, und durch deſſen Beyhülfe wir endlich glücklich über die Grenzen dieſes gehäſſigen Landes gebracht wurden."

„Mein Herz ſchien in eben dem Maße unruhiger zu werden, als ſich die Gefahren meiner Flucht verminderten. Alles kam jetzt darauf an, Ardaſiren wieder zu ſehen; und ich hatte nur zu viel Urſache, an ihrer Sicherheit zu verzweifeln. Ihre Sclavinnen und ihre Verſchnittnen hatten ihr zwar unſre grauſame Lage verborgen; aber Ardaſire, die mich nicht mehr an ihrer Seite fand, glaubte ſich von mir hintergangen, hielt es in der Betäubung ihres Schmerzes für möglich, daß ich eine durch ſo viel Schwüre verſiegelte Treue brechen könnte. Ohne die geringſte Erläuterung, ohne irgend einen ihr gegebenen Wink, ſie entführen zu laſſen, eine ſolche Grauſamkeit ſchien

ihr unbegreiflich. Die Liebe ſieht alles, was ſie beſorgt, ſchon wirklich. Das Leben wurde Ardaſiren unerträglich; ſie nahm Gift, das jedoch nur langſam wirkte. Ich kam an, und fand ſie ſterbend. — „Ardaſire, Du biſt für mich verloren! Du ſtirbſt! Grauſame Ardaſire! ach! was hatte ich verbrochen?“ ... Sie brach in Thränen aus. Arſazes, ſagte ſie, nur noch vor einem Augenblicke ſchien mir der Tod entzückend; ſeit ich Dich wiederſehe, erſcheint er mir als das ſchrecklichſte Leiden. Ich fühle, daß ich wieder von neuem für Dich leben möchte, und daß meine Seele ſich weigere, ſich von dir zu trennen. Laß mich in deinem Andenken fortleben, und ſey überzeugt, daß ſo lange Ardaſirens Nahme dir theuer bleibt, ſie ſich auch im Reiche der Schatten nicht unglücklich glauben wird. Wenigſtens wird mir ja noch das ſchöne Loos in deinen Armen zu ſterben.“

„Bey dieſen Worten ſtarb ſie. Ich begreife noch in dieſem Augenblicke nicht, wie ich ſie überleben konnte. Man riß mich von ihrem Leichname hinweg, und es war mir, als ob ich von mir ſelbſt getrennt würde. — Meine Augen ſtarrten wild auf den erblaßten Körper hin; ich blieb unbeweglich in derſelben Stellung; ich war ſo gut wie ſinnlos. — Man entzog mir dieſen ſchrecklichen Anblick, und ſogleich fühlte ich meine Seele wieder zu dem Gefühle des Schmerzens zurückkehren. Man ſchleppte mich fort. Meine Augen blieben noch immer auf den Gegenſtand meines Kummers geheftet; tauſend Leben hätte ich hingegeben, Ardaſiren nur noch ein einziges Mahl zu ſehen. Ich wurde wüthend; ich ergriff meinen Degen; ich wollte mir das Herz durchbohren; allein man hielt mich zurück. Ich verließ endlich dieſen unglücklichen Pal-

laſt, ohne ihn je wieder zu betreten. Ich bekam nicht ſelten Anfälle von Wahnſinn, lief in den Wäldern umher, und erfüllte die Luft mit meinem Geſchrey. Wenn ich wieder ruhiger wurde, arbeiteten alle Kräfte meiner Seele nur auf die Erhöhung meines Schmerzens. Es ſchien mir, als ob ich auf der ganzen Welt nichts weiter übrig hätte, als meine Traurigkeit und Ardaſirens Nahmen. Ich ſprach dieſen Nahmen mit der Stimme der Verzweiflung aus, und ſank dann augenblicklich in mein düſteres Stillſchweigen zurück. Ich faßte abermahls den Entſchluß, mir das Leben zu nehmen; aber eine neue Wuth unterbrach dieſen Gedanken. Du willſt ſterben, ſagte ich bey mir ſelbſt, und Ardaſire iſt noch nicht gerächet? — Du willſt ſterben; und der Sohn des Tyrannen iſt noch in Hyrkanien, berauſcht ſich vielleicht in Vergnügungen, ſpottet deiner Leiden? Er lebt, und du willſt ſterben?"

„Ich machte mich ſogleich auf den Weg, den Sohn meines Feindes aufzuſuchen. Ich hörte, er habe Ihnen den Krieg angekündigt; und ſo eilte ich denn unverzüglich hierher. Ich traf drey Tage vor dem Treffen bey Ihnen ein, und that, was Sie wiſſen. Ich hätte den Sohn des Tyrannen, auf der Stelle niederſtoßen können; aber es ſchien meiner Rache angemeßner, ihn zum Gefangenen zu machen. Ehrlos und in Banden ſchleppe er ein Daſeyn dahin, das ihn eben ſo ſehr belaſte, als mich das meinige. Er ſoll, hoffe ich, noch dereinſt erfahren, daß ich nichts von dem, was ihm angehört, am Leben gelaſſen habe. Und doch geſtehe ich Ihnen, Aſpar, daß ich mich ſeit dem Augenblicke, da ich mich gerächet habe, minder glücklich fühle. Ich empfinde, daß die Hoffnung der Rache ſüßer ſey, als die Rache ſelbſt.

Nicht die Befriedigung meiner Wuth, nicht die That, von welcher Sie Zeuge gewesen sind, nicht der Beyfall des Volks, ja selbst nicht Ihre Freundschaft, Aspar, kann mir ersetzen, was ich unwiederbringlich verloren habe!" —

Aspars Erstaunen war gleich durch die ersten Worte der vorher gehenden Erzählung in hohem Grade erregt worden. Er hatte, wie er den Nahmen Arsazes vernahm, sogleich in ihm den Gemahl der Königinn erkannt. Gewisse Staatsursachen hatten es nöthig gemacht, Ismenien, die jüngste Tochter des verstorbenen Königs, nach Medien zu schicken, und daselbst, unter dem Nahmen Ardastre, heimlich erziehen zu lassen. Aspar war es, der sie an Arsazes verheirathet, der in dem Serail desselben jederzeit Vertraute gehabt hatte, die ihm von allem Nachricht gaben. Mit einem Worte, Er war der Schutzgeist, der durch eben diese Vertrauten unsern Arsazes mit so viel Wohlstand überschüttet, und, auf eine so einfache Weise zu so manchen vermeinten Wundern Anlaß gegeben hatte.

Er hatte die wichtigsten Ursachen gehabt, Ardastrens Geburt dem Arsazes zu verbergen, der, bey seinem bekannten Muthe, die Ansprüche seiner Gemahlinn auf Baktriana leicht hätte geltend zu machen, und dadurch nur neue Unruhen veranlassen können.

Diese Gründe waren gegenwärtig nicht mehr vorhanden, und Aspar hatte sich, bey Anhörung der Geschichte desselben, mehr als ein Mahl in Versuchung gefühlt, ihn zu unterbrechen. Dennoch glaubte er, bey reiferer Überlegung, daß es noch immer nicht Zeit sey, dem Arsazes über sein Schicksal nähere Auskunft zu geben. Gewohnt, als Staatsmann, seine Bewegungen immer in seiner Gewalt zu haben, siegte die Klug-

heit über jenen freundſchaftlichen Eifer; und Aspar war mehr darauf bedacht, eine große Begebenheit vorzuberriten, als ſie zu übereilen.

Nach wenigen Tagen verbreitete ſich das Gerücht, der Verſchnittne habe eine falſche Ismenie auf den Thron geſetzt. Die Folge davon war ein allgemeines Mißvergnügen, welches ſogar in offenbaren Aufruhr auszubrechen drohte. Der aufgebrachte Pöbel umrang den Pallaſt, und verlangte mit lauter Stimme Aspar's Kopf. Der Verſchnittne ließ eines der Thore öffnen, beſtieg einen Elephanten, und näherte ſich dem aufgebrachten Haufen. „Baktrianer," rief er, „höret mich an." — Allein das Gemurre dauerte immer fort. — „Höret mich an, ſage ich," rief Aspar nochmahls; „wenn mein Leben gegenwärtig in Eurer Gewalt ſtehet, ſo wird eben daſſelbe einige Augenblicke ſpäter nicht weniger in Eurer Gewalt ſtehen. — Hier iſt ein Papier, welches der vorige König mit eigner Hand geſchrieben und beſiegelt hat. Werft Euch nieder, und verehret in Demuth ſeinen Inhalt. Ich eile, Euch denſelben vorzuleſen."

Aspar las:

„Der Himmel hat mir zwey Töchter gegeben, welche ſich ſo ſehr gleichen, daß kein fremdes Auge ſie von einander zu unterſchriden vermag. Ich fürchte, daß dieſer Umſtand in der Folge zu größern Unruhen und traurigen Zerrüttungen Anlaß geben könne. Es ſey alſo Eure Sorge, Aspar, die jüngere von beyden nach Medien zu ſchicken, und daſelbſt für ihre Erziehung die nöthigen Einrichtungen zu treffen. In dieſem Lande bleibe ſie, unter einem verborgnen Nahmen, ſo lange, als es das Beſte des Staats erfordert."

Aspar hielt dieſen Aufſatz über ſein Haupt em-

vor, indeß er sich selbst zur Erde neigte, und fuhr folgender Gestalt fort:

„Ismenie ist allerdings todt; aber ihre Schwester, die jüngere Ismenie, befindet sich auf dem Throne. War es Unrecht, daß ich, bey dem herannahenden Tode der Königinn, ihre jüngere Schwester aus dem entferntesten Theile von Asien hierher kommen ließ? Wollt Ihr mir einen Vorwurf daraus machen, daß ich so glücklich gewesen, sie Euch und einem Throne wieder zu geben, der ihr, seit dem Tode der Königinn, ihrer Schwester, zugehöret? Wenn ich den Tod der letzteren einige Zeit verschwiegen habe, so erforderte offenbar die Lage der Angelegenheiten diese Verschwiegenheit. Verdiene ich also wohl Tadel, daß ich, indem ich meine Pflicht beobachtete, zugleich die Klugheit zu Rathe gezogen habe? Legt also unverzüglich eure Waffen nieder. Bis jetzt ist Euer Betragen noch verzeihlich gewesen; von diesem Augenblicke an würde es in hohem Grade strafbar seyn."

Aspar erzählte hierauf umständlicher, daß er die junge Ismenie der Vorsorge zweyer alter Verschnittnen anvertraut, daß er sie unter fremdem Nahmen nach Medien bringen, und daselbst an einen Großen des Landes verheirathen lassen; daß er allenthalben, wo der Zufall sie hingeführet, für sie gesorget; daß die Krankheit der Königinn ihm den Entschluß eingegeben habe, sie entführen zu lassen, um geheim im Seraile bewacht zu werden, daß er endlich, nach dem Tode der letzteren, ihr zu dem rechtmäßigen Besitze des Thrones die Hand gebothen habe.

Wie die Wellen des empörten Meeres bey dem Hauche sanfterer Lüfte sich beruhigen, so besänftigte Aspars Rede den tobenden Aufruhr des Volks. Man

hörte jetzt nichts als lautes Freudengeſchrey, und alle Tempel hallten von Ismeniens Nahmen wieder.

Aspar flößte der jungen Königinn den Wunſch ein, den Fremden zu ſehen, welcher dem Staate einen ſo wichtigen Dienſt geleiſtet hatte; und wußte es ſo einzuleiten, daß Arſazes ihr öffentlich vorgeſtellt werden ſollte. Es wurde beſchloſſen, daß die Großen und das Volk verſammelt, der junge Held, in ihrer Gegenwart, zum Heerführer der Armee erkläret, und dann feyerlich von der Hand der Königinn, ſelbſt mit dem Degen umgürtet werden ſollte.

Der zu dieſer Feyerlichkeit angeſetzte Tag erſchien. Die Vornehmſten der Nation hatten rings herum in einem großen Saale Platz genommen, indeß eine unzählige Menge Volks die Mitte und den Eingang beſetzt hielt. Die Königinn ſaß auf ihrem Throne. Sie war auf das herrlichſte gekleidet, ihr Haupt glänzte von Edelſteinen, auch hatte ſie, wie es bey dergleichen Feyerlichkeiten hergebracht war, ihren Schleyer aufgehoben, und man glaubte die Göttinn der Schönheit ſelbſt zu erblicken. Arſazes wurde vorgeführt, und das Volk begrüßte ihn mit einem lauten Zuruf der Freude. Er ſchlug die Augen ehrfurchtsvoll nieder, und redete, nach einem kurzen Stillſchweigen, die Königinn folgender Geſtalt an:

„Madame — ſprach er mit ſchwacher und unterbrochener Stimme. — Wenn irgend etwas im Stande wäre, meiner Seele einige Augenblicke der Ruhe zu ſchenken, und das Gefühl meiner Leiden“. . . .

Die Königinn ließ ihn nicht ausreden. Gleich Anfangs hatte ſie das Geſicht zu kennen geglaubt, und nun erkannte ſie bey den erſten Worten die Stimme ihres Arſazes. Außer ſich vor Erſtaunen und Ent-

zücken über eine so unerwartete Zusammenkunft, stürzte sie von ihrem Throne, und warf sich zu den Füßen ihres Gatten.

„O mein theurer, theurer Arsazes! — rief sie. — Meine Leiden waren größer, als die deinigen. Seit jenem unglücklichen Augenblicke unsrer Trennung, gab ich alle Hoffnung auf, Dich je wieder zu sehen; und dieser Gedanke verbitterte jede Freude meines Lebens.“ —

Auf ein Mahl, gleich als ob ein neues Gefühl ihre erste Empfindung verdrängt hätte, oder als ob sie über die Heftigkeit, mit der sich ihre Leidenschaft nur eben geäußert hatte, ungewiß wäre, stand jetzt die Königinn plötzlich auf, und eine bescheidene Röthe überzog ihr Gesicht.

„Baktrianer! — rief sie — es ist mein Gemahl, zu dessen Füßen Ihr mich gesehen habt. Es thut meinem Herzen wohl, daß ich ihm in Eurer Gegenwart diesen Beweis meiner Liebe geben konnte. Ich habe meinen Thron verlassen, weil ich meinen Gemahl nicht auf demselben fand, und ich rufe die Götter zu Zeugen an, daß ich, ohne ihn, nie jenen wieder besteigen werde. Ich bin stolz darauf, daß die schönste That meiner Regierung durch ihn geschehen ist, und daß ich es bin, um derentwillen er sie ausgeführt hat. Baktrianer! haltet Ihr denjenigen, der über mich herrscht, für würdig, auch über Euch zu herrschen? — Billiget Ihr meine Wahl? — Wollt Ihr Arsazes für Euren König erkennen? Sprechet; antwortet.“ — Kaum hatte man die letzten Worte der Königinn vernommen, als der ganze Pallast von lautem Beyfalle wiederhallte. Man hörte nur den Nahmen Arsazes und Ismenie von allen Lippen tönen.

Arſazes war, dieſe ganze Zeit über, wie verſteinert. Er wollte ſprechen; aber ſeine Stimme ſtockte. Er wollte ſich bewegen; und blieb unverändert auf derſelben Stelle. Er ſah weder die Königinn, noch das verſammelte Volk. Kaum vernahm er das ihm entgegen tönende Jubelgeſchrey. Die Freude hatte ihn dergeſtalt außer Faſſung gebracht, daß ſeine Seele nicht im Stande war, ihre ganze Glückſeligkeit zu fühlen.

Erſt als Aspar die Verſammlung entlaſſen hatte, ergriff Arſazes die Hand der Königinn und neigte ſich mit dem Ausdrucke der innigſten Rührung über ſie hin.

„Ardaſire, Du lebſt! meine theure Ardaſire! Ich ſtarb jeden Tag vor Betrübniß — Aber haben die Götter Dich wieder ins Leben zurück gerufen?“

Ardaſire erzählte ihm hierauf, daß ihr eine ihrer Vertrauten, ſtatt des Giftes einen berauſchenden Trank gereichet habe. Drey Tage war ſie ohne Bewegung geblieben; als ſie endlich wieder erwachte, war ihr erſtes Wort, Arſazes. Ihre Augen öffneten ſich nur um ihn zu ſehen. Allenthalben hatte ſie ihn aufſuchen laſſen, und ſelbſt aufgeſucht. Bey einer dieſer Wanderungen war ſie, auf Aspars Veranſtaltung, nach Baktriana gebracht, und nach dem Tode ihrer Schweſter auf den Thron geſetzt worden.

Mit guter Überlegung hatte Aspar der Zuſammenkunft von Arſazes und Ismenien die möglichſte Feyerlichkeit gegeben. Das Andenken des letztern Aufruhres ſchwebte ihm noch zu friſch im Gedächtniſſe, und er glaubte, daß, nachdem Ismenie durch ſeine Hand auf den Thron geſetzt worden, es nicht ganz ſchicklich ſey, merken zu laſſen, daß er auch an der Erhebung des Arſazes Antheil habe. Überhaupt ge-

Hörte zu Aspars Grundsätzen, nie in eigner Person zu thun, was er durch andere konnte thun lassen, und das Gute zu lieben, von welcher Seite es auch kommen möchte. Da er über dieß die vortreffliche Denkungsart der beyden Liebenden kannte, so wünschte er den Charakter derselben dem Volke in dem schönsten Lichte zu zeigen, um ihnen dadurch die allgemeine Ehrfurcht zuzusichern, welche große Seelen bey jeder Gelegenheit, wo sie sich zeigen können, unfehlbar erwerben. Er wollte ihnen jene Liebe verschaffen, mit welcher das Herz sich so gern an diejenigen anschließt, welche mit großen Unglücksfällen zu kämpfen hatten. Er wollte jene warme Bewunderung für sie erwecken, die man für diejenigen fühlt, deren Seele jedem Eindrucke sanfter Leidenschaften sich so gern öffnet. Mit einem Worte, er sah dieß als die schicklichste Gelegenheit an, den Arsazes auf immer den Nahmen eines Fremden verlieren zu lassen, und ihn dafür, in dem Herzen eines jeden Baktrianers, zu dem Range eines Eingebornen zu erheben.

Arsazes genoß eine Glückseligkeit, die ihm selbst beynahe unbegreiflich schien. Er hatte Ardastren wieder, die er todt geglaubt hatte. Ardastre war Ismenie; Ardastre war Königinn von Baktriana; Ardastre hatte ihn zum Könige gemacht. Gefühle der Größe wechselten bey ihm mit Gefühlen der Liebe. Er freute sich einer Krone, welche, statt für ihn ein Zeichen der Unabhängigkeit zu seyn, ihn vielmehr erinnerte, daß er Ardastren angehöre; er liebte einen Thron, der ihn immer an die Hand erinnerte, durch welche er denselben bestiegen hatte.

Ismenie genoß jetzt zum ersten Mahl das Vergnügen, zu fühlen, daß sie eine große Königinn sey.

Vor der Ankunft des Arſazes war ſie im Beſitze eines groſſen Glücks geweſen; aber es hatte ihr ein Herz gefehlt, dieſe Glückſeligkeit zu empfinden. Mitten unter dem Gedränge des Hofes, fühlte ſie ſich einſam und allein; ſo viele tauſend Menſchen lagen zu ihren Füßen, und ſie glaubte ſich von der ganzen Welt verlaſſen.

Das erſte, was Arſazes that, war, den Fürſten von Hyrkanien vor ſich kommen zu laſſen.

„Der Augenblick, da ich Sie rufen laſſen, ſprach er, iſt zugleich der Augenblick Ihrer Befreyung geworden. Ich will nicht, daß es in dem Staate des glücklichſten Sterblichen irgend einen Unglücklichen gebe. Habe ich Sie auch überwunden, ſo glaube ich doch nicht, es Ihnen am Muthe zuvor gethan zu haben; aber Sie werden mir dafür erlauben, es Ihnen an Edelmuth zuvor zu thun.“

Der Hauptzug in dem Charakter der Königinn war Milde, und ihr angeborner Stolz verſchwand in jedem Falle, wo er verſchwinden ſollte.

„Verzeihen Sie mir, ſprach ſie zu dem Fürſten von Hyrkanien, wenn ich einer Liebe nicht Gehör geben konnte, welche der Pflicht entgegen war. Die Gemahlinn des Arſazes konnte nicht die Ihrige ſeyn, und Sie hatten ſich bloß über das Schickſal zu beklagen.“

„Wenn Hyrkanien und Baktriana nicht ein gemeinſchaftliches Reich ausmachen, ſo ſind es doch Staaten, welche die Natur beſtimmt hat, mit einander verbunden zu ſeyn. Ismenie mußte ihre Liebe verſagen, aber ſie verſpricht ihre Freundſchaft.“ —

„Ich ſehe mich, verſetzte der Prinz, von ſo viel Leiden unterdrückt, und mit ſo viel Wohlthaten

überhäufet, daß ich selbst beynahe nicht weiß, ob ich mich glücklich oder unglücklich schätzen soll."

„Ich habe die Waffen wider Sie ergriffen, um mich wegen einer Beleidigung zu rächen, welche nur eingebildet war. Weder Sie, noch ich verdienten, daß das Schicksal unsre Entwürfe begünstigte. Ich werde nach Hyrkanien zurück kehren, wo ich bald meine Unglücksfälle vergessen könnte, wenn ich es nicht unter die Zahl derselben rechnete — Sie gesehen zu haben, und Sie nicht mehr zu sehen."

„Ihre Schönheit wird in dem ganzen Morgenlande besungen werden; sie wird das Jahrhundert, in welchem Sie leben, berühmter machen, als jedes andre; noch bey künftigen Geschlechtern werden die Nahmen, Arsazes und Ismenie, die schmeichelhaftesten Benennungen für edle Liebende abgeben."

Ein unvorhergesehenes Ereigniß erforderte die Gegenwart des Arsazes in einer entfernten Provinz des Reichs. Er verließ Ismenien. Welcher zärtliche Abschied! welche sanfte Thränen! Der ganze Auftritt war für beyde Liebende mehr rührend, als schmerzlich. Das Bittere der Trennung verschmolz in die frohe Erwartung, einander bald wieder zu sehen.

Während der Abwesenheit des Königs war durch seine Vorsorge alles so eingerichtet, daß Zeit, Ort, Personen, Umstände, mit einem Worte alles, Ismenien Beweise seines Andenkens darbiethen mußte. Arsazes war entfernt, und doch sagten seine Handlungen Ismenien, daß er ihr nahe sey; alles schien sich zu vereinigen, ihr sein Andenken zurück zu rufen. Sie fand nirgends den Arsazes, aber allenthalben ihren Liebhaber.

Arsazes schrieb fast mit jedem Tage an Ismenien. In einem seiner Briefe hieß es:

„Ich habe die herrlichen Städte gesehen, welche zu den Grenzen Ihres Reichs führen. Ich habe unzählige Völker gesehen, die sich zu meinen Füßen warfen. Alles sagte mir, ich habe in Baktria zu gebiethen; aber ich sahe sie nicht, die mich zum Könige dieses Landes gemacht hat, und ich hörte auf, es zu seyn."

Er schrieb:

„Wenn der Himmel mir den im Oriente so berühmten Trank der Unsterblichkeit gewähren wollte, so müßte entweder Ismenie mit mir aus demselben Becher trinken, oder meine Lippen würden ihn nie berühren. Ismenie muß entweder mit mir unsterblich seyn, oder ich mit ihr zugleich sterben."

Er berichtete ihr unter andern:

„Ich habe eine neue Stadt erbauen lassen, und ihr Deinen Nahmen gegeben. Ganz gewiß werden die Einwohner derselben die glücklichsten Unterthanen unseres Reiches seyn."

In einem andern Briefe, in welchem er Ismenien über ihre persönlichen Reitze die zärtlichsten Schmeicheleyen gesagt hatte, setzte er folgendes hinzu:

„Ich habe bey dem, was ich jetzt geschrieben habe, nicht die Absicht, Dir etwas Schmeichelhaftes zu sagen, sondern bloß meine Sehnsucht zu täuschen; denn ich fühle, daß mein Herz ruhiger schlägt, wenn ich mit Dir über Dich spreche."

Zuletzt empfing sie folgende Zeilen:

„Bisher zählte ich die Tage; jetzt zähle ich nur noch Augenblicke. Und doch scheinen mir diese Augen-

blicke länger, als ehemahls die Tage! O Ismenie, die Unruhe meines Herzens vermehrt sich in eben dem Maße, als ich Dir näher komme."

Nach Arsazes Rückkehr trafen von allen Orten Gesandtschaften ein, von denen manche ziemlich sonderbar waren.

Man errichtete in dem Hofe des Pallastes einen Thron, von welchem herab Arsazes denselben Gehör gab. Der Gesandte der Parther nahte sich zuerst. Er saß auf einem herrlichen Rosse, und hielt, ohne von demselben abzusteigen, folgende Anrede an den König:

„Ein Hyrkanischer Tieger verwüstete das Land. Ein Elephant erstickte ihn unter seinen Füßen. Noch blieb ein junger Tieger übrig, und zeigte, seiner Jugend ungeachtet, sich schon so grausam, als sein Vater. Auch von ihm befreyete der Elephant die Fluren. Alles, was sich vor dem Grimme der wilden Thiere fürchtete, kam, in seiner Nähe zu weiden. Der Elephant freute sich des Schutzes, den er dem Lande gewährte, und sprach bey sich selbst: Man sagt, der Tieger sey der König der Thiere; aber er ist nur der Tyrann derselben: ich bin ihr wahrer König."

Der Gesandte der Perser sprach folgender Gestalt:

„Im Anfange der Welt vermählte sich Phöbus mit der Luna. Alle Sterne des Firmaments hatten um Lunen geworben; aber sie antwortete ihnen: Betrachtet die Sonne und betrachtet euch; Ihr alle zusammen habt nicht so viel Licht, als jene allein."

Der Gesandte von Ägypten folgte ihm, und sprach:

„Als Isis sich mit dem großen Osiris verband, war diese Vermählung der Ursprung des Wohlstandes

von Ägypten, und das Vorbild seiner Fruchtbarkeit. Und eben dieß wird auch das Loos von Baktriana seyn. Die Verbindung seiner Götter wird Segen über das Land verbreiten."

Arsazes ließ die Wände eines jeden Pallastes mit seinem und Ismeniens Nahmen verzieren. Allenthalben erschienen die Züge von beyden in einander verschlungen. Er verboth sogar, ihn je anders zu mahlen, als in Ismeniens Gesellschaft.

Alles dasjenige, was einige Strenge erforderte, schien Arsazes allein zu thun; alle Gnadenbezeigungen hingegen wurden unter seinem und unter Ismeniens Nahmen gewähret.

„Ich liebe Dich, sagte er oft zu Ardastren, Deiner göttlichen Schönheit und Deiner immer neuen Reitze wegen. Aber ich liebe Dich auch darum, weil ich Dir dann erst am meisten zu gefallen glaube, wenn mir eine That gelungen, welche den Nahmen eines Regenten einiger Maßen verherrlichet."

„Du hast mich zum Könige erhoben, da ich bloß nach dem Glücke strebte, Dein Gemahl zu seyn; Du hast mich gelehrt, selbst diejenigen Vergnügungen, in welchen ich mich so gern an Deiner Seite berauschte, zu fliehen, so bald mein Ruhm dieses Opfer erfordert."

„Du hast meine Seele zur Sanftmuth gebildet: und selbst wenn Du Dinge von mir verlangtest, welche zuzugestehen, die Gerechtigkeit mir nicht erlaubte, hast Du mir doch immer Gelegenheit gegeben, das Herz zu verehren, welches jene Wünsche Dir eingab."

„Auch Deine vertrautesten Sclavinnen haben sich nie in die Angelegenheiten des Reiches verflechten lassen. Sie haben sich dafür durch sittsames Wesen und

Unbefangenheit in Ansehung alles dessen, was außer dem ihnen angewiesenen Kreise liegt, ausgezeichnet."

„Fast glaube ich, daß der Himmel einen großen Fürsten aus mir hat machen wollen, weil er mich, selbst in Verhältnissen, die für die meisten Könige so gefährlich sind, die sicherste Stütze meines Ruhms finden ließ."

Nie hatten die Baktianer glücklichere Zeiten gekannt; Arsazes und Ismenie rühmten sich, über das beste Volk unter der Sonne zu herrschen; die Baktrianer rühmten sich, unter dem besten aller Fürsten zu leben.

Arsazes sagte, daß er als Unterthan sich tausend Mahl gewünscht hätte, unter einem guten Fürsten zu leben; und daß seine Unterthanen ohne Zweifel den gleichen Wunsch hägten.

Er setzte hinzu: da er Ismeniens Herz besitze, so müsse er ihr die Herzen aller Sterblichen unterwerfen; er könne ihr keinen Thron darbiethen, sondern nur durch Tugenden sich desselben würdig verhalten.

Er wünschte, daß das Andenken seiner Liebe auch auf die Nachwelt übergehen möchte, und glaubte, daß dieß nicht besser geschehen könne, als in Verbindung mit seinem Ruhme.

Er verlangte, daß man auf sein Grab die Worte setzen möchte: „Ismeniens Gemahl war ein Fürst, welcher allgemein geliebt wurde."

Aspar, seinen ersten Minister, hielt Arsazes, wie er sagte, nur darum so werth, weil er ihn immer von

ſeinen Unterthanen, ſelten von ihrem Könige, und niemahls von ſich ſelbſt unterhielte.

„Aspar," ſetzte er hinzu, „beſitzt drey große Vorzüge: einen ſcharfen Verſtand, ein gefühlvolles Herz, und eine Seele ohne falſch."

Arſazes rühmte ſich bisweilen ſeines ernſtlichen Beſtrebens, ſich keiner einzigen ungerechten That ſchuldig zu machen. „Ich ſuche meine Hände rein zu erhalten," ſagte er, „weil das erſte Verbrechen, welches ich mir erlaubte, das Schickſal meines ganzen künftigen Lebens beſtimmen, und eine unüberſehliche Kette andrer Verbrechen herbey führen würde."

„Ich finge vielleicht damit an," ſetzte er hinzu, „daß ich einen Menſchen aus bloßem Verdachte ſtrafte; ich würde glauben, es hierbey bewenden zu laſſen; aber nein. Mit noch mehr Grunde als vorher, würde ich nun auch gegen die Verwandten und Freunde desjenigen Verdacht faſſen, den ich auf dieſe Weiſe zum Tode verurtheilt hätte. Und dieſer Verdacht wäre der Keim zu einem neuen Verbrechen. Ich würde nicht umhin können, zu glauben, daß Gewaltthätigkeiten dieſer Art mich meinen Unterthanen verhaßt machten; ich würde alſo anfangen, dieſelben zu fürchten. Dieß würde wieder Anlaß zu neuen Hinrichtungen geben, welche denn von ſelbſt die Quelle neuer Beſorgniſſe darbiethen müßten."

„Hätte ich meine Regierung ein Mahl durch Flecken dieſer Art entweihet, dann müßte die Verzweiflung, je wieder die Liebe meines Volks gewinnen zu können, von meiner Seele Beſitz nehmen; und die Überzeugung, daß das Vergangne ſich nie wieder aus-

löschen lasse, würde mich auch um die Zukunft unbekümmert machen."

Arsazes war so sehr dafür, die Gesetze und eingeführten Gewohnheiten der Baktrianer unverändert zu erhalten, daß er bey der bloßen Erwähnung einer Reformation der Mißbräuche zitterte. Er hatte vermuthlich Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß einem jeden dasjenige ein Gesetz heißt, was mit seinen Absichten überein stimmt, Mißbrauch hingegen alles andre, was seinem Eigennutze Hinderniſſe in den Weg legt; zu bemerken, daß alle jene raschen Verbesserungen von Mißbräuchen, statt gewiſſen minder bedeutenden Mängeln im Staate abzuhelfen, nur dazu dienen, die Grundpfeiler deſſelben zu untergraben.

Arsazes war überzeugt, daß die Gesetze der Canal sind, durch welchen dem Staate alles Gute zufließen muß; daß eine genaue Befolgung derselben das beste Mittel sey, einem Lande ein dauerhaftes Wohl zu gewähren, so wie umgekehrt, die Verletzung derselben ihm jederzeit bleibende Nachtheile zuziehe, und oft die unheilbarsten Wunden schlage.

Überzeugt, es sey die Pflicht des Fürsten, die Gesetze nicht nur gegen die Leidenschaften der andern, sondern auch gegen seine eignen Leidenschaften zu schützen.

Überzeugt, daß der Wunsch, ihre Unterthanen glücklich zu machen, den Fürsten, überhaupt genommen, natürlich sey; allein daß dieser Wunsch so gut als unfruchtbar bleibe, wenn sie sich nicht, in jedem Falle, die zu Erreichung deſſelben erforderlichen Kenntniſſe zu erwerben wüßten.

Überzeugt, daß zu gutem Glücke für die Menschheit, die große Kunst zu regieren mehr gesunden Verstand erfordre, als Genie; mehr den Wunsch sich Einsichten zu erwerben, als große Einsichten; mehr praktische als abgezogene Kenntnisse; mehr eine gewisse feine Menschenkenntniß, welche uns ihren Werth mit Sicherheit unterscheiden lehrt, als die Fähigkeit, sie zu dem zu bilden, was wir von ihnen erwarten. —

Überzeugt endlich, daß man die Menschen, so wie jede andere Sache am besten kennen lernt, wenn man sich ihnen nähert; daß Fehler und Laster sich nicht lange verbergen können; daß der größte Theil der Menschen sich zwar unter gewisse Hüllen zu verbergen sucht, aber daß eben diese Hüllen immer so wenig anpassen, daß es beynahe unmöglich sey, daß sie sich nicht irgendwo in ihrer Blöße zeigen sollten.

Arsazes sprach nie von Staatssachen, die sich auf ausländische Angelegenheiten bezogen, wohl aber von solchen, welche das Innere seines Reichs angingen; und zwar aus dem Grunde, weil er Unterhaltungen dieser letztern Art für das beste Mittel ansah, sein Land näher kennen zu lernen. Er sagte daher in Beziehung auf diese letztern, ein guter Fürst müsse zwar manches geheim halten, nicht aber aus jeder Sache ein Geheimniß machen.

„Ich fühle," sagte er ein ander Mahl, „daß ich ein guter Fürst, daß ich milde, menschenfreundlich, mittheilend bin; daß ich nach Ruhm strebe, daß ich meine Unterthanen liebe; aber ich fühle auch, daß, wenn ich bey allen diesen guten Eigenschaften nicht meinem Geiste die großen Grundsätze der Regierung einge-

drückt hätte, sich gar leicht der traurige Fall hätte ereignen können, daß meine Unterthanen einen guten König gehabt hätten, aber dadurch um nichts glücklicher gewesen wären, und also von einem seltnen Geschenke des Himmels so gut als gar keinen Nutzen gehabt hätten."

„Wer das Glück auf dem Throne zu finden glaubt, betriegt sich," sagte Arsazes. „Es giht daselbst kein andres Glück, als dasjenige, welches man mitbringt, und sehr oft kommt man in Gefahr, auch dieses zu verlieren. Wenn also die Götter," setzte er hinzu, „den Fürsten nicht um seiner eignen Glückseligkeit willen zum Herrschen berufen haben, so müssen sie nothwendig die Glückseligkeit derjenigen zur Absicht gehabt haben, welche von ihm beherrscht werden."

Arsazes wußte zu gewähren, weil er, wenn es nöthig war, auch abzuschlagen wußte.

„Vier Herrschaften," sagte er, „sind oft ein zu geringes Geschenk für einen Großen, der sich durch seine Verschwendung zu einem gemeinen Menschen herab gesunken glaubt, oder für einen gemeinen Menschen der im Begriffe ist, ein großer Herr zu werden. Ich kann zwar die Armuth des Bedürfnisses bereichern, aber ich bin nicht im Stande, der unersättlichen Armuth des Luxus abzuhelfen."

Arsazes war neugieriger, die niedrige Hütte des Landmannes, als die stolzen Paläste seiner Hofleute zu besuchen.

„Dort," sagte er, „finde ich meine unbefangensten Rathgeber; ich denke bey ihnen an Dinge, deren mich der Anblick des Hofes nur zu bald vergessen läßt. Ich

werde der Vertraute ihrer Bedürfniſſe. Die minder bedeutend ſcheinenden Unglücksfälle einzelner Menſchen ſind es ja, welche das allgemeine Unglück ausmachen. Ich habe alſo ein Recht, mich um alle dieſe einzelnen Unglücksfälle zu bekümmern, welche zuſammen genommen nur zu leicht auf mich ſelbſt zurück fallen können.“

„In dieſen Hütten ſehe ich jene traurigen Gegenſtände, welche die Glückſeligkeit derer ſo ſehr erheben, die im Stande ſind, denſelben abzuhelfen; und nur hier überzeuge ich mich, daß ich ein größerer Fürſt werden kann, als ich bereits bin.

„Ich ſehe Freude auf Thränen folgen, ſtatt daß ich an meinem Hofe faſt immer Freuden ſich mit Thränen endigen ſehe.“

Man ſagte eines Tages dem Arſazes, daß bey irgend einer öffentlichen Feyerlichkeit die Poſſenſpieler ſein Lob beſungen hätten.

„Wißt ihr wohl,“ verſetzte Arſazes, „warum ich dieſen Leuten erlaube mich zu loben? Aus keiner andern Abſicht, als um mich zu gewöhnen, Schmeicheley zu verachten, und ſie jedem Rechtſchaffnen verächtlich zu machen. Es iſt bey der Größe der Macht, welche ich beſitze, ſehr natürlich, daß man ſich von allen Seiten mir gefällig zu machen ſucht. Indeſſen hoffe ich, daß die Götter mich nie an irgend einer Art von Schmeicheley werden Geſchmack finden laſſen. Ihr alſo, meine Freunde, könnt euch mir durch nichts mehr empfehlen, als dadurch, daß ihr mir in jedem Falle die Wahrheit ſagt; ſie iſt das einzige, was ich verlange, weil ſie das einzige iſt, was mir fehlen kann.“

Das Ende der Regierung des Artamenes war

nur dadurch in so mancherley Unruhen verflochten worden, weil dieser Fürst in seiner Jugend sich einige kleine Völkerschaften, die zwischen Medien und Baktriana mitten inne lagen, unterwürfig gemacht hatte. Vorher waren sie Bundsgenossen; er wollte sie zu Unterthanen machen, und bekam sie zu Feinden. Da diese Völker in einer bergigten Gegend wohnten, so konnten sie nie ganz bezwungen werden. Vielmehr bedienten sich die Meder derselben, um Unruhen in Baktriana zu erregen. So hatte denn also diese Eroberung, statt das Reich zu vergrößern, im Gegentheile dasselbe nur geschwächt. Auch als Arsazes den Thron bestieg, hegten diese Völker für ihren neuen Landesherrn nicht die günstigsten Gesinnungen. Die Meder unterließen nicht, sie gar bald zum offenbaren Aufruhr zu bewegen. Arsazes eilte ihnen entgegen und bezwang sie. Er ließ hierauf die Nation zusammen berufen, und redete sie folgender Gestalt an:

„Ich weiß, daß ihr die Herrschaft der Baktrianer nur gezwungen ertragt; und ich wundre mich darüber keinesweges. Ihr liebt das Andenken eurer alten Könige, die euch mit Wohlthaten überhäuft haben. Es wird also meine Sorge seyn müssen, es durch Mäßigung und Gerechtigkeit dahin zu bringen, daß ihr mich als den wahren Nachfolger jener Fürsten ansehet, welche sich eure Liebe mit Recht erworben haben."

Arsazes ließ hierauf die beyden gefährlichsten Anführer vor die Versammlung bringen, und sagte zu dem Volke:

„Ich lasse diese Leute hierher bringen, damit sie aus eurem Munde ihr Urtheil empfangen."

Jeder eilte, durch ihre Verdammung, gleichſam ſich ſelbſt zu rechtfertigen.

„Empfindet," ſagte Arſazes, „das Glück, unter einem Könige zu leben, der durchaus ohne Leidenſchaft ſtraft, und ſich nur dann dergleichen erlaubt, wo er belohnen kann; einem Könige, welcher den Ruhm zu ſiegen für eine Wirkung des Zufalls anſieht, indeß er den Ruhm der Großmuth und Menſchlichkeit allein als eine Sache betrachtet, die ganz von ihm ſelbſt abhängt."

„Ihr ſollt unter meinem Zepter glücklich leben, und alle eure Gebräuche und Geſetze unverändert beybehalten. Vergeßt, daß ich euch durch die Waffen überwunden habe, und ſeyd es bloß durch meine Zuneigung."

Die ganze Nation bezeigte dem Arſazes ihren Dank für ſeine Großmuth und den wieder hergeſtellten Frieden. Die ehrwürdigſten Greiſe führten das Wort. Der erſte begann alſo:

„Ich glaube jene erhabnen Baumſtämme zu erblicken, welche den Schmuck unſers Landes ausmachen. Du biſt gleichſam der Wipfel, wir die Blätter; beyde werden vereint die Wurzeln gegen die Gluth der Sonnenſtrahlen ſchützen."

Der zweyte drückte ſie ſo aus:

„Vorher konnteſt Du vielleicht die Götter bitten, daß unſre Berge ſich in Ebenen verwandeln, und aufhören möchten, uns zur Schutzwehre zu dienen. Jetzt bitte die Götter, daß jene Berge ſich bis zu den Wolken erheben, um Dein Land deſto beſſer gegen die Feinde zu ſchützen."

Der dritte endlich sagte:

„Betrachte jenen Fluß, welcher unser Land durchströmt. Da, wo er sich am heftigsten und reissendsten ergießt, theilt und spaltet er sich, nachdem er alles niedergestürzt hat, und Kinder können nun zu Fuße durch ihn hinwaden. Aber in jener Aue, wo er sich sanft und ruhig ergießt, schwillt sein Umfang langsam, aber desto beträchtlicher an. Ihn verehren die Völker, und er vermag ein ganzes Kriegsheer aufzuhalten."

Von diesem Zeitpuncte an, wurden eben diese Völker die treuesten Unterthanen von Baktriana.

Der König in Medien hatte indessen erfahren, daß Arsazes über Baktriana herrsche. Bey dieser Nachricht erwachte in seinem Herzen das Andenken der Beleidigung, welche jener ihm ehemahls zugefügt hatte. Er beschloß den Arsazes mit Krieg zu überziehen, und forderte den König von Hyrkanien zu seinem Beystande auf.

„Verbinden Sie Sich mit mir," schrieb er ihm, „und lassen Sie uns vereint unsre Rache ausführen. Der Himmel bestimmte Ihnen die Königinn von Baktriana; einer meiner Unterthanen hat sie Ihnen geraubt; eilen Sie, mit dem Degen in der Faust, Ihre Rechte geltend zu machen."

Der König von Hyrkanien schickte ihm folgende Antwort:

„Ohne die großmüthigen Gesinnungen derjenigen, welche ich mir selbst zu Feinden gemacht hatte, würde ich mich gegenwärtig als Gefangener in Baktriana befinden. Ich danke dem Himmel, daß er

den Anfang meiner Regierung durch Leiden bezeichnet hat. Das Unglück iſt unſre wahre Mutter, das Glück nur unſre Stiefmutter. Der Zwiſt, welchen Sie mir vorſchlagen, iſt unter der Würde eines Fürſten. Nein, wir wollen den König und die Königinn von Baktriana ungeſtört die Seligkeit genießen laſſen, einander zu lieben und geliebt zu werden.“

Der
Tempel von Gnidus.

. . . . Non murmura veſtra columbae,
Brachia non hederae, non vincant oſcula, conchae.

FRAGM. EPITHAL. IMP. GALLIENI.

Vorrede des Übersetzers.

Ein Franzöſiſcher Geſandter an der Ottomanniſchen Pforte, den ſeine Liebe zur Gelehrſamkeit auszeichnete, kaufte viele Griechiſche Handſchriften, und brachte ſie nach Frankreich. Einige davon geriethen mir in die Hände; und darunter fand ich das Werkchen, welches ich hier überſetzt liefere.

Wenige Griechiſche Schriften ſind bis auf unſere Zeiten gekommen; es ſey nun, daß ſie im Schutte der Bibliotheken, oder durch die Nachläſſigkeit ihrer Beſitzer zu Grunde gingen. Manche derſelben fand man in den Gräbern ihrer Verfaſſer — ja auch dieſes

kleine Werk war unter den Büchern eines Neugriechiſchen Biſchofes vergraben.

Man weiß weder den Nahmen ſeines Verfaſſers, noch die Zeit in der er lebte. Alles, was man muthmaßen kann, iſt, daß er nicht vor den Zeiten der Sappho gelebt habe, da er ihrer in ſeinem Werke erwähnt.

Ich blieb meinem Originale getreu; denn ich konnte nur jene Schönheiten für echt halten, deren ſich der Verfaſſer bediente, und ließ daher oft den lebhafteren Ausdruck fahren, um jenen zu ergreifen, welcher mehr den Gedanken deſſelben umfaßte.

Der glückliche Erfolg, mit welchem meine Überſetzung des Taſſo erſchienen war, gab mir auch zu dieſer Arbeit Muth. Ihr Verfaſſer wird mirs verzeihen, daß ich mich auf eben die Laufbahn wage. Er hat ſich darin auf eine Art ausgezeichnet, daß er auch von ſeinen geſchickteſten Nacheiferern nichts mehr beſorgen darf.

Dieſer kleine Roman iſt ein lebhaftes Gemählde der ausgeſuchteſten, reitzendſten Gegenſtände. Die leichte ungezwungene Schreibart des Verfaſſers, die Erhabenheit ſeiner Schilderungen, und der einfache natürliche Gang ſeiner Empfindungen werden ihn jedermann empfehlen.

Das Publicum, welches hier eine ganz eigene Originalität fand, fragte die Kunſtrichter nach den Muſtern derſelben — eine

Frage, die gewiß jedem Werke zur Ehre gereicht, welches sonst in keiner Hinsicht zu verachten ist. Einige Gelehrte suchten hier vergebens nach dem, was sie Kunst nennen; sie fanden das Werk gegen die Regeln derselben. Allein, das Werk gefiel, — und dieß möge sie überzeugen, daß das menschliche Herz ihnen noch nicht alle Regeln verrathen habe.

Wer sich mit Übersetzungen beschäftigt, kann es nicht gelassen ertragen, wenn man seinen Autor nicht eben so hoch schätzt als er: und ich gesteh' es, diese Herren haben mich entsetzlich geärgert. Aber — ich bitte Sie, lassen Sie doch nur junge Leute ein Buch beurtheilen, das, in welcher Sprache es auch geschrieben ist, gewiß für sie geschrieben seyn muß: stören Sie sie doch nicht in ihrem Urtheile. Nur gebildete, und unverdorbene Menschen wissen den Werth des Tempels von Gnidus zu beurtheilen.

Was das schöne Geschlecht betrifft, dem ich die wenigen glücklichen Augenblicke, die ich in meinem Leben zählen kann, zu danken habe: so wünsche ich von Herzen, daß dieß Werk Ihnen gefallen möge. Ich verehre sie noch; und sind sie auch nicht mehr der Gegenstand meiner Beschäftigung, so sind sie doch immer noch der Gegenstand meiner innigen Sehnsucht.

Wünschen einst ernstere Leute ein weniger tändelndes Werk von mir zu sehen, so

glaube ich auch ihren Wünschen entsprechen zu können. Seit dreyßig Jahren schon beschäftige ich mich mit einem kleinen Werke, welches alles enthalten soll, was wir von der Metaphysik, Staatskunst und Moral wissen, mit einem kleinen Werke, welches alles enthalten soll, was die großen Schriftsteller in ihren darüber geschriebenen Werken vergessen haben.

Erſter Geſang.

Venus hält ſich lieber zu Gnidus als zu Paphos und Amathunt auf. Nie ſteigt ſie vom hohen Olympos herab, ohne bey den Gnidiern zu verweilen. Sie hat dieß glückliche Volk ſchon ſo ſehr an ihren Anblick gewöhnt, daß es nicht mehr den heiligen Schauder fühlet, den uns die Gegenwart der Götter einflößt. Bisweilen umhüllet von roſigtem Gewölke erkennt man ſie nur an dem himmliſchen Dufte, der ihren Locken entſteigt, welche ſie in Ambroſie badet.

Die Stadt liegt mitten in einem Gefilde, über welches der Segen der Götter im vollſten Überfluſſe verbreitet iſt. Ewig herrſcht hier der Frühling, die fruchtbare Erde kommt jedem Wunſche zuvor, und zahlreiche Herden nähren ſich von ihren Blumen. Mildere Lüfte verbreiten der Blumen Wohlgerüche, und vom ſteten Geſange der Vögel ertönen die dunkleren Wälder. Unter Blumen rieſeln murmelnde Bäche die Wieſen entlang; die ſanftere Wärme entfaltet jede Knoſpe, und wolluſtathmend hebet ſich hier die freyere Bruſt.

Nahe bey der Stadt ſteht der Pallaſt der Göttinn; Vulkan ſelbſt hat ihn gegründet; er wollte durch

dieſe Arbeit ſeiner ungetreuen Gattinn die bittere Beſchimpfung vergeſſen machen, die er ihr im Angeſichte der Götter zugefügt hatte.

Unmöglich könnt' ich die Reitze dieſes Pallaſtes beſchreiben. Nur Grazien können ſchildern, was Grazien geſchaffen zu haben ſcheinen. Gold, Azur, Rubinen, Diamanten glänzen von allen Wänden. — Doch ich ſchildre ja nur ſeine Pracht, und nicht ſeine Schönheit!

Seine Gärten ſind bezaubernd. Flora und Pomona wachen über dieſelben, und ihre Nymphen pflegen der Bäume, wo unter der pflückenden Hand immer wieder neue Früchte reifen, wo ſtets Blühten mit Früchten wechſeln. Wandelt die Göttinn hier von den Gnidierinnen mit muthwilligen Spielen umkreiſet, ſo fürchtet man, ſie möchten den Reitz dieſer Gärten zerſtören, allein eine geheimere Kraft erſetzt im Augenblicke was ſie mit tanzendem Fuße zertraten.

Venus freut ſich der ſchuldloſen Tänze der Gnidiſchen Mädchen. — Ihre Nymphen miſchen ſich unter ſie, ja die Göttinn ſelbſt nimmt Theil an ihren Spielen, legt ihre Hoheit ab, und ſieht mit ſüßem Vergnügen, mitten unter ſie hingelagert, Unſchuld und Frohſinn in jedem ihrer Blicke.

In der Ferne weidet das Auge über blumige Wieſen, der zärtliche Schäfer ſammelt Blumen zu Kränzen für ſeine geliebtere Freundinn — aber immer gefallen ihm beſſer die Blumen, welche der Schäferinn Hände dem Boden entpflücken, und er danket Floren, die abſichtlich ſeine Schöne begünſtigt.

Der Fluß Cepheus beſpület in tauſend gekrümmten Wendungen dieſen Anger, ſeine Fluthen hemmen den ſchnellen Lauf der flüchtigen Schäferinn, die um-

ſonſt den Umarmungen entfloh, welche ihr reitzender Mund verheißen hatte.

Nahet die Nymphe ſich ſeinen Geſtaden, ſo weilen ſeine Wogen, um ihr Bild zu ſpiegeln; ſteiget ſie entkleidet in die Fluthen, ſo umfließt er ſie liebend, erhebt ſich bisweilen, umſchlingt ſie, entflieht, und reiſſet die Sorgloſe mit ſich. Die bangen Geſpielinnen weinen am Ufer ihr nach — er aber trägt ſanft ſeine ſüße Bürde hin über die ſpiegelnden Flächen, und bringet ſie endlich mit leichteren Wellen, betrübt über ihren Verluſt, ans Ufer, und tröſtet die trauernden Mädchen.

An dieſer Wieſe läuft ein Wäldchen von blühenden Myrten, das tauſend Pfade durchkreuzen. In ſeinen traulichen Schatten klagen ſich Liebende der Sehnſucht Schmerzen; und verlieren ſich, von der Liebe geleitet, immer auf ſtilleren dunkleren Pfaden.

In einer geringen Entfernung von demſelben loken die tiefen Schatten eines uralten heiligen Haines, in welchen nie der Sonne Strahlen dringen; ſeine unſterblichen Eichen ſtrecken hoch ihre Wipfel dem blauen Äther entgegen, und entſchwinden dem Auge. Ein heiliger Schauder durchbebt die Eintretenden; er ſcheint die Wohnung der Götter ſchon damahls geweſen zu ſeyn, als noch keines Sterblichen Fuß die Erde betreten hatte.

Kommt man dann wieder ins Freye, ſo erhebt ſich ſanft ein kleiner Hügel, deſſen Gipfel der Tempel der Venus krönet. In der weiten Welt iſt kein Ort ſo heilig, ſo hehr als dieſer Tempel. Hier erblickte Venus zuerſt ihren geliebten Adonis, und ſein Anblick erfüllte das Herz der Göttinn mit den Schmer-

zen der Liebe. Wie, ſagte ſie ſich ſelbſt, ich ſollte einen Sterblichen lieben? Doch ja ja, ich fühl' es, ich bethe ihn an. Bringt mir keine Opfer mehr, ihr Gnidier, nur Adonis iſt die einzige Gottheit auf eurer Flur.

Hier befragte ſie die Liebesgötter, als ſie, über jene dreiſte Ausforderung erbittert, in Zweifel ſtand, ob ſie ſich den Augen des Trojaniſchen Hirten entblößen ſollte. Hier verſteckte ſie ihren liebereitzenden Gürtel unter ihre goldenen Locken, und ihre Nymphen goſſen Wohlgerüche um ſie aus; hier beſtieg ſie ihren von Schwänen gezogenen Wagen, der ſie nach Phrygien brachte. Unentſchloſſen ſchwankte das Urtheil des Hirten zwiſchen der ſtolzen Juno und der edleren Pallas, als er ſie erblickte; ſeine Blicke hafteten entzückt auf der Göttlichen, und ſprachlos, ſeiner nicht mehr bewußt, entfiel ihm der goldene Apfel zu den Füßen der Göttinn.

Hierher in dieſen Tempel kam die junge Pſyche mit ihrer Mutter, als Amor ſelbſt, der um die goldnen Decken flog, von einem ihrer Blicke beſtrickt ward. Er fühlte nun ſelbſt alle jene Schmerzen, mit welchen er andere verwundet. So tief ſchmerzen meine Wunden! rief er, Pfeil und Bogen entfielen ſeinen Händen, und er ſank an den Buſen der unſchuldigen Pſyche. Ja nun fühl' ich es, rief er, daß ich der Gott der Wonne ſey.

Wenn man dieſen Tempel betritt, bemeiſtert ein unbeſchreiblicher Zauber ſich unſeres Herzens, und die Seele wird von jenem hohen Entzücken ergriffen, welches die Götter ſelbſt nur ſo lange fühlen, als ſie ihren himmliſchen Aufenthalt nicht verlaſſen haben.

Alles was die Natur ſchönes in ſich begreift, al-

les was die Kunst edles und der Götter würdiges zu schaffen vermag, war hier vereint.

Eine unsterbliche Hand hat ihn überall mit Gemählden geziert, die zu leben scheinen. Die Geburt der Venus, das Entzücken der übrigen Götter bey dem Anblicke derselben, und die Verlegenheit der dem Meere nackt entstiegenen Göttinn, waren da gemahlt. Die Neugeborne war mit jener schamhaften Röthe übergossen, welche das schönste der sittlichen Grazien ist.

Auch die Liebeshändel des Mars und der Göttinn sieht man hier geschildert. Der stolze Mars leitet Schrecken verbreitend von seinem Wagen die schnaubenden Rosse, über seinem Haupte schwebet die Göttinn des Ruhms; die blasse Furcht, und der nachterzeugte Tod schweben vor seinen schaumbedeckten Pferden. Er stürzt sich tief ins Getümmel der Schlacht, und Wolken von Staub entziehen ihn unsern Augen. Als Gegenstück sieht man ihn schmachtend auf einem Ruhebette von Rosen hingestreckt, lächelnd verweilet sein Blick auf der Venus — nur an seinen edlen Zügen würdet ihr den Gott noch erkennen. Die Liebesgötter umwinden die beyden Liebenden mit Blumenkränzen — aber beyde seufzen, sie sehen nur sich, sie haben keine Empfindung, keine Aufmerksamkeit als nur für einander, und unbemerkt umflattern sie die Götter der Liebe.

In einem Seitenzimmer hat der Mahler die Vermählung der Venus und des Vulkans geschildert. Alle Götter sind dabey versammelt. Vulkan scheint etwas weniger düster, aber eben so tiefsinnig wie gewöhnlich. Die Göttinn sieht die allgemeine Freude mit Kaltsinn: nachläßig reicht sie ihm eine Hand, die

ſich ihm ſchon wieder zu entziehen ſcheint: ſie wendet ihren kaum treffenden Blick von ihm ab, und gegen die Grazien hin.

In einem andern Gemählde ſieht man Juno die Ceremonie der Vermählung vollziehn. Venus nimmt den Becher, ihrem Vulkan ewige Treue zu ſchwören. Die Götter lächeln zwar, aber Vulkan hört mit Vergnügen zu.

Auf dem folgenden Blatte ſieht man den Vulkan ſehnſuchtsvoll ſeine himmliſche Braut mit Gewalt fortziehen. Ihrem Sträuben nach würde man ſie leicht für Proſerpinen halten, welche Pluto zu rauben kommt — doch nein, nein! welcher Sterbliche würde die Göttinn der Liebe nicht erkennen, wenn ſein Auge auch nur ein Mahl ſie erblickte.

Gleich neben an hebt er ſie hoch, und trägt ſie zum Brautbette; die übrigen Bewohner des Himmels drängen ſich nach; nur die Göttinn ſträubet ſich, und ſucht aus den Armen zu entfliehen, die ſie nur immer feſter umſchließen. Über der Sträubenden Knie fliegt das Gewand, und der Schleyer flattert empor; aber Vulkan ordnet ihn wieder, ſeine Eiferſucht beſchäftigt ſich mehr, ihre Reitze zu verhüllen, als ſie zu genießen.

Endlich bringt er ſie zu Bette, welches Hymen für ſie bereitete, und ſchließt die Vorhänge — hier wünſcht er ſie ewig zu umfangen. Froh ſieht er die neugierige Menge ſich entfernen. Die Göttinnen ſind nicht ohne Freude im Herzen; aber die Götter trauern, und Mars ſcheint in jene tiefe Trauer verſunken, die nicht ſelten von ſchwarzer Eiferſucht erzeugt wird.

Entzückt von der Herrlichkeit dieſes ihr erbauten Tempels, führte Venus ſelbſt hier die Art ihrer Vereh-

rung ein, ordnete die feyerlichen Gebräuche, und bestimmte die Feste. Hier ist sie zugleich Gottheit und Priesterinn.

Die Art des Gottesdienstes, welchen ihr die übrige Welt leistet, ist mehr eine Entheiligung ihrer Würde, als eine Verehrung derselben. Sie hat Tempel, wo alle Mädchen der Stadt ihr zu Ehren sich öffentlich feil biethen, und den Gewinn ihrer Andacht zu einer Aussteuer sammeln: Tempel, wo selbst jedes verehlichte Weib ein Mahl in ihrem Leben hineilt, um sich demjenigen zu überlassen, der sie wählen wird, und dann den schändlichen Lohn der entweihten Liebe zu ihrem Gatten ins Heiligthum wirft; Tempel, wo Buhlerinnen aus allen Ländern, höher geschätzt als Matronen, ihre Opfer darbringen; ja sie hat sogar Tempel, wo entmannte Diener, in weibliche Kleider gehüllt, sich ihrem Dienste weihen, und so der Göttinn die Freuden so wohl als desjenigen Geschlechts aufopfern, zu dem sie nicht mehr gezählt werden, als auch desjenigen, unter welches sie nie gehören können.

Aber die Göttinn wünschte, daß die Gnidier einen edleren Gottesdienst hätten, und ihr eine würdigere Verehrung bezeugen möchten. Der Liebenden stille Seufzer sind die Gebethe, mit welchen man sie hier verehret, zärtliche Herzen sind hier die Opfer, welche man ihr darbringt. Jeder Liebende weihet seine frommen Wünsche seiner Geliebten, und Venus empfängt sie, als ob sie ihr dargebracht wären.

Überall, wo Schönheit sich findet, verehrt man sie wie die Göttinn selbst; denn Schönheit ist ja eben so göttlich wie sie.

Liebende eilen hierher in den Tempel, und biethen sich die Hände an den Altären der Treue und

der Beſtändigkeit. Traurig ſeufzen andere, gebeugt von der hartherzigen Sprödigkeit ihrer grauſamen Geliebten — da fühlen ſie Linderung ihrer Qualen, da ſchmiegt ſich ſchmeichelnde Hoffnung an ihr liebendes Herz.

Die Göttinn hat die Freuden, welche ſie wahrhaft Liebenden biethet, in eben dem Maße erhöht, als die Leiden derſelben ſich vergrößern.

Eiferſucht iſt eine Leidenſchaft, die man fühlen darf, aber verſchweigen muß. Man verehre insgeheim die Launen ſeiner Geliebten, wie man die Rathſchlüſſe der Götter verehrt. Berechtiget man ſie denn nicht zur Unzufriedenheit, wenn man es wagt, ſich darüber zu beklagen?

Zu den beſonderen Gaben der Göttinn zählt man das Feuer, das Entzücken der Liebe, und die Wuth ſelbſt; denn je weniger man Meiſter von ſeinem Herzen iſt, deſto mehr iſt es der Göttinn geweiht.

Die, welche ihr Herz nicht verſchenkt haben, ſind Unheilige, denen der Eintritt in den Tempel verſagt iſt. Nur von fern richten ſie ihr Gelübde an die Göttinn, und flehen zu ihr, ſie von jener Freyheit zu erlöſen, welche von ihrer Unfähigkeit Liebe zu erregen zeuget.

Die Göttinn flößt den Mädchen Sittſamkeit ein. Dieſe bezaubernde Tugend erhöht den Werth aller Schätze, die ſie verhehlt. Aber nie ſind ſie in dieſer glückſeligen Gegend über eine reine Liebe, ein ſchuldloſes Gefühl, ein zärtliches Bekenntniß erröthet. Das Herz wählt immer ſelbſt den Augenblick ſeiner Übergabe: nur eine Übergabe ohne wirkliche Liebe, iſt eine Entheiligung.

Amor sorgt für das Glück der Gnidier, und wählt die Pfeile, womit er sie verwundet. Sieht er eine bedrängte Verliebte durch die Sprödigkeit ihres Geliebten gebeugt, so taucht er seine Pfeile in den Strom der Vergessenheit. Neuverliebte verwundet er ohne Unterlaß mit seinen Pfeilen. Sieht er Liebende, deren Liebe schwindet, so läßt er sie plötzlich wieder aufleben, oder erlöschen: denn er verschont sie immer mit den letzten Tagen einer kränkelnden Leidenschaft. Man kommt hier nicht durch Überdruß ans Ende seiner Liebe; sondern größere Süßigkeiten löschen das Andenken der kleineren aus. Amor hat aus seinem Köcher die grausamen Pfeile weggenommen, womit er Phädra und Ariadnen verwundete, welche, Liebe und Haß erregend, nur von seiner Macht zeugen, wie der Donner Jupiters Allmacht beweist.

So wie Amor die Wonne zu lieben gewährt, vereint Venus damit das Glück zu gefallen. Die Mädchen kommen täglich ins Heiligthum, ihr Gebeth an Venus zu verrichten. Da äußern sie Gefühle, schuldlos wie die Herzen, aus welchen sie entspringen. Königinn von Amathunt, sagte die eine, meine Flamme für Thyrsis ist erloschen: ich flehe zu dir nicht, mir meine Liebe wieder zu geben, verleihe nur, daß mich Iziphil liebe.

Mit leiser Stimme bethet die andere: Mächtige Göttinn, verleihe mir Kraft, meinem Schäfer meine Liebe nur auf einige Zeit noch zu verhehlen; nur um den Werth meines Geständnisses dereinst zu erhöhen.

Göttinn Cytherens, flehte die dritte: ich suche die Einsamkeit. Die Spiele meiner Gefährtinnen freuen mich nicht mehr. Liebe ich vielleicht? Ach

wenn dieß wäre, ſo könnte es nur Daphnis ſeyn, den ich liebe.

An Feſten kommen die Mädchen und Jünglinge, und ſingen Hymen der Venus zu Ehren. Oft beſingen ſie die Macht der Göttinn, wenn ſie ihre eigene Leidenſchaft ſchildern.

Ein Gnidiſcher Jüngling hielt ſeine Geliebte umfangen und ſang: „Amor, da du Pſychen ſahſt, verwundeteſt du dich ohne Zweifel mit eben den Pfeilen, womit du mein Herz verwundeſt. Dein Glück war wie meines: denn du fühlteſt meine Flammen, und ich, — habe deine Wonne gefühlt.“

Alles was ich hier ſchildere, hab' ich geſehen. Ich bin zu Gnidus geweſen; ich habe Themiren geſehen und ſie geliebt, ich ſah ſie wieder und liebte ſie nur noch mehr. All mein Leben lang will ich mit ihr zu Gnidus bleiben, und gewiß unter allen Sterblichen der Glücklichſte ſeyn.

Wir wollen den Tempel beſuchen; und nie wird ein ſo treuer Liebender ihn betreten haben. Wir wollen der Venus Pallaſt beſuchen; und ich werde ihn für Themirens Pallaſt anſehen. Durch die Fluren werde ich gehen, Blumen werd' ich pflücken, die ihren Buſen zieren. Ach vielleicht wandelt ſie an meiner Hand in jenem heiligen Hain, wo ſo viele Pfade ſich durchkreuzen — und iſt ſie dann verirret, — doch Amor, der mich begeiſtert, verbiethet mir ſeine Geheimniſſe zu verrathen.

Zweyter Gesang.

Zu Gnidus ist eine heilige Höhle, welche die Nymphen bewohnen, und in welcher die Göttinn ihre Orakel-Sprüche ertheilet. Die Erde brüllt nicht unter den Füßen; die Haare sträuben sich nicht auf dem Haupte; hier ist keine Priesterinn, wie zu Delphi, welche Apoll wüthend ergreift. Venus selbst vernimmt hier der Sterblichen Wünsche, ohne sie mit vergeblichen Hoffnungen oder mit eitler Furcht zu necken.

Eine Buhlerinn aus der Insel Kreta war nach Gnidus gekommen: wo sie ging, war sie von Gnidischen Jünglingen umrungen; sie lächelte dem einen, flüsterte dem andern ins Ohr, lähnt ihren Arm auf den dritten, und rief zwey andere, ihr zu folgen. Schön war sie, und niedlich geputzt. Der Ton ihrer Stimme war triegerisch wie ihre Augen. Himmel! wie viel Kummer erregte sie unter den treuen liebenden Mädchen! Stolz wie eine Göttinn trat sie vor's Orakel: aber plötzlich erscholl eine Stimme aus dem Heiligthume: Treulose! wie, du wagst es mit deinen Buhlerkünsten auch jene Gefilde zu betreten, in welchen ich über schuldlose Herzen gebiethe! — Schrecklich sey deine Strafe; deiner Reitze beraubt, bleibe dein Herz unverändert. Jedem Manne, den du erblickst, sollst du zurufen, jeder fliehe dich wie einen kläglichen Geist, und immer geflohen, immer verachtet, berge dich einst das kühle Grab.

Nach ihr kam eine Korcetiſche Buhlerinn, ganz von den Beuten ihrer Verehrer funkelnd. — Geh, ſagte die Göttinn, du irrſt dich, wenn du dich für die Zierde meines Reiches hältſt. Deine Schönheit erreget Wohlgefallen, aber ſie täuſcht. Dein Herz iſt eiſern: und ſähſt du meinen Sohn ſelber, ſo könnteſt du ihn doch nicht lieben. — Geh, verſchwende deine Gunſt an die Niederträchtigen, die ſie verlangen, und ihrer bald überdrießig werden. Geh, zeig ihnen Reitze, die plötzlich erſcheinen, und dann auf ewig verſchwinden. Du taugſt nur, meine Macht verächtlich zu machen.

Einige Zeit darauf kam ein reicher Zöllner des Königs von Lydien. Du verlangſt von mir, ſagte die Göttinn, was ich dir nicht gewähren kann. Du kaufſt die Schönen um ſie zu lieben, aber du kannſt ſie nicht lieben, da du ſie für Geld erkaufteſt. Gehe hin, in deiner Hand ſind die Schätze nicht ohne Nutzen; ſie werden dir dazu dienen, die bezauberndſten Reitze in der Natur ekelhaft zu finden.

Ein Jüngling aus Doris, Nahmens Ariſteus, trat alsdenn heran. Er hatte zu Gnidus die bezaubernde Camille erblickt, und ſich ſterblich in ſie verliebt. Er fühlte das Übermaß ſeiner Liebe, und kam, Venus anzuflehn, daß er ſie noch überſchwenglicher lieben könnte. Ich kenne dein Herz, ſagte die Göttinn; du weißt zu lieben. Camille iſt deiner würdig; ich hätte ſie dem größten Könige auf Erden geben können: aber Könige verdienen das Glück der Liebe ſeltener, als einfache Schäfer.

Nun erſchien ich mit Themiren. Die Göttinn ſagte zu mir: In meinem Reiche gibt es keinen Sterblichen, der mir getreuer wäre, als du. Aber,

was soll ich für dich thun? Ich kann dir nicht mehr Liebe, Themiren nicht mehr Reitze schenken. — Ach, versetzte ich, große Göttinn, ich flehe tausend Gaben von dir. Gib, daß Themire nur an mich denke, daß sie in dem Gedanken an mich erwache; daß sie, wenn ich da bin, mich zu verlieren fürchte; wenn ich weg gehe, meine Wiederkunft hoffe; daß sie, immer entzückt, mich zu sehn, jede Minute bedaure, die sie ohne mich verlebt hat.

6

Dritter Gesang.

Man feyert zu Gnidus jährliche Spiele; aus allen Weltgegenden strömen die Mädchen und Weiber dahin, und wetteifern um den Preis, welcher der Schönsten zu Theil wird. Die Schäferinnen mischen sich dann unter die Königstöchter — denn nur die Schönheit entscheidet hier. Venus selbst führt dabey den Vorsitz, und sie entscheidet ohne zu wanken; denn sie weiß ja nur zu gut, welche glückliche Sterbliche sie am meisten begünstiget habe.

Helene errang hier oft der Schönheit Preis. Sie siegte, als Theseus sie entführte; sie siegte, als sie vom Sohne des Priamus entführt ward; sie siegte als die Götter sie nach zehnjährigen Hoffnungen dem Menelaus wieder gaben, und, nach der Venus eigenem Urtheile, dieser Fürst als Gemahl sich dennoch eben so

glücklich schätzte, wie Theseus und Paris als Liebhaber es gewesen waren.

Dreyßig Mädchen kamen von Korinth, deren Haare in großen Locken über ihre Schultern herab wallten. Zehn kamen aus Solamin, die den Kreislauf der Sonne erst dreyzehn Mahle gesehen hatten. Fünfzehn kamen aus der Insel Lesbos, und sagten zu einander: Ich fühle mich ganz entzückt: nichts ist so bezaubernd wie du. Sieht Venus dich mit eben den Augen, wie ich, so krönt sie dich mitten unter allen Schönen der Welt.

Funfzig Frauenzimmer kamen aus Milet. Nichts glich der Weiße ihrer Haut, und der Regelmäßigkeit ihrer Züge. Jeder schöne Theil ihres Körpers, der dem Auge sich darboth, verkündete laut die Schönheit der übrigen Theile, welche die neidische Hülle dem Auge entzog. Die Götter, welche sie bildeten, hätten nichts ihrer würdigeres erschaffen können, wenn sie ihnen nicht mehr Vollkommenheiten, als gefällige Grazie zu geben gesucht hätten.

Hundert Frauenzimmer kamen aus der Insel Cypern. Wir haben, sagten sie, unsere Jugend im Tempel der Venus zugebracht; wir haben ihr unsere Jungfrauschaft, unsere Sittsamkeit selbst, geopfert. Wir schämen uns unserer Reitze nicht. Unser bisweilen dreistes und immer freyes Betragen wird uns jederzeit einen Vorzug vor jener ängstlichen Schamhaftigkeit geben, die bey jedem lauten Worte erzittert.

Ich sah die Töchter des stolzen Lacedämons. Ihre Kleider waren auf den Seiten vom Gürtel hinab auf eine sehr dreiste Art offen: und doch wollten sie spröde thun, und behaupten, daß sie die Sittsamkeit bloß aus Vaterlandsliebe verletzten.

Ihr, durch ſo viele Stürme und Schiffbrüche berühmten Wogen des Meeres — ihr verwahret doch ſorgſam die euch vertrauten Schätze. Ruhig ſpielet ihr, als, mit dem goldenen Vließe beladen, das Schiff der Argonauten eure ſpiegelnde Fläche durchſchnitt, und ruhig ſchmiegtet ihr euch, heute, da funfzig auserleſene Schöne Kolchos verlaſſen, und euch ſich anvertrauen.

Auch ſah ich Orianen, ſie, die den Göttinnen gleichet. Alle Lydiſche Schönheiten umrangen ihre Königinn. Sie hatte hundert junge Mädchen voraus geſendet, die der Venus zwey Hundert Talente brachten. Kandaules ſelbſt war mitgekommen, mehr durch ſeine Liebe als ſeinen Königspurpur ausgezeichnet. Tag und Nacht ſtaunt er Orianens Reitze an: er häftete ſeine Blicke mit Wohlgefallen auf ihren ſchönen Körper, und ſein Auge ward es nie müde ſie zu betrachten. Ach, ſagte er, ich bin glücklich, aber das weiß nur Venus und ich. Mein Glück wäre viel größer, wenn es auch Neid erregte. Schöne Königinn, lege dieſen eiteln Schmuck ab, laß dieſen läſtigen Schleyer fallen; zeige dich der Welt: entſage dem Preiſe der Schönheit, und fordere Altäre!

Da waren auch zwanzig Babylonierinnen. Sie trugen Purpurröcke mit Gold geſtickt, und glaubten, ihre Pracht erhöhe ihren Werth. Einige aus ihnen trugen, zum Beweiſe ihrer Schönheit, die Schätze, die ſie damit erworben hatten, vor ſich.

Weiter hin ſah ich hundert Ägypterinnen, mit ſchwarzen Augen und Haaren. Ihre Männer waren bey ihnen, und ſagten: Die Geſetze unterwerfen uns euch, der Iſis zu Ehren; aber eure Schönheit herrſcht noch gewaltiger über uns als alle Geſetze: wir ge-

horchen euch eben ſo gern, als man den Göttern gehorcht: wir ſind die glücklichſten Sclaven der Welt. Die Pflicht bürgt euch für unſere Treue: aber nur Liebe kann uns die eurige ſichern. Seyd weniger empfindlich gegen den Ruhm, den ihr zu Gnidus erhalten werdet, als gegen die Verehrung, die ihr zu Hauſe bey einem ruhigen Manne finden könnt, der, während ihr euch mit auswärtigen Angelegenheiten beſchäftigt, im Schoße eurer Familie das Herz erwarten muß, das ihr ihm widerbringt.

Auch kamen Frauenzimmer aus jener mächtigen Stadt, die ihre Flotten ans Ende der Welt ſendet. Der Schmuck beladete ihre ſtolzen Köpfe: alle Welttheile ſchienen das Ihrige zu ihrem Putze beygetragen zu haben.

Jehen Schönen kamen aus den Gegenden, wo der Tag anfängt. Sie waren Aurorens Töchter; und um ſie zu ſehen, ſtanden ſie täglich vor ihr auf. Sie klagten über die Sonne, die ihre Mutter ihren Augen entzog, ſie klagten über ihre Mutter, die ſich ihnen nur wie den übrigen Sterblichen zeige.

Unter einem Gezelte ſah ich eine Königinn eines Indiſchen Volkes. Sie war von ihren Töchtern umringt, die ſchon die Reitze ihrer Mutter hoffen ließen. Verſchnittene bedienten ſie mit geſenkten Augen; denn ſeitdem ſie Gnidiſche Luft athmeten, fühlten ſie ihre entſetzliche Schwermuth verdoppelt.

Die Frauenzimmer von Cadix, die am Ende der Erde wohnen, eiferten auch um den Preis. In der ganzen Welt huldiget man den Schönen; aber nur die größten Ehrenbezeugungen können den Stolz einer Schönen befriedigen.

Jetzt erſchienen die Gnidierinnen. Schön ohne

Putz schmückte sie sittlicher Anstand mehr als Perlen und Rubinen. Auf ihrem Kopfe sah man nur Florens Geschenke; aber da waren sie der Umarmungen Zephyrs würdiger. Ihr Gewand hatte kein ander Verdienst, als daß es einen bezaubernden Wuchs bezeichnete, und von ihren eignen Händen gesponnen war.

Unter allen diesen Schönen sah man die junge Camille nicht. Sie sagte: Ich will nicht um den Preis der Schönheit eifern: genug für mich, daß mein lieber Aristeus mich für schön hält.

Diane verschönerte diese Spiele durch ihre Gegenwart. Sie kam nicht dahin, um den Preis zu wetteifern; dann Göttinnen lassen sich mit Sterblichen nicht vergleichen. Ich sah sie allein; sie war schön wie Venus; ich sah sie neben der Venus; und sie war nur noch Diane.

Nie gab es einen so herrlichen Anblick. Völker waren von Völkern abgesondert. Die Augen irreten von Land zu Land, vom Untergange zum Aufgange der Sonne: Gnidus schien die ganze Welt zu seyn.

Die Götter haben die Schönheit unter die Nationen vertheilt, wie die Natur sie unter die Göttinnen vertheilt hat. Dort sah man die stolze Schönheit der Pallas, hier Junos Hoheit und Majestät, weiter hin die edle Einfalt Dianens, das holde Benehmen, den Zauberreitz der Grazien, und bisweilen das Lächeln der Venus.

Es schien, als ob jedes Volk eine ihm eigene Art hätte, seine Schamhaftigkeit zu äußern, und als ob alle diese Frauenzimmer mit unseren Augen ihr Spiel treiben wollten: die einen entblößten den Busen, und verbargen die Schultern; andere zeigten die

Schultern und verhüllten den Buſen. Jene, welche uns den Anblick der Füße entzogen, entſchädigten uns durch andere Reize; und dort ertödtete man über das was man hier Wohlſtand hieß.

So ſehr ſind die Götter von Themiren bezaubert, daß ſie ſie nie anſehn, ohne über ihr Werk ſelbſt gefällig zu lächeln. Unter allen Göttinnen ſieht nur Venus ſie mit Vergnügen, und nur ſie zeihen die Götter keiner Eiferſucht.

Wie man eine Roſe mitten unter den Blumen des Feldes bemerkt, ſo zeichnete man Themiren unter den vielen Schönen aus. Sie hatten nicht Zeit, ihre Mitbuhlerinnen zu ſeyn; ſie waren ſchon beſiegt, eh ſie ſie noch fürchteten. So bald ſie erſchien, ſah Venus nur ſie. Sie rief den Grazien. Geht, krönt ſie, ſprach ſie zu ihnen, unter allen Schönen, die ich ſehe, iſt ſie die Einzige, die euch gleicht.

Vierter Geſang.

Während ſich Themire mit ihren Geſpielinnen im Dienſte der Göttinn beſchäftigte, ging ich in den einſamen Hain, hier fand ich den zärtlichen Ariſteus. Wir hatten uns an jenem Tage geſehen, da wir das Orakel befragten; und mehr war nicht nöthig, uns mit einander vertraut zu machen: denn Venus flößt in der Gegenwart eines Gniedlers dem Herzen jenen geheimen Zauberreitz ein, den zwey Freunde finden,

wenn ſie nach langwieriger Trennung den ſüßen Gegenſtand ihrer Sehnſucht in ihren Armen fühlen.

Hingeriſſen zu einander fühlten wir daß unſere Herzen ſich wechſelweiſe entgegen ſchlugen, und zärtliche Freundſchaft ſchien vom Himmel herab, und mitten unter uns gekommen zu ſeyn. Wir erzählten einander tauſend Züge aus unſerm Leben: ich vertraute ihm ungefähr folgendes:

Ich bin zu Sybaris geboren, wo mein Vater Antilochus ein Prieſter der Venus war. In jener Stadt macht man keinen Unterſchied zwiſchen Wollüſten und Bedürfniſſen. Man verbannt alle Künſte, die einen ruhigen Schlummer ſtören könnten. Man ertheilt auf Koſten des Staates denjenigen Preiſe, die neue Wollüſte entdecken können. Die Bürger erinnern ſich nur der Gaukler, die ſie beluſtigt haben, und haben das Andenken der Obrigkeiten vergeſſen, die ſie beherrſchten.

Dort mißbraucht man die Fruchtbarkeit des Bodens, der in unerſchöpflichen Überfluß Alles hervorbringt, und die Gunſt der Götter, welche ſich verſchwenderiſch über Sybaris ergoß, dienet darum, um den Luxus und die Wolluſt zu befördern.

Die Männer ſind weibiſch; ſie putzen ſich gleich den Frauen; ſie ſchminken ſich ſo ſchön, ſie kräuſeln ſich ſo geſchickt, ſie künſteln ſo lange vor ihrem Spiegel, daß es ſcheint, als ob es in der ganzen Stadt nur ein Geſchlecht gäbe.

Die Weiber biethen ſich an, ſtatt ſich zu ergeben; der nähmliche Tag, welcher die Wünſche und Hoffnungen gebiert, endet auch nicht, ohne ſie befriedigt zu haben. Man kennt dort nicht das ſüße Glück zu

lieben und geliebt zu werden; nur Genuß iſt es, was man überall unter dem Nahmen der Freude ſucht.

Die Gunſtbezeigungen unſerer Schönen beſtehen in einer bloßen Hingebung. Alle jene tauſend kleinen Umſtände, welche die Frauen ſonſt ſo ſchön mit ihren Gunſtbezeugungen zu verflechten wiſſen, alle jene kleinen Spiele, die für uns einen ſo hohen Werth haben, jene Anhänglichkeit, welche immer und immer zu wachſen ſcheint, jene ſo geringfügigen Kleinigkeiten, welche ſo viel über uns vermögen, alle jene Vorbereitungen des glücklichen Augenblickes, dieſe vielfache ſtille Ergebung ſtatt einer einzigen ſchnell auflodernden Eroberung, dieſer vielfache Genuß, welcher der letzten Hingebung voraus gehet, ſind in Sybaris ganz unbekannt.

Hätten ſie auch nur noch die mindeſte Sittſamkeit, ſo könnte doch das ſchwache Bild der Tugend wenigſtens ſie noch reitzen; aber nein: ihr Blick iſt gewohnt frey herum zu ſchweifen, und ihr Ohr ſteht jeder frechen Rede offen.

Weit entfernt, daß die Mannigfaltigkeit des Vergnügens die Sybariten mit einer delicaten Auswahl deſſelben bekannt machen ſollte; hier gilt alles gleich; das Streben nach Genuß wird von jedem Gegenſtande befriediget.

Sie bringen ihr Leben in einer bloß ſinnlichen Freude zu: ſie verlaſſen ein Vergnügen, das ihnen mißfällt, für ein anderes, das ihnen auch mißfallen wird; alles, was ihre Sinne, was ihre Einbildungskraft beſchäftiget, wird für ſie nur ein neuer Gegenſtand des Ekels.

Ihre Seele, deren Gefühle durch die Wolluſt abgeſtumpfet ſind, ſcheint nur noch gegen Schmerzen

empfindlich zu seyn. Ein Sybarite durchwachte schlaflos eine ganze Nacht, weil ein Rosenblatt auf seinem Lager zerknicket war.

Die Weichlichkeit hat ihren Körper so sehr geschwächt, daß sie auch die kleinste Last nicht zu bewegen im Stande sind. Kaum können sie noch auf ihren Füßen stehen; das sanfteste Fuhrwerk stürzet sie in Ohnmacht, und kein festliches Mahl können sie aus Schwäche ihres Magens vertragen.

Sie bringen ihre Lebenszeit auf Ruhesofas zu, auf denen sie den ganzen Tage ausruhen, ohne ermüdet zu seyn, und können sich aus Mattigkeit kaum fortschleppen, um anderswo zu schmachten. Unfähig die Last der Waffen zu tragen, furchtsam vor ihren Mitbürgern, und feig vor Fremden, sind sie bereitwillige Sclaven für jeden, der sich ihrer bemächtigen will.

Kaum hatte sich meine Seele entwickelt, als ich mein unglückliches Vaterland verabscheute. Ich liebte die Tugend und fürchtete stäts die unsterblichen Götter. Nein, sagte ich, diese giftige Luft will ich nicht länger athmen: alle diese Sclaven der Weichlichkeit sind dazu geboren, in ihrem Vaterlande zu leben; aber ich fühlte mich geschaffen es zu verlassen.

Ich ging zum letzten Mahle in den Tempel, und näherte mich den Altären, an denen mein Vater so oft geopfert hatte: „Große Göttinn," sagte ich laut: „ich verlasse deinen Tempel, aber nicht deinen Dienst. In welche Himmelsgegend ich auch gerathen mag, will ich doch immer dir Weihrauch opfern; nur soll seine Flamme reiner auflodern, als jene, welche man dir in Sybaris weihet."

Ich segelte ab, und langte in Kreta an. Diese

Insel ist ganz mit den Denkmählern der leidenschaftlichsten Liebe angefüllt. Hier erblickt man den ehernen Stier, das Kunstwerk des Dädalus, bestimmt um Pasiphaen zu täuschen, oder ihren Wünschen zu entsprechen, das Labyrinth, dessen Fallstricke nur die Liebe zu vereiteln wußte; das Grabmahl der Phädra, die, so wie ehemahls ihre Mutter, die Sonne in Erstaunen setzte, und den Tempel Ariadnens, die fern von ihrem väterlichen Hause in den Wüsten, von einem Undankbaren verlassen, doch noch nicht bereuen konnte, daß sie ihm gefolgt war.

Auch sah ich den Pallast des Idomeneus, dessen Rückkehr nicht glücklicher war, als die der andern Griechischen Feldherren. Denn jene, welche den Gefahren der stürmischen See entgingen, fanden in ihrem verlassenen Hause noch mehr Ursache zur Trauer. Die erzürnte Venus ließ die treulosen Gemahlinnen umarmen, und sie starben von der Hand, die ihnen die liebste dünkte.

Ich verließ diese Insel, welche einer Göttinn so verhaßt ist, die einst mein Leben beglücken sollte, und schiffte mich ein; der Sturm verschlug mich nach Lesbos. Ich sah auch hier bald ein, daß Venus diese Insel nicht sonderlich liebe. Die Gesichter der Weiber waren frech, ihr Körper war stark und nervig, und ihrer Seele mangelte jene Schüchternheit, die uns so sehr entzückt. Große Venus, entzünde in den Herzen der Lesbierinnen ein edleres Feuer. Verschon die menschliche Natur mit den Gräueln ihrer Schamlosigkeit.

Mytilene ist die Hauptstadt von Lesbos, und das Vaterland der zärtlichen Sappho. Unsterblich wie die Musen, brennt dieß unglückliche Mädchen von einem

Feuer, das sie nicht in ihrer Brust ersticken kann. Sich selbst verhaßt findet sie Überdruß in ihren Reitzen, haßt ihr Geschlecht, und sucht es doch immer. Wie, sagte sie, kann eine so eitle Flamme so zerstörend seyn? Amor, du bist viel furchtbarer, wenn du tändelst, als wenn du zürnst.

Endlich verließ ich Lesbos, und das Schicksal führte mich an eine noch unheiligere Insel, nähmlich nach Lemnos. Auf dieser Insel ist kein Tempel der Göttinn der Liebe geweiht. Nie haben die Einwohner von Lemnos der Venus geopfert. Wir verabscheuen, sagen sie, einen Gottesdienst, der die Herzen weichlich macht. Oft schon strafte sie die Göttinn; aber ohne ihr Verbrechen zu bereuen tragen sie die Strafen, und werden nur verstockter, je mehr sie gezüchtigt werden.

Ich ging wieder zur See, und suchte immer irgend ein von den Göttern geliebtes Land. Die Winde führten mich nach Delos. Ich blieb einige Monathe in dieser heiligen Insel. Es sey nun aber, daß die Götter uns manchmahl ahnden lassen, was uns erwarte, oder daß unsere Seele selbst von der Gottheit her, aus der sie entsprang, noch einige schwache Kenntniß der Zukunft behält: genug, ich fühlte, daß mein Geschick, daß mein Glück mich in ein ander Land rufe.

In einer Nacht, da ich in jenem ruhigen Zustande lag, wo die Seele sich selbst überlassen, von den Banden befreyt scheint, die sie sonst niedergedrückt halten, erschien mir eine weibliche Gestalt. Lange stand ich in Zweifel, ob meine Augen eine Sterbliche oder eine Göttinn erblickten; ein zauberischer Reitz lag über ihrem ganzen Wesen verbreitet. Sie war nicht schön wie Venus; aber entzückend wie sie. Nicht alle ihre Züge

waren regelmäßig, aber das Ganze zuſammen bezauberte. Konnte man ſie auch nicht bewundern, ſo rieß ſie doch zur Liebe hin. Die Haare fielen nachläßig ihre Schultern herab, aber dieſe Nachläßigkeit bildete ſie ſchöner als der glücklichſte Lockenbau. Ihr Wuchs war allerliebſt. Sie hatte jene Miene, welche die Natur nur reinen Seelen verleiht, welche kein Wort zu beſchreiben, kein Pinſel zu mahlen vermag. Sie ſah mein Erſtaunen, und lächelte. Götter! welch ein Lächeln! Ich bin, ſagte ſie zu mir, mit einer Stimme, die ans Herz drang, die zweyte der Grazien; Venus die mich ſendet, will dich beglücken: aber du mußt ſie in ihrem Tempel zu Gnidus anbethen. Sie floh: meine Arme ſtreckten ſich nach ihr aus — aber mein Traum war mit ihr entflohn, und mir blieb nur noch der ſtille Schmerz ſie nicht mehr zu ſehen, vermiſcht mit den Vergnügen, ſie geſehn zu haben.

Ich verließ alſo die Inſel Delos, und langte zu Gnidus an. Ich kann ſagen, daß ich ſogleich Liebe athmete. Ich fühlte; aber ich wußte nicht was. Noch liebte ich nicht; aber ich wünſchte zu lieben. Ein ſanftes Feuer erwärmte mich. Ich kam näher, und erblickte von fern junge Mädchen, welche auf einer Wieſe ſich fröhlichen Tänzen überließen. Ein unbekanntes Gefühl trieb mich zu ihnen. Ich Unſinniger! ich; ohne noch zu lieben, fühlſt du ſchon alle Verirrungen der Liebe: dein Herz fliegt ſchon ſelbſt unbekannten Gegenſtänden zu; und dennoch macht dich der Anblick dieſer Mädchen verlegen. Ich näherte mich, ich ſah die bezaubernde Themire. Wir fühlten es, daß wir für einander geſchaffen ſeyen. Ich ſah nur ſie, und ich hätt mich todt gekränkt, wenn nicht auch ſie einige Blicke auf mich gerichtet hätte. Große Venus, rief

ich aus: wenn du mich noch beglücken ſollſt, ſo beglücke mich mit dieſer Schäferinn. Ich entſage allen andern Schönen — — ſie allein kann deine Verheißungen, und alle die Wünſche erfüllen, die ich jemahls hägen werde.

Fünfter Geſang.

Ich mahlte den jungen Ariſteus die Zärtlichkeit meiner Liebe mit dem lebhafteſten Entzücken; dieß machte ihn auch über die ſeinige ſeufzen. Ich bath ihn ſein Herz mir zu öffnen, und mir von ſeiner Liebe zu erzählen; — wohl unvergeßlich ſind mir ſeine Worte; denn auch ich bin von dem nähmlichen Gotte begeiſtert, der aus ihm ſprach.

Du wirſt in meiner ganzen Erzählung nichts außerordentliches finden. Meine Abenteuer ſind bloß Gefühle eines zärtlichen Herzens; meine Freuden, meine Schmerzen, meine Liebe für Camillen machen das Glück meines Lebens aus; aber ſie ſind auch die ganze Geſchichte dieſes Lebens.

Camille iſt die Tochter eines der vornehmſten Einwohner von Gnidus. Sie iſt ſchön: ſie hat eine Bildung, welcher alle Herzen huldigen. Frauenzimmer, die etwas wünſchen, bitten die Götter um Camillens Anmuth. Männer, die ſie ſehen, wollen ſie beſtändig ſehen, oder fürchten, ſie wieder zu ſehen.

Sie hat einen bezaubernden Wuchs, eine edle

aber ſittſame Miene, lebhafte Augen, aus welchen die zärtlichſte Liebe ſpriche; die Züge ihres Geſichtes entſprechen den Empfindungen ihres Herzens, und ihre Reitze machen ſie unwillkürlich zur Gebietherinn, wo ſie immer erſcheint. Camille ſuchte nicht ſich zu putzen; iſt aber beſſer geputzt, als alle andere Frauenzimmer. Sie hat einen Witz, den die Natur faſt immer den Schönen verſagt. Sie ſchickt ſich zum Ernſte wie zur Fröhlichkeit, und kann nach Belieben verſtändig handeln, oder wie die Grazien tändeln.

Je mehr Verſtand man hat, je mehr Verſtand findet man bey Camillen. Sie hat etwas ſo Ungezwungenes an ſich, daß es ſcheint, ſie rede nur die Sprache des Herzens. Alles, was ſie ſagt oder thut, hat die Reitze ſchuldloſer Einfalt. Man findet allezeit eine naive Schäferinn. Dieſe leichte, zärtliche, gefällige Anmuth kann man beſſer empfinden, als beſchreiben.

Bey allem dem liebt mich Camille. Sie iſt entzückt, wenn ſie mich ſieht, betrübt, wenn ich ſie verlaße; und als ob ich ohne ſie leben könnte, muß ich es ihr jederzeit verſprechen, wieder zu kommen. Ich ſage ihr tauſend Mahl, daß ich ſie liebe, und ſie glaubt es mir; ich ſage es ihr, daß ich ſie anbethe, und ſie weiß dieß alles ſchon — aber dennoch iſt ſie ſo entzückt darüber, als ob ſie es noch nicht gewußt hätte. Wenn ich es ihr geſtehe, daß ſie das Glück meines Lebens ausmache, ſo bekennt ſie mir, daß ich das ihrige wäre. Kurz, ſie liebt mich ſo ſehr, daß ſie mich beynah überredet, ich ſey ihrer Liebe werth.

Schon durch ein Monath hatte ich Camillen gekannt, und noch wagte ich es nicht ihr meine Liebe zu geſtehen, ja ich getraute mich kaum es mir ſelbſt zu ſagen. Je liebenswürdiger ſie mir erſchien, je weniger

wagte ich es zu ahnden, daß sie mich lieben werde. Ach! Camille, tief empfand ich deinen Werth — aber ich empfand es auch, daß ich dich nicht verdiene.

Allenthalben sucht' ich dich zu vergessen. Ich wollte dein angebethetes Bild aus meinem Herzen vertilgen. O wie glücklich bin ich, daß es mir nicht gelang! Dein Bild blieb in meinem Herzen, und keine Zeit kann es hier verlöschen.

Ich sagte zu Camillen: Ich liebte einst das Geräusch der Welt, und suche nun die Einsamkeit. Ich hatte ehmahls ehrgeitzige Absichten, und nun sehne ich mich bloß nach deiner Gegenwart. In ferne Himmelsstriche wollte ich wandern, und nun verweilt mein Herz so gern da, wo du lebst; Alles was nicht du ist, ist mir aus den Augen verschwunden.

Wenn Camille mir hundert Mahle von ihrer Zärtlichkeit gesprochen hat, hat sie mir doch immer noch was zu sagen: sie glaubt, das vergessen zu haben, was sie mir schon tausend Mahle betheuert hat. Ich bin so entzückt sie zu hören, daß ich mich oft ungläubig stelle, nur um meinem Herzen nochmahls das Vergnügen zu verschaffen, daß sie mich zu rühren suche. Oft herrscht unter uns jenes süße Schweigen, mit welchem sich zärtliche Herzen weit mehr sagen, als die wortreichste Sprache umfassen könnte.

War ich abwesend von ihr, so eile ich ihr zu erzählen, was ich etwa gesehen oder gehört habe. Womit unterhälst du mich, sagt sie dann zu mir: sprich mit mir von unserer Liebe; oder, wenn du nicht daran gedacht, wenn du mir nichts davon zu sagen hast, Grausamer, so laß mich sprechen.

Bisweilen umarmt sie mich, und sagt; Du bist traurig. Es ist wahr, sag' ich zu ihr; aber die Trau-

rigkeit der Liebenden ist entzückend. Ich fühle meine Thränen fließen, und weiß nicht warum; denn du liebst mich. Ich habe keine Ursache zu klagen; und klage doch. Zieh mich nicht aus meinem schmachtenden Zustande; vergib mir dieses Seufzen aus einer Brust, welche bald Leiden, bald Entzückungen durchkreuzen.

Bey der Liebe hohen Freuden ist meine Seele zu sehr bewegt, das Glück derselben reißt sie mit sich fort, ohne es so ganz empfinden zu können — aber jetzt finde ich selbst an meiner Schwermuth Gefallen. Trockne meine Thränen nicht. Was liegt daran, ob ich weine, da ich doch glücklich bin?

Bisweilen sagt Camille zu mir: liebe mich. Ja, ich liebe dich. Aber wie? Ach, sag' ich, ich liebe dich jetzt wie vorher; dann die Liebe, die ich für dich häge, kann ich nur mit der, die ich für dich hägte, vergleichen.

Ich höre Camillen von all ihren Bekannten rühmen; diese Lobsprüche freuen mich, als ob sie mich selbst angingen, und schmeicheln mir mehr, als ihr selbst.

Ist jemand bey uns, so spricht sie so verständig, daß mich auch ihre geringsten Worte bezaubern. Und doch wäre mirs noch lieber, wenn sie gar nichts sagte.

Ist sie gegen jemand freundlich, so wünschte ich der zu seyn, gegen den sie freundlich ist; aber plötzlich besinn ich mich, daß sie mich alsdann nicht liebte.

Hüthe dich, Camille, vor den Trügereyen der Liebhaber. Sie werden dir sagen, sie lieben dich und daran werden sie die Wahrheit sagen. Sie werden dir sagen, sie lieben dich eben so sehr, als ich:

aber bey den Göttern ſchwör' ichs dir zu, ich liebe dich mehr!

Erblick' ich ſie von fern, ſo ſeh' ich nichts mehr als ſie. — Sie naht, und mein Herz wallt ihr entgegen; ich lange bey ihr an, und es ſcheint, meine Seele wolle mich verlaſſen; dieſe Seele gehöre Camillen, und wolle ſie beſeelen.

Bisweilen will ich ihr eine Gunſt rauben; ſie verweigert ſie mir, und im nächſten Augenblicke bewilligt ſie mir eine andere, und dennoch iſt dieß alles keine Liſt. Schamhaftigkeit und Liebe kämpfen in ihrer Bruſt; ſie wünſcht mir Alles verweigern, und dennoch mir Alles bewilligen zu dürfen.

Biſt du es denn nicht zufrieden, ſagt ſie, daß ich dich liebe? Was kannſt du denn nach meinem Herzen noch weiteres verlangen? Ich verlange, ſag' ich ihr, daß du mir zu Liebe einen Fehler begeheſt, wozu die Liebe verleitet, den nur große Liebe rechtfertigt.

Camille! könnt' ich je aufhören dich zu lieben; ſo ergreife die Parze den Faden meines Lebens, und ende meine Tage. Sie tilge den Reſt eines Lebens, das ich bejammern müßte, ſo oft ich mich der Freuden erinnerte, die mir die Liebe gewährt hat!

Ariſteus ſeufzte und ſchwieg; und ich ſah wohl, daß er nur aufhörte von Camillen zu ſprechen, um an ſie zu denken.

Sechster Gesang.

Während wir von unserer Liebe sprachen, waren wir vom Wege abgekommen; wir irrten lange herum, und gelangten endlich auf einer großen Wiese ins Freye. Ein Blumenpfad führte uns zu einem Felsen der schauerlich empor stieg. Eine dunkle Höhle gähnte uns entgegen. Wir hielten sie für die Wohnung irgend eines Sterblichen, und traten hinein. — O ihr Götter! wer hätte hier diesen traurigen Ort vermuthet? Kaum hatte ich den Boden derselben betreten, als mich ein Schauder überfiel, und mein Haar sich empor sträubte; ich fühlte mich wie von einer unsichtbaren Hand fortgerissen; mein Herz bebte, aber es trieb mich nur immer weiter. Freund! rief ich, laß uns weiter dringen, und sollten sich auch unsere Schmerzen vergrößern. Kein Sonnenstrahl fiel mehr auf unseren Pfad, kein Säuseln des Windes war mehr vernehmbar. Da erblickten wir die Eifersucht, — mehr düster als schrecklich stand sie vor uns; Blässe lag über ihr Gesicht verbreitet, Traurigkeit und langes Schweigen umgab sie, und der Überdruß breitete seine Flügel über sie aus. Sie hauchte uns an, legte die Hand uns aufs Herz, schlug uns auf den Kopf: und wir sahen, wir dachten nichts mehr als Ungeheuer. Geht weiter hinein, sagte sie uns, unglückliche Sterbliche, und ihr gelanget zu einer Göttinn, die noch mächtiger ist, als ich. Ach

wir sahen sie bald; an den Schlangen erkannten wir sie, die mit glühenden Zungen über ihrem Haupte zischten. Es war die Wuth. Sie nahm eine von ihren Schlangen herab, und warf sie auf mich. Ich wollte sie haschen; aber sie hatte sich schon, ohne daß ichs gefühlt hatte, in mein Herz geschlichen. Ich blieb einen Augenblick wie erstarrt; aber kaum hatte das Gift sich in meinen Adern verbreitet, als ich die Schmerzen der Hölle zu fühlen begann; meine Seele war entbrannt, und in ihrer Wuth schien sie meinen Körper zu zerstören. Ich war gepeinigt, als ob ich mich unter der Peitsche der Furien drehte. Wir überließen uns unsern Ausschweifungen; hundert Mahle rannten wir rings um diese entsetzliche Höhle: wir liefen von der Eifersucht zur Wuth, und von der Wuth zur Eifersucht. Wir riefen: Themire! wir riefen: Camille! Wären Themire oder Camille gekommen, mit unsern eigenen Händen hätten wir sie zerrissen.

Endlich fanden wir das Tageslicht. Es schien uns beschwerlich; und fast sehnten wir uns wieder nach der schrecklichen Höhle zurück, die wir so eben verlassen hatten. Ermattet sanken wir zusammen; aber auch diese Ruhe schien uns unerträglich. Unsre Augen verweigerten uns die lindernden Thränen, und unser Herz konnte nicht mehr seufzen.

Doch war ich endlich einen Augenblick ruhig; der Schlaf fing an, seine sanften Mohnkörner auf mich zu streuen. O Götter! auch dieser Schlaf wurde mir zur Folter. Ich sah Bilder, die für mich schrecklicher waren, als die bleichen Schatten. Jeden Augenblick erwacht' ich über einer Untreue Themirens. — Ich sah sie — Nein, noch wag' ich's nicht, es

zu ſagen; und was ich mir machend nur einbildete, glaubt' ich im Grauen dieſes entſetzlichen Schlummers wirklich zu ſehen.

So werd' ich, ſagt' ich beym Aufſtehen, ſo wohl die Finſterniß, als das Licht fliehen müſſen! Themire, die grauſame Themire treibt mich gleich den Furien herum. Wer hätte geglaubt, daß es jemahls ein Glück für mich ſeyn würde, ſie auf ewig zu vergeſſen!

Ich bekam einen neuen Anfall von Wuth. Freund, rief ich, ſteh auf! Komm, laß uns jene Herden, die in dieſer Aue weiden, ausrotten, und jene Schäfer verfolgen, deren Liebe ſo ruhig ſcheint. Doch nein, dort hin in den Tempel laß uns eilen; vielleicht iſt er dem Amor geweihet! Komm, wir zerſtören ihn, wir wollen ſeine Bildſäule zertrümmern, wir wollen ihn unſere Wuth fühlen laſſen. Wir rannten; und es ſchien, als ob der Eifer, ein Verbrechen zu begehen, uns neue Kräfte gäbe. Wir flogen über Wieſen, Felder, durch Haine, ohne einen Augenblick anzuhalten. Umſonſt erhob ſich der Hügel, wir erſtiegen ihn, und ſtürzten in den Tempel. Er war dem Bacchus geweiht. Wie mächtig ſind die Götter! Unſre Wuth legte ſich — wir ſahen einander an, und ſahen mit Erſtaunen die Verwirrung, in welcher wir waren.

Großer Gott! rief ich: ich danke dir nicht ſo wohl dafür, daß du meine Wuth geſtillt, als daß du mich vor einem großen Verbrechen bewahrt haſt. Ich näherte mich der Prieſterinn: Wir werden vom Gotte, dem du dieneſt, geliebt. So eben hat er die Zerrüttungen, die uns quälten, geſtillt: kaum betraten wir dieſen Ort, ſo fühlten wir augenblicklich ſeine

Gunſt. Laß uns ihm ein Opfer bringen. Würdige dich es ihm in unſern Nahmen zu weihen, göttliche Prieſterinn. Ich ging, hohlte ein Schlachtthier, und legte es zu ihren Füßen.

Indeß die Prieſterinn ſich anſchickte, den Todesſtreich zu vollführen, bethete Ariſteus mit lauter Stimme: Göttlicher Bacchus, du gießeſt Freude in das Herz der Menſchen, dein Dienſt ſchafft ihnen ſüßes Vergnügen, und deine Verehrer ſind die glücklichſten Sterblichen.

Bisweilen führſt du unſere Vernunft ſanft irre; hat aber irgend eine grauſame Gottheit ſie uns geraubt, ſo kannſt du allein ſie uns wieder geben.

Schwarze Eiferſucht beugt die Liebe unter ihr eiſernes Joch; aber du entreiſſeſt ihr die Herrſchaft über unſre Herzen, und treibſt ſie in ihre finſtere Wohnung zurück.

Nach Vollendung des Opfers verſammelte ſich das ganze Volk um uns, und ich erzählte der Prieſterinn, wie wir in der Wohnung der Eiferſucht wären gepeinigt worden, als wir plötzlich ein großes Geſchrey vernahmen, und ein verwirrtes Geräuſch von Muſik und fröhlichem Jauchzen ertönte. Wir verließen den Tempel; da ſtürzte ein Schwarm von Bacchantinnen uns entgegen, ſie ſchlugen den Boden mit ihrem Thyrſus, und ſangen des Bacchus Lob aus voller Kehle. Der alte Silen folgte auf ſeinem Eſel nach. Sein Kopf ſchien den Boden zu ſuchen, und ſo bald man ſeinen Leib nicht mehr hielt, ſchwankte er wie im Takte. Der Schwarm hatte ſein Geſicht mit Weinhefen beſchmiert. Pan folgte darauf mit

ſeiner Flöte, und die Satyrn umrangen ihren König. Freude und Unordnung herrſchten hier vereint, und eine liebenswürdige Thorheit miſchte Spiele, Scherze, Tänze und Lieder durch einander. Endlich erſchien Bacchus auf ſeinem von Tiegern gezogenen Wagen, ſo wie der Ganges ihn am Ende der Welt Freude und Sieg verbreiten ſah.

An ſeiner Seite ſaß die ſchöne Ariadne. Fürſtinn! du klagteſt noch über des Theſeus Treuloſigkeit, als Bacchus dir die Krone entriß, und ſie unter die Sterne verſetzte. Er trocknete deine Thränen. Hätteſt du nicht aufgehört zu weinen, ſo hätteſt du einen Gott unglücklicher gemacht, als du, eine bloße Sterbliche, wareſt: Er rief dir zu: Liebe mich! Theſeus entfloh; er war deiner nicht werth. Vergiß ihn, vergiß es ſelbſt, daß er dich verlaſſen konnte. Unſterblich ſollſt du ſeyn, unſterblich wie meine Liebe zu dir.

Der Gott verließ ſeinen Wagen; auch Ariadne folgte ihm, ſie trat in den Tempel. Liebenswürdiger Gott, rief ſie, laß uns hier bleiben, hier unſerer Liebe das Leben weihn, und über dieſe milde Gegend eine ewige Wonne verbreiten. Hier hat Venus, die Königinn der Herzen, ihren Wohnſitz genommen, und der Gott der Freude herrſche hier neben ihr, und vermehre noch das Wohlſeyn dieſes glücklichen Volkes.

Großer Gott! Ich fühle immer lebhafter, wie ſehr ich dich liebe! Hätte ich glauben können, daß du mir einſt noch liebenswürdiger ſcheinen könnteſt. Nur Unſterbliche können überſchwenglich, und immer mehr und mehr lieben; nur ſie erlangen mehr als ſie hoffen, und ſind in ihren Wünſchen eingeſchränkter, als in ihrem Genuſſe.

Hier sollst nur du der ewige Gegenstand meiner Liebe seyn. Im Himmel denkt man nur an seine Herrlichkeit; aber auf Erden und auf ländlichen Fluren genießt man die Liebe. Während dieser jauchzende Schwarm in unsinnigen Freuden dahin tobt, soll mein Frohsinn, meine Seufzer, meine Thränen dir zeigen, daß ich dich ewig lieben werde.

Wonnelächelnd schloß er Ariadnen in seine Arme, und führte sie ins Heiligthum. Die Freude bemächtigte sich unserer Herzen, und wir fühlten uns begeistert. Ergriffen von der Verwirrung des Sitens, und der Wuth der Bacchantinnen, langten wir nach dem Thyrsus, und mischten uns unter die Tänze und unter die lauten Gesänge.

Siebenter Gesang.

Kaum hatten wir diese dem Bacchus geheiligte Gegend verlassen, als wir auch schon fühlten, daß unsere Leiden nicht getilgt, sondern nur unterbrochen waren. Zwar fühlten wir nicht mehr jene Wuth, die uns vorher zerrüttet hatte; aber düstere Traurigkeit hatte sich unsrer Seele bemeistert, und Argwohn und Unruh nagten an unserem Gemüthe.

Oft glaubten wir die grausamen Göttinnen hätten uns durch diese Zerrüttung ein Vorgefühl jenes

unglücklichen Zuſtandes geben wollen, zu dem ſie uns beſtimmet hatten.

Oft noch ſahen wir ſehnſuchtsvoll nach dem Tempel des Bacchus zurück, während ſich unſer Weg nach dem Tempel von Gnidus hinſchlängelte: Wir ſehnten uns Themiren und Camillen wieder zu ſehen, ſie, welche der einzige Gegenſtand unſerer Liebe und unſerer Eiferſucht waren.

Aber wir fühlten nichts von jener ſüßen Empfindung, welche uns ſonſt durchbebte, wenn die Seele, im Begriffe die Heißgeliebte wieder zu umarmen, von hohen Entzückungen ergriffen ſchon zum Voraus alle die Seligkeit genießt, welche ſie ſich verſpricht.

Vielleicht, ſagte Ariſteus, werde ich den Schäfer Lykas bey Camillen antreffen. Was weiß ich, ob er nicht eben jetzt mit ihr redet? O Götter! die Ungetreue hört ihn mit Vergnügen an.

Neulich ſagte man, erwiederte ich, Thyrſis, der Themiren ſo ſehr beglückt hat, komme nach Gnidus. — Er hat ſie geliebt: ohne Zweifel liebt er ſie noch; und da muß ich noch um ein Herz kämpfen, das ich ſchon ganz für mein hielt.

Jüngſt beſang Lykas meine Camille: O ich Thor! ich konnte mich freuen, daß ich ſie rühmen hörte.

Ich erinnere mich, daß Thyrſis meiner Themire neue Blumen brachte. Weh mir! ſie hat ſie an ihren Buſen geſteckt! Es iſt ein Geſchenk von Thyrſis, ſagte ſie. Ha! ich hätte ſie da wegreißen, und unter die Füße treten ſollen!

Unlängſt wollt' ich mit Camillen der Venus zwey

Turteltäubchen zum Opfer bringen. Sie entwischten mir, und flogen davon.

Ich hatte einst meinen und Themirens Nahmen auf Bäume geschrieben: auch meiner Liebe froh Geständniß hatte ich da eingegraben; ich las und wiederlas es ohne Unterlaß — eines Morgens fand ich sie ausgelöscht.

Camille, stürz' einen Unglücklichen der dich liebt, nicht in Verzweiflung: gereitzte Liebe kann wirken wie Haß!

Den ersten Gnidier, der meine Themire nur ansieht, will ich bis in den Tempel verfolgen, und selbst bey der Venus Füßen bestrafen.

Indessen langten wir bey der heiligen Höhle an, wo die Göttinn ihre Orakel ertheilt. Das Volk strömte hier wie die Wogen des wallenden Meeres: die Einen hatten ihre Antwort gehört, die Andern drängten sich zu um sie zu hören.

Wir mengten uns ins Gedränge, und ich verlor den glücklichen Aristeus, der schon seine Camille umarmt hatte; nur ich suchte noch meine Themire.

Endlich fand ich sie. Bey ihrem Anblick fühlt' ich meine Eifersucht neu auflodern, und ich gerieth wieder in meine vorige Wuth. Aber sie sah mich an, und ich ward ruhig. — So scheuchen die Götter die Furien zurück, wenn sie aus der Hölle heraus stürzen.

O Götter! sagte sie zu mir: wie viele Thränen hast du mir gekostet. Drey Mahl hat die Sonne ihre Bahn durchgelaufen. Ich fürchte, dich auf ewig verloren zu haben; der bloße Gedanke daran erschüttert

mich noch. Hier hab' ich das Orakel gefragt: nicht, ob du mich nur liebteſt. Ach! ich wollte nur wiſſen, ob du noch lebteſt! Venus hat mir ſo eben geantwortet, du liebteſt mich noch immer.

Verzeih, ſagt' ich zu ihr, einem Unglücklichen, der dich gehaßt hätte, wenn ſeine Seele dich haſſen könnte. Die Götter, in deren Händen ich bin, können mir meine Vernunft nehmen; aber die Götter, Themire, können mir meine Liebe nicht rauben.

Die grauſame Eiferſucht trieb mich herum, wie man im Tartarus die Schatten der Verbrecher quält. Der einzige Gewinn, den ich davon habe, iſt, daß ich, nach der ſchrecklichen Angſt, in welche mich die Furcht, dich zu verlieren, geſtürzt hat, das Glück von dir geliebt zu ſeyn, nur deſto ſtärker empfinde.

So komm' denn mit mir, komm' in jenen einſamen Hain. Durch überſchwengliche Liebe muß ich nun mein Verbrechen ausſöhnen. Ach! es iſt ein großes Verbrechen, Themire, dich für untreu zu halten.

Nie waren die Eliſäiſchen Haine, die die Götter ausdrücklich zur Ruhe der von ihnen geliebten Schatten erſchufen; nie jene Wälder von Dodona, welche den Menſchen ihr künftiges Glück verkünden; nie die Heſperiſchen Gärten, deren Bäume ſich unter der Laſt ihrer goldnen Früchte biegen, bezaubernder als jener Hain, der Themirens Gegenwart verſchönerte.

Ich erinnere mich, daß ein Satyr, der eine jammernd fliehende Nymphe verfolgte, uns ſah und ſtille ſtand. Glückliche Liebende! rief er: eure Augen verſtehen und antworten ſich, eure Seufzer werden mit Seufzern vergolten! Ich aber bringe mein Leben

auf den Fußstapfen einer spröden Schäferinn zu: unglücklich, während ich sie verfolge, aber noch weniger glücklich wenn ich sie erreiche!

Eine junge Nymphe, die in diesem Gehölze allein war, erblickte uns, und seufzte. Ach! sagte sie, nur um meine Pein zu vermehren, läßt der grausame Amor mich einen so zärtlichen Liebhaber erblicken.

Wir fanden Appll an einer Quelle gelagert. Er war Dianen gefolgt, die ein schüchternes Reh in diese Gehölze geführt hatte. Ich erkannte den Gott an seinen goldnen Locken, und an dem Chore der Pierinnen, das ihn umgab. Seine Leyer ertönte: sie bewegte Felsen, die Bäume neigten sich ihr, und der ergrimmte Löwe horchte sich schmiegend den Tönen der goldenen Leyer. Doch wir drangen immer tiefer in den Wald, und nur von fern hörten wir noch die göttlichen Lieder.

Da fand ich Amorn. Wo? fraget ihr. Ich fand ihn auf Themirens Lippen, dann auf ihrem Busen: er flüchtete sich zu ihren Füßen; auch da fand ich ihn: er versteckte sich unter ihren Knieen, und ich folgte ihm; und wäre immer weiter gefolgt, hätte nicht Themire thränend, zürnend, mich angehalten. Er war in seiner letzten Zufluchtsstätte; sie ist so bezaubernd, daß er sie nicht verlassen kann: wie eine zärtliche Grasmücke, die Liebe und Furcht auf ihren Jungen zurück halten, unbeweglich unter der gierig nahenden Hand sitzen bleibt, und sich unmöglich entschließen kann, sie zu verlassen.

Ach! wie unglücklich war ich! — Themire hörte meine Klagen, und ward nicht erweicht; sie ver-

nahm meine Bitten, und wurde nur deſto ſtrenger. Endlich ward ich verwegen, und ſie entrüſtet: ich zitterte; ſie ſchien mir verdrießlich: ich meinte; ſie wies mich ab: ich fiel, und fühlte, daß ich bald mein Leben enden würde; da legte Themire liebend ihre Hand an mein Herz, und belebte es wieder.

Nein ſagte ſie: ich bin nicht ſo grauſam wie du; denn nie hab' ich dich tödten wollen, und du willſt mich mit dir in die Nacht des Grabes hinab ziehen

Öffne dieſe ſterbenden Augen, wenn du nicht wünſcheſt, daß auch die meinigen ſich auf ewig ſchlieſſen ſollen!

Sie umarmte mich; ſie ſchenkte mir Erhörung — und ich hoffe nie wieder ſtrafbar zu werden.

Folgender Aufſatz ſchien mir vom nähmlichen Verfaſſer herzurühren: ich habe ihn alſo mit überſetzt, und hier beygefügt.

Einſt wandelt' ich mit der jungen Cephiſe in Idalius Hainen; da fand ich Amorn: von Blumen bedeckt, und von den Zweigen der Myrthe beſchattet, mit denen der ſanfte Hauch der Zephire ſpielte. Die ihm ſtets folgenden Spiele und Scherze tändelten in der Ferne: er war allein. Ich hatte Amorn in meiner Gewalt; ſein Bogen und Köcher lagen neben ihm: und hätt' ich gewollt, ſo hätt' ich Amors Waffen entwenden können. Cephiſe nahm den Bogen des größten der Götter; legt' unvermerkt einen Pfeil auf, und ſchoß ihn auf mich. Lächelnd ſagt ich ihr: nimm einen andern; verwunde mich noch einmahl, ach dieſe Wunde iſt gar zu ſüß. . . . Sie wollt' einen andern Pfeil auflegen: er fiel ihr auf den Fuß, und ſie rief leiſe: Das war der ſchwerſte Pfeil in Amors Köcher! Sie hob ihn auf, ſchoß ihn ab, und traf mich. . . ich ſank vor ihr nieder. Ach, Cephiſe, du willſt mich denn tödten? — Sie nahte ſich Amorn. Er ſchläft tief: ſagte ſie, ermüdet von dem Spannen des ſehnigten Bogens. Laß uns Blumen pflücken, und ihm Hände und Füße feſſeln. Nein! dazu kann ich nicht

helfen, hat er uns nicht immer begünstigt. So will ich denn, sagte sie, seine Waffen nehmen, und aus allen Kräften einen Pfeil auf ihn schießen. Aber, er wird erwachen, versetzt' ich. Gut! er erwache: was kann er mehr thun als uns tiefer verwunden? Nein, nein! wir wollen ihn schlafen lassen, und bey ihm bleiben, und immer noch mehr von ihm entglühn.

Cephise nahm nun Myrten- und Rosenblätter. Ich will Amorn, sagte sie, damit zudecken. Die Spiele und Scherze werden ihn suchen, ohne ihn mehr finden zu können. . . Sie warf sie auf ihn: und lachte, den kleinen Gott fast begraben zu sehen. . . Doch, womit halt ich mich auf? sagte sie. Man muß ihm die Flügel beschneiden, damit es keine wankelmüthige Menschen auf Erden mehr gebe; dann dieser Gott schwärmt vom Herzen zum Herzen, und bringt überall Unbeständigkeit mit. Da nahm sie ihre Scheere, setzte sich, und faßte mit der einen Hand die Spitze von Amors goldenen Flügeln. Mein Herz bebte aus Furcht. Halt' ein, Cephise! — Aber sie hörte mich nicht. Sie beschnitt die Spitzen der Fittige Amors, ließ ihre Scheere fallen, und floh.

Als er erwachte, wollt er fliegen; aber er fühlt' eine ungewöhnliche Schwere. Er sah die Spitzen seiner Fittige auf den Blumen; und weinte. Jupiter gewahrte ihm vom hohen Olymp, und schickte ihm eine Wolke, die ihn in den Pallast zu Gnidus trug und auf der Venus Schoß setzte. Meine Mutter, sagt' er: ich schwang meine Flügel auf deinem Schoße: nun hat man sie mir beschnitten; wie wird's mir nun gehn? Sohn, sagte die schöne Cypria, weine nicht: bleib auf meinem Schoße; liege ruhig: die Wärme wird sie dir wiedergeben. Siehst

du ſie nicht ſchon ſich verlängern. Umarme mich: ſchon werden ſie größer; bald haſt du ſie wieder ſo groß als vorher: ſchon ſeh' ich ihre Spitze ſich vergölden. — Gleich — Genug .. Fliege, mein Sohn! .. Ja, ſagt' er, ich wage es. Er flog fort; er ruhte wieder bey der Venus; und kam Anfangs auf ihren Schoß zurück. Er flog wieder .. ruhte ein wenig weiter hin, und kam wieder auf Venus Schoß zurück. Er umarmte ſie: ſie lächelt ihn an: er umarmte ſie wieder, und koſete mit ihr, endlich erhob er ſich in die Lüfte, und herrſchet von da über die ganze Natur.

Um ſich an Cephiſen zu rächen, hat Amor ſie zur flatterhafteſten unter allen Schönen gemacht. Täglich entzündet er ein neues Feuer in ihr. Sie hat mich geliebt; ſie hat Daphnis geliebt: und nun liebt ſie den Cleon! .. Grauſamer Amor, ich leide, ich bin der Beſtrafte. Doch gern will ich die Strafe ihres Verbrechens tragen, gerne — ſchenkeſt du Amor nur bald mir wieder neuere Pein.

Lyſimach.

Nachdem Alexander das Perſiſche Reich zerſtört hatte, wollte er allgemein für Jupiters Sohn gehalten werden. Die Macedonier ärgerten ſich, da ſie ſahen, daß dieſer Fürſt ſich ſeines Vaters Philipps ſchämte. Noch mißvergnügter wurden ſie aber, da ſie ihn die Sitten, die Kleider, und die Lebensart der Perſer annehmen ſahen: und alle bereuten es, ſo viel für einen Mann gethan zu haben, der nun anfing ſie zu verachten. Allein, man murrete nur unter dem Heere, und ſprach noch nicht.

Ein Weltweiſer, Nahmens Calliſthenes, war dem Könige auf ſeinen Feldzügen gefolgt. Einſt, da er ihn nach Griechiſcher Sitte begrüßte, frug ihn Alexander: „warum betheſt du mich nicht an?“ „Herr,“ ſagte Calliſthenes, „du biſt der Herrſcher zweyer Nationen: die eine war ſchon ſclaviſch, eh' du ſie noch unterjocht hatteſt, und iſts nun, da du ſie beſiegt haſt, noch eben ſo ſehr. Die andere war frey, ehe ſie dir ſo viele Siege erfechten half, und iſts noch, ſeitdem du ſie erfochten haſt. Ich bin ein Grieche, Herr! und den Nahmen der Griechen haſt du ſo hoch erhoben, daß man ihn, ohne dir zu ſchaden, nicht mehr erniedrigen darf.“

Alexanders Laſter waren ſo übertrieben, als ſeine Tapferkeit: ſein Zorn war ſchrecklich; und machte ihn oft grauſam. Er ließ dem Calliſthenes die Naſe, Ohren und Füße abſchneiden: und befahl ihn in einen eiſernen Käfig zu ſperren, und ſo dem Heere nachzuſchleppen.

Ich liebte den Calliſthenes; und ſo oft mir meine Geſchäfte einige Muße gönnten, hatt' ich ſie von jeher angewendet, mich mit ihm zu beſprechen: und wenn ich einige Liebe zur Tugend habe, ſo hab' ich ſie dem Eindrucke ſeiner Reden auf mich zu danken. Ich beſuchte ihn nun. „Ich grüße dich, erlauchter Unglücklicher!“ ſagte ich zu ihm, den ich in einem eiſernen Käfig wie ein wildes Thier, darum eingeſperrt ſehe, daß du der einzige Mann unter dem Heere wareſt.“ „Lyſimach,“ ſagte er zu mir: „wenn ich in einer Lage bin, die Muth und Stärke fordert, dünkt mir faſt, ich ſey an meinem Platze. Wahrlich, hätten die Götter mich, bloß um ein wollüſtiges Leben zu führen, in die Welt geſetzt, ſo glaubte ich, ſie hätten mir umſonſt eine große und unſterbliche Seele verliehen. Jeder Menſch iſt leicht im Stande, ſinnliche Vergnügungen zu genießen; und haben die Götter uns nur dazu erſchaffen, ſo haben ſie ein vollkommeneres Werk, als ſie machen wollten, gemacht, und mehr ausgeführt, als unternommen. Nicht, als wäre ich unempfindlich, ſetzte er hinzu. Du zeigſt mir nur zu deutlich, daß ichs nicht bin. Als du mich beſuchteſt, fühlte ich Anfangs ein Vergnügen über deine muthige That. Aber, ums Himmels willen, laß dieß das letzte Mahl ſeyn. Laß mich mein Unglück ertragen, und ſey nicht ſo grauſam, es noch durch dein eigenes zu erſchweren.

„Calliſthenes,“ ſagte ich zu ihm, „ich will dich täglich beſuchen. Sähe dich der König auch von dem Tugendhaften verlaſſen, ſo würde er ſich keine Vorwürfe mehr machen; er würde anfangen zu glauben, du ſeyeſt wirklich ſchuldig. Ach! ich hoffe, er werde nie das Vergnügen erleben, daß ſeine Züchtigungen mich von einem Freunde wegſcheuchten!“

Einſt ſagte Calliſthenes zu mir: „Die unſterblichen Götter haben mich getröſtet; und von der Zeit an fühl' ich etwas göttliches in mir, das mich vom Gefühl meiner Leiden befreyet hat. Ich habe den großen Jupiter im Traume geſehen. Du warſt bey ihm; und hatteſt einen Zepter in der Hand, und ein Diadem auf der Stirne: er wies dich mir, und ſprach: „Der wird dich beglücken.“ Die Wallung, in der ich mich darüber befand, weckte mich auf. Ich fand meine Hände gen Himmel empor gehoben, und beſtrebte mich, zu ſagen: Großer Jupiter, ſoll Lyſimach herrſchen, ſo verleih', daß er mit Gerechtigkeit herrſche! Lyſimach, du wirſt herrſchen: glaube einem Menſchen, der den Göttern werth ſeyn muß, da er der Tugend wegen leidet.“

Indeſſen erfuhr Alexander, daß ich Calliſthenes Unglück ehrete, ihn beſuchte, und es wagte, ihn zu beklagen: und er ergrimmte aufs neue. „Geh',“ ſagte er, „kämpfe mit Löwen, Elender, der du ſo gern bey wilden Thieren biſt.“ Mein Tod wurde nur aufgeſchoben, um deſto mehrern Leuten zur Schau zu dienen.

Den Tag zuvor, ſchrieb ich an Calliſthenes: „Ich muß nun ſterben. . . . Alle Gedanken, die du mir von meiner künftigen Hoheit einflößteſt, ſind aus meiner Seele verſchwunden. Lieb wäre mir's geweſen,

wenn ich die Leiden eines Mannes, wie dubiſt, hätte lindern können."

Prexap, dem ich mich anvertraut hatte, brachte mir folgende Antwort: „Lyſimach, haben die Götter beſchloſſen, daß du herrſchen ſollest, ſo kann Alexander dir das Leben nicht nehmen: denn Menſchen widerſtehen dem Willen der Götter nicht."

Dieſer Brief machte mir Muth: ich bedachte, daß die unglücklichſten Menſchen ſowohl als die glücklichſten in der Hand der Götter ſeyen, ich beſchloß, nicht meiner Hoffnung, ſondern nur meinem Muthe, zu folgen, und mich um ein Leben, dem ſo viel verheißen war, äußerſt zu wehren.

Man führte mich auf den Kampfplatz. Rings um mich her ſtand ein unzähliges Volk, das meinen Muth oder meinen Schrecken betrachten wollte. Man ließ einen Löwen auf mich los. Ich hatte meinen Mantel um meinen Arm gewickelt: dieſen Arm ſtreckte ich ihm hin; er wollte ihn freſſen; ich ergriff ſeine Zunge, riß ſie ihm aus, und ſtürzte ihn zu meinen Füßen nieder.

Alexander war von Natur ein Liebhaber muthiger Thaten: er bewunderte meine Entſchloſſenheit; und dieſen Augenblick kehrte ſeine Seelen-Größe zurück.

Er ließ mich rufen, und reichte mir die Hand. „Lyſimach," ſagte er, „ich gebe dir meine Freundſchaft wieder; gib mir die deinige. Mein Zorn hat dich nur veranlaßt, eine That zu thun, die Alexanders Leben noch mangelt."

Ich nahm die Huld des Königs an. Ich verehrte den Rathſchluß der Götter; und erwartete ihre Verheiſſungen, ohne ſie weder zu ſuchen noch zu mei-

den. Alexander ſtarb, und alle Völker waren ohne Herrn. Die Söhne des Königs waren noch Kinder: ſein Bruder Aridäus war immer ein Kind geblieben. Olympias hatte nur die Kühnheit ſchwacher Seelen, und hielt jede Grauſamkeit für eine Heldenthat. Roxana, Eurydice, Statira, waren in Schmerz verſunken. Jedermann bey Hofe konnte jammern, und niemand konnte regieren. Alexanders Feldherren erhoben alſo ihre Augen zu ſeinem Throne: allein, die Herrſchſucht eines jeden ward durch ihrer aller Herrſchſucht in Schranken gehalten. Wir theilten uns in ſein Reich; und jeder unter uns glaubte, nur den Lohn ſeiner Mühe erhalten zu haben.

Das Loos machte mich zum Könige Aſiens: und nun, da ich alles vermag, bedarf ich der Lehren des Calliſthenes mehr als jemahls. Seine Freude verkündigt mir's, daß ich etwas Gutes gethan habe: und ſeine Seufzer ſagen mir, daß ich irgend etwas Übles zu vergüten habe. Ich finde an ihm einen Mittler zwiſchen meinem Volke und mir.

Ich beherrſche ein Volk das mich liebt, Hausväter hoffen ein langes Leben für mich, wie für ihre Kinder. Die Kinder fürchten eben ſo ſehr, mich, als ihre Väter zu verlieren. Meine Unterthanen ſind glücklich; und ich bin es bey ihnen.

Kunſtregeln*),

ein

Schlußkapitel

zu dem

Verſuche über den Geſchmack.

Alle Werke der Kunſt haben gewiſſe allgemeine Regeln, die ihnen gleichſam zu Führern dienen, und die man dabey nie aus den Augen verlieren muß.

(*) An den Bürger Valkenaer zu Paris. Bordeaux, den 28. Ventoſe, im Jahre 4.

P * * * will dir gern das Manuſcript mitbringen, das ich dir angekündiget habe. Ich wünſchte nur, daß das gegenwärtige von mehrerm Belange wäre. Aber es iſt daſſelbe, eigentlich zu reden, nichts weiter als ein Bruchſtück, das zu dem Verſuche über den Geſchmack gehört. Gleichwohl denke ich, du wirſt auch dieſe von Montesquieu geſchriebenen Zeilen nicht ohne Intereſſe leſen, und ein Gefühl von Ehrfurcht gegen dieß Blatt in deiner Bruſt verſpüren, wenn du dich an den großen Mann erinnerſt, der es in ſeiner Hand gehabt hat. Unſer Freund bekam daſſelbe von dem Secretär des Hrn. von Secondat, der gegen das Ende des Jahrs 1793, als zu Bordeaux das Menſchenblut anfing zu fließen, viele Papiere und ausgearbeitete Manuſcripte ſeines Vaters in's Feuer warf, weil er, wie er ſagte, ſich fürchtete, daß man davon einen Vorwand hervor ſuchen möchte, ſeine Familie zu beunruhigen. Secondat's Secretär, der bey dieſer traurigen Verrichtung hülfliche Hand leiſtete, und ſie vergebens zu hintertreiben ſuchte, bekam die Erlaubniß, das Fragment, das ich dir überſchicke, den Flammen zu entreißen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach ſind die Materias

So wie aber die Gesetze an sich und in ihrem allgemeinen Umfange immer gerecht, in der Anwendung aber fast immer ungerecht sind; so können auch die Regeln, die in der Theorie immer wahr sind, in der Hypothese oder Praxi falsch werden. Die Mahler und Bildhauer haben die Proportionen, die man dem menschlichen Körper geben muß, genau bestimmt, und dabey die Größe des Gesichts zum allgemeinen Maßstab angenommen; sie müssen aber diesen Proportionen alle Augenblicke entgegen handeln, weil sie dem Körper bald diese, bald jene Stellung geben müssen, und da wird denn zum Beyspiele ein ausge-

---

lien zu dem Esprit des loix, die mit vieler Ordnung in verschiedene Pappen = Umschläge gelegt waren, in diesem unglücklichen Zeitraume verbrannt worden. Hr. von Secondat ist vor drey Monathen gestorben. Ich bin vor einiger Zeit auf dem Schloße zu La Brede gewesen. Ich habe daselbst die schönen Bäume gesehen und mit meinen Händen berührt, die Montesquieu gepflanzt hatte, und wovon er in so vielen seiner Briefe spricht. Ach! die Axt hat ihrer nicht verschont! Im Nahmen der Nation zerstört man noch immer fort und Tag für Tag diese schönen Anpflanzungen, in deren Mitte man sich gefreuet haben würde, das Andenken eines der schönsten Köpfe, die Frankreich je hervor brachte, zu verehren. Die große Hochachtung und die tiefe Ehrfurcht, die Secondat für seinen Vater hägte, hatte ihn bewogen, das Schloß La Brede in eben dem Zustande, in welchem er es bey seinem Tode gefunden hatte, unverändert zu lassen. Man siehet auf demselben noch seine Stube und Kammer, sein Bett, seinen Lehnstuhl, den Tisch, an welchem er zu schreiben pflegte. Die Bücher in seiner Bibliothek stehen noch in der Ordnung, in welcher er sie hinterlassen hat. Es befinden sich darin etwa ein Dutzend Schränke, die sämmtlich nach der Art der Bücher, welche sie enthalten, eingerichtet sind. Sie sind jetzt alle versiegelt und man hat drey bis vier Mahle besonders Siegel darauf gedrückt.

ſtreckter Arm natürlicher Weiſe weit länger, als ein Arm, der nicht ausgeſtreckt iſt. Nie hat jemand die Kunſt beſſer verſtanden, als Michael Angelo; nie hat auch jemand dieſelbe beſſer anzubringen gewußt. Gleichwohl gibt es nur wenige unter den von ihm aufgeführten Gebäuden, bey welchen die Proportionen der Baukunſt genau beybehalten worden ſind. Aber er ſchien bey einer genauen Kenntniß alles desjenigen, was Vergnügen machen kann, für jedes beſondere Werk der Baukunſt eine beſondere Kunſt zu beſitzen.

Obgleich jede Wirkung von einer allgemeinen Urſache abhängt, ſo miſchen ſich doch ſo viele beſondere Urſachen in dieſelbe mit ein, daß jede Wirkung auf gewiſſe Weiſe eine beſondere Urſache hat. Mithin gibt die Kunſt die Regeln, und der Geſchmack die Ausnahmen an die Hand. Der Geſchmack entdeckt uns, bey welchen Gelegenheiten die Kunſt ſich ihm unterwerfen, und bey welchen Gelegenheiten er ſelbſt der Kunſt unterwürfig ſeyn muß.

Ende des ſechsten Bandes.

Inhalt
des sechsten Bandes.

Seite

Abhandlung über die Staatsklugheit der Römer, in Ansehung der Religion. 3

Betrachtungen über die Ursachen des Vergnügens an den Werken der schönen Künste und der Litteratur. 25

1. Kap. Von den Vergnügungen unserer Seele. 29

2. — Vom Geiste überhaupt. . . . 33

3. — Von der Wißbegierde. . . . 34

4. — Vergnügen an Ordnung. . . . 37

5. — Uiber den Reitz der Mannigfaltigkeit. 38

6. — Uiber den Reitz des Ebenmaßes und der Symmetrie. 41

7. — Von dem Kontraste. 43

8. — Von dem Reitze der Uiberraschung. 46

9. — Uiber die verschiedenen Ursachen, durch welche unsere Empfindungen hervor gebracht werden können. . 49

Inhalt.

Seite

10. Kap. Uiber die zufällige Verknüpfung gewiſſer Vorſtellungen. = = = 51

11. — Beyſpiel einer ſolchen Ideen-Verknüpfung. = = = = = = = 53

12. — Von der Feinheit der Empfindung. 54

13. — Von einem gewiſſen unnennbaren Reiz. = = = = = = = = = 54

14. — Fortſchreitende Uiberraſchung. = = 58

15. — Von Schönheiten, welche aus einer gewiſſen Verlegenheit der Seele entſtehen. = = = = = = = = 61

Gelegenheitsreden und Vorleſungen in der Akademie der Wiſſenſchaften zu Bordeaux. = = 67

Antritts-Rede bey ſeiner Aufnahme in die Akademie der Wiſſenſchaften zu Bordeaux. = = = = = = = = = 69

Rede bey der Wiedereröffnung der Akademie zu Bordeaux. = = = = = = 74

Vorleſung über die Urſache des Echo. = = 81

Vorleſungen über den Nutzen der Nierendrüſen. = = = = = = = = = 89

Entwurf zu einer Naturgeſchichte der Erde in ältern und neuern Zeiten, 1719. = 100

Vorleſung über die Urſache der Schwere der Erde. = = = = = = = = = 102

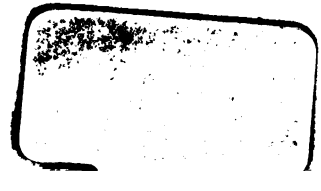
Vorleſung über die Urſache der Durchſichtigkeit der Körper. = = = = = = 109

Beobachtungen über die Naturgeſchichte. = 113

Rede über die Bewegungsgründe, die uns zu den Wiſſenſchaften aufmuntern müſſen. = = = = = = = = = = 140

Inhalt.

	Seite
Lobrede auf den Herzog von la Force.	150
Entwurf einer historischen Lobschrift auf den Marschall von Berwick.	157
Arsazes und Ismenie, eine morgenländische Geschichte.	183
Der Tempel von Gnidus.	251
Amor und Lephise.	297
Lysimach.	300
Kunstregeln, ein Schlußkapitel zu dem Versuche über den Geschmack.	305

OXFORD - TAYLOR INST.

35665927